DEUTSCHE ZUSTÄNDE UND INTERESSEN

Friedrich GIEHNE

Digitized by Google

Deutsche

Zustände und Interessen.

Friedrich Gerstäcker

Stuttgart
1861

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche

Zustände und Interessen.

Von

Friedrich Giehne.

Erstes Heft.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
1864.

Digitized by Google

Buchdruckerei der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Digitized by Google

Deutscher Nationalcharakter.

Digitized by Google

Nullos mortalium *armis* aut *fide* ante Germanos esse.

Friesische Häuptlinge in Rom, 69 n. Ch.

Quand il est question de la langue française, toute nuance germanique est très-vicieuse; mais s'il s'agissait de la bonté et de la *solidité du caractère*, à cet égard nos Français feraient bien de songer à se germaniser, et je travaille moi-même à me germaniser autant que je puis.

A. v. Prémontval, 1759.

Der iſt ein Deutſcher wohlgeboren,
Der, von Betrug und Falſchheit frei,
Hat voll der Redlichkeit und Treu,
Nicht Glauben, nicht Freiheit verloren.

Schlachtlied der Landsknechte.

Digitized by Google

Nationale Vorurtheile gibt es in der Welt überall; in Deutschland gibt es auch widernationale. Wenn andere Völker geneigt sind, sich zu überschätzen: — bei den Deutschen findet man eher das Gegentheil; sie achten sich leicht geringer, als sie sind; sie überschätzen gern andere Völker; sie haben als Nation Vorurtheile gegen sich selber. An ihnen ist eingetroffen, was Montesquieu sagt: „es entspringen eben so viele Fehler daraus, daß man zu wenig, als daraus, daß man zu viel auf sich hält.“ Ja, es hat eine Zeit gegeben, wo deutscher Nationalsinn gänzlich in Abgang gekommen schien, und wunderbar genug, es ist die klassische Literatur der Deutschen, in der sich Dies abspiegelt.

An Wieland hat schon der alte Jahn ausgesetzt, daß seine Schriften eben so gut jeder andern Literatur angehören könnten. Lessing fand es wunderlich, den Deutschen ein Nationaltheater diktiren zu wollen, „ehe sie eine Nation sind“; Herder, den Satz scharf zuspitzend, nannte sie eine Nation, die keine ist. Den Mangel an deutschem Selbstgefühl mögen Beide beklagt haben; in dem nackten Ausspruch übrigens lag ein Mitantheil an der Sache selbst.

Der populärste der deutschen Klassiker ist Schiller; er war eine deutsche Natur durch und durch, aber deutschen Nationalsinn hatte er nicht. Französischen dichtete er in seiner „Jungfrau von Orleans“; eine Art von englischem, kurios aufgefaßt, spielt in „Kabale und Liebe“ mit: zu Gunsten einer Mätresse nämlich, die zufällig eine Engländerin ist. „Umgürte dich mit dem ganzen Stolze deines Englands,“ läßt er einen deutschen Edelmann und Offizier ausrufen, „ich verwerfe dich, ein deutscher Jüngling.“ Die Verwerfung begreift sich von selbst; was aber hatte der „ganze

Digitized by Google

Stolz Englands“ mit einer Kebse zu thun? Liest es sich nicht, als sollte in deutschen Augen englische Nationalität gleichsam für eine höhere Rangstufe gelten, — für einen angeborenen Vorzug, der selbst jene andere Eigenschaft noch mit einem Nimbus übergösse?

Denke man sich den Fall umgekehrt nach England hinüber: — kein englischer Dichter hätte so Etwas ausgesonnen und auf die Bühne gebracht; es wäre ein Mangel an nationaler Selbstachtung gewesen.

Von Schillers „Wilhelm Tell“ ist gerühmt worden, er habe der deutschen Erhebung gegen Napoleon I. vorgearbeitet. Schwebte dem Dichter selbst eine solche Absicht vor, so hat er sich seltsam in der Wahl seiner Mittel vergriffen. Natürlich setzte jene Unterstellung ein gleichartiges Verhältniß, also für Uri, Schwyz, und Unterwalden eine nationale Erhebung voraus; traf Dies nicht zu, so fiel auch die gesuchte Beziehung weg. Nun aber gab es zu Anfang des 14. Jahrhunderts weder ein schweizerisches Volksthum noch einen Namen dafür, auch noch keinen Anspruch darauf, sondern in dem Entstehungskampfe Dessen, was man nachmals die Schweiz hieß, standen schlechthin Deutsche gegen Deutsche, noch dazu beiderseits einer und derselben Unterabtheilung, nämlich der alemannischen angehörig. Es war eine innere Fehde, — nach heutigen Begriffen ein Bürgerkrieg. „An's Vaterland, an's theure schließ' dich an“: — die Mahnung hätte in dem Uri von 1307 nur auf das gemeinsam-deutsche gehen können; ein ausgeschiedenes kleineres war noch gar nicht vorhanden, auch nicht ein Gedankenbild dafür. Später allerdings gieng aus jenen Anfängen eine Losreißung von Deutschland hervor; allein wenn in „Wilhelm Tell“ diese gefeiert werden sollte, so war Das ganz wohl eine poetische Rechtfertigung für den Rheinbund, als welcher nun ebenfalls kleinere Vaterländer aufwies, nicht aber für eine Erhebung gegen Napoleon, den Protektor desselben.

Auch in kleineren Zügen, nicht unbedeutsam übrigens, drückt sich eine ähnliche Achtlosigkeit für nationale Gesichtspunkte aus. Im „Gang nach dem Eisenhammer“ z. B. erleidet das ehrliche alte Zabern die Umtaufe in Saverne, eine erst von der Franzosenherrschaft herrührende Verwelschung des Namens, für das Mittelalter also eine historische Unwahrheit, und im „Ritter von

Digitized by Google

Toggenburg" ist die ursprüngliche Sage von Roland und Nonnenwerth, man sieht nicht warum, von ihrem rheinischen Schauplatze weg auf einen andern verlegt, den Schiller nach seiner Tellsauffassung für ethnographisches Ausland hielt. Ein „Land Schweiz", wie es in der Ballade vorkommt, war dem Zeitalter der Kreuzzüge eben so wenig, als dem noch deutschen Elsaß eine Grafschaft „Saverne" bekannt.

Der dreißigjährige Krieg ist ein Hauptwendepunkt in den Geschicken der deutschen Nation; — Schillers „Wallenstein" hat die Eigenheit, daß in dem ganzen Drama nirgends ein deutsch-nationales Motiv sichtbar wird. Und doch war historisch ein solches vorhanden, und zwar eben auch in dem kaiserlichen Heere, das er fast nur als Ansammlung soldatischer Glücksjäger schildert. Trotz aller Verwirrung der Begriffe war deutscher Nationalsinn nicht ausgestorben; es gab noch Deutsche genug, die vor Allem das Bedürfniß eines nationalen Zusammenhalts fühlten, das gemeinsame Interesse, um jeden Preis die fremde Annexirungslust niederzuwerfen, und denen jede Anlehnung an die letztere als Verrath an der Nation galt. Ein Unterschied der Religion kam dabei nicht in Betracht; es spielte auch kein Nebeninteresse mit; sie wollten einfach weder einem französischen noch einem schwedischen Zugriffe Handreichung thun. Für *diesen* Theil der Nation — und er war doch wohl der besser deutsche — gab es nur *ein* Panier des Zusammenstehens, und das war die Fahne des *Kaisers*; — national genommen ein naheliegendes Motiv, auch der Schlüssel dazu, wie es möglich war, daß z. B. das Wallensteinische Heer in seiner Mehrheit aus Protestanten bestund.[1]

Was Schiller hier als Dichter zu ignoriren schien, das hat er als Historiker mit Bewußtseyn bekämpft: seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges feiert tendenzmäßig das Widernationale. Daß bei den Reichsständen es sich nicht um Glaubensfreiheit handelte, um die der Unterthanen ohnehin nicht, darüber ist er im

[1] So ward als Klage geltend gemacht auf einem Versammlungstage der Liga 1627; so schrieb Erzherzog Leopold, Fürstbischoff von Straßburg und Passau, 1629 an den Kaiser („zumal da die meisten Soldaten Kalvinisten oder Lutherische sind"). Noch vor Ende des Krieges war ein kaiserlicher Oberfeldherr selbst Protestant.

Digitized by Google

Klaren; daß aber im Kaiserthum die Einheit der Nation lag, die mit der Schwächung desselben in Splitter gieng, dafür hatte er den Blick nicht oder es war ihm gleichgiltig. Das Band der Einheit nennt er das „kaiserliche Joch"; den Anschluß an fremde Eroberungslust die Sache der „deutschen Freiheit"; mit Schweden und Dänemark theilt er lebhaft die Besorgniß, daß der Kaiser „eine Rolle auf der Ostsee spielen" möchte; — nahezu auch mit der Bürgerschaft von Magdeburg, was er ihr nachrühmt, und das ist ihr „unüberwindlicher Widerwille gegen den kaiserlichen Namen." Die Magdeburger ihrerseits dachten nicht daran, daß die Weiterentwicklung der Politik, für die sie mitgekämpft, die Kraft des Städtewesens in Deutschland brechen würde; Schiller in seiner Geschichte nicht, daß eben der Gang der Dinge, den er dort anpreist, der Anlauf zu politischen Zuständen war, wie er sie in „Kabale und Liebe" an den Pranger stellt.

In einem der Briefe Schillers findet sich eine Äußerung über Nationalität, wonach ihn so Etwas nicht erwärmen konnte; es schien ihm zu geringfügig. Woher aber hinwiederum ein Sinn für fremdes Nationalgefühl? In der „Jungfrau von Orleans" macht er Gott selbst gleichsam zu einem Franzosen, der sich gegen die Engländer in Bewegung setzt; in der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs legt er ein feines Verständniß für die französisch-nationale Politik Richelieu's an den Tag. Die vorherige tadelt er; „ein großer Geist am Ruder des Staats würde die Protestanten zum Gehorsam gebracht und ihren Brüdern in Deutschland die Freiheit erfochten haben." So kommt er der Einmischung Frankreichs entgegen, ehe sie da ist, erwartet sie sehnsüchtig, und begrüßt endlich in Richelieu den „großen Staatsmann", der jenen Weg einschlägt, d. h. der in Frankreich „die Wuth der Faktionen und den Dünkel der Großen niederbeugt," um sofort in Deutschland zu unterstützen, was er daheim zu bekämpfen fortfährt. Bei Richelieu selbst ist Das kein Widerspruch; er wollte Frankreich zusammenhalten und Deutschland zersplittern, — Beides, weil es im französischen Interesse lag. Wie aber ein Deutscher Solches zusammenreimen, ein Protestant die Verfolgung der Protestanten in Frankreich gutheißen konnte, Das ist nicht anders erklärbar, als wenn er ebenfalls jenes französische Interesse verstand und in sich

Digitized by Google

aufnahm; — daß ihm das deutsche daneben unverständlich blieb, würde der „große Staatsmann“ selber wunderlich gefunden haben.

In welcher andern Literatur findet man einen Klassiker, der in dieser Art ein Sachwalter ausländischen Eingriffs wäre?

Es war die Krankheit seines Zeitalters in Deutschland. Auch Goethe, in anderer Hinsicht eine stolze Erscheinung, hatte darin Nichts voraus; ein besonderes Gefühl für Deutschland lag ihm ferne. Aus einer gewissen politischen Selbstbeschränkung kam er schon als Minister eines Duodezstaates schwer heraus; nebstdem ruhte er gerne beschaulich in sich selbst, wollte nicht gestört, nicht unruhig angeregt seyn, ließ also die Dinge an sich kommen oder vorübergehen, wie es sich eben fügte, und nahm gleichsam nur herablassend Notiz von der Außenwelt. Es lag ein olympischer Gleichmuth darin; den Geschicken der Nation gegenüber jedoch keine Größe mehr, nicht einmal eine Vornehmheit. Noch zu Anfang des Jahrs 1813 berief er sich auf Napoleon; „der Mann ist euch zu groß: ihr werdet eure Ketten nimmer zerbrechen, sondern nur noch tiefer ins Fleisch ziehen.“ Ein Standpunkt außerhalb der Nation also, die er wie ein unbetheiligter Zuschauer von sich abschied. „Laßt ihn gehen“, sagte Stein darüber, „er ist alt geworden“; allein in dieser Beziehung war Goethe niemals jung, d. h. niemals anders gewesen. Sein „Egmont“ verherrlicht, wie Schillers Tell, eine Bewegung, die, wenn auch nicht in Brüssel selbst, mit einem Abfall von Deutschland endigte; sein „Götz von Berlichingen“ ficht blos mit seinen Nachbarn, nicht, wie der wirkliche, auch gegen den Reichsfeind; sein „Wilhelm Meister“ gehört keiner Nation an. Er wich nicht von seiner sonstigen Art und Weise ab, als er inmitten des Sturms von 1813 kalt blieb; national fühlte er nicht, und erregt wollte er nicht seyn, ganz wie vorher. Nur machte es jetzt einen grelleren Abstich, wenn er sich so schlicht in seiner Art gehen ließ, wie in dem Stoßseufzer über die Schlacht bei Leipzig. Diese kam ihm in der That ungelegen: er hatte eben vorgehabt, sich wieder einmal auf dem Schlosse zu Dornburg umzusehen, und Das war nun leider unthunlich von wegen der Völkerschlacht.[2] Ein

[2] Goethe selbst, in den „Tag- und Jahresheften“, nachdem er aufgezählt, welche bedeutende Personen er nach der Schlacht von Leipzig in Weimar gesehen, bemerkt über sein Verhalten zu der Zeitbewegung: „Hier muß ich noch einer

Digitized by Google

Weltverhängniß als Störung eines Herbstausflugs! Hier schrumpfte der Olympier in einen Zwerg ein, der an dem geringsten Lützower hinaufzublicken hatte, und er empfand es nicht; so sehr war ihm der große Umschwung fremdartig, unbequem, entbehrlich. Hätte Schiller ihn erlebt, er mochte, mit seiner Vergangenheit brechend, in nationaler Begeisterung auflodern; — Goethe blieb kalt.

Räthselhaft daneben klingt ein Urtheil, das er über die Deutschen fällte. „Wie achtbar im Einzelnen," sagte er zu Luden einst, „und wie lumpig im Ganzen!" Letzteren Satz streicht die Erhebung von 1813 aus; wie aber verhielt sich Goethe dazu?

Friedrich Richter, im Uebrigen so sehr ein Deutscher, daß nur schwer eine andere Nationalität ihn verstehen oder ihm Geschmack abgewinnen mag, konnte, neben Anläufen zu Patriotismus, so undeutsch seyn, wie sein Dichtername „Jean Paul", (er selbst sprach auch das zweite Wort französisch aus,) den er von Leipziger Kellnern entlehnt zu haben schien. Ernst Förster rühmt von ihm in seiner Lebensgeschichte: „Für die Menschheit hätte er gerne die Deutschheit gegeben; als aber beide einen Feind hatten, wandte er sein Auge wider diesen. Nur in den Jammergesang der Verzagten stimmte er so wenig, als in den Aufruf zum Franzosenhaß." Dies ist nun wieder ein anderes Motiv, als bei Goethe; wäre Napoleon liberaler gewesen, sey es auch nur für Frankreich, so hätte „Jean Paul" Nichts gegen französische Herrschaft gehabt.

Die Menschheit konnte er füglich dabei aus dem Spiele lassen; — was sollte es ihr für ein Gewinn seyn, wenn die deutsche Nation keinen Charakter mehr hätte? Die Deutschheit allerdings gab er mitunter wohlfeil ab. Seinen „Titan" läßt er unter Anderm für die Freiheit „Galliens", d. h. für die „Neufranken" begeistert seyn, und zwar bis zu dem Grade, daß er für sie zu

Eigenthümlichkeit meiner Handlungsweise gedenken. Wie sich in der politischen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervorthat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste. Dahin ist denn zu rechnen, daß ich von meiner Rückkehr aus Karlsbad an mich mit ernstlichstem Studium dem chinesischen Reich widmete, und dazwischen, eine nothgedrungene, unerfreuliche Aufführung des Essex im Auge, der Schauspielerin Wolf zu Liebe, und um ihre fatale Rolle zuletzt noch einigermaßen glänzend zu machen, den Epilog zu Essex schrieb, gerade an dem Tage der Schlacht von Leipzig."

Digitized by Google

kämpfen gedenkt. Zu Anfang der neunziger Jahre kam dieſe Schwärmerei häufig genug vor; allein Friedrich Richter ſchrieb Das zu einer Zeit, wo das linke Rheinufer bereits verloren und damit aufs klarſte vorgezeichnet war, um was es ſich zwiſchen Frankreich und Deutſchland handelte. Vielleicht unterſtellte er, daß die jenſeitigen Deutſchen nunmehr von Vorſehungs wegen in Franzoſen umgewandelt ſeyen; in einem andern ſeiner Romane wenigſtens (Katzenbergers Badereiſe) ſpricht Bona zu Theoda: „aber dein deutſches Herz wird ewig franzöſiſches Blut umtreiben," und der Verfaſſer ſelbſt fügt erläuternd hinzu: „Theoda hatte eine Elſäſſerin zur Mutter gehabt." Als ob das Geblüt der Völker wechſelte, wenn eine Landkarte anders angeſtrichen wird!

War an der Spitze der Literatur eine ſolche Armuth an Nationalſinn möglich, ſo darf man ſich nicht wundern, daß etwas weiter abwärts nationale Geſinnungsloſigkeit es bis zur Wegwerfung trieb. Man ſtürzte geradewegs dem Feind in die Arme. Das hieß denn zeitgemäß, war eine Sache des Fortſchritts. Manchem galt in der That Napoleon für einen Freiheitsmann, dem nur die Reaktion abhold ſey; Andere, wie Johannes Müller in dem weſtfäliſchen Kaſſel,[3] verehrten ihn als den Hort neugebackener Nationalitäten und den Vereiniger getrennter Stämme; ja, Einer entdeckte gar, Deutſchheit beſtehe aus Weltbürgerei und Napoleon ſey ihr Vertreter.

Dies Alles war freiwillig; es wußte ſich beſchützt, aber es konnte nicht erzwungen werden.

Was auf der Gegenſeite ſtand, hatte den Anſchein, in der Minorität zu ſeyn; ſo ſehr war es durch zwingende Umſtände eingeengt. Ein ausländiſcher oder ein verhehlter Druckort, Geheimhaltung des Verlegers, dann heimliche Verſendung zu heimlichem

[3] Als Miniſter des Königs Hieronymus ſchloß er am 22. Auguſt 1808 die weſtfäliſche Ständeverſammlung mit einer franzöſiſchen Rede, worin es unter Anderm hieß: „Pour la première fois, autant que le porte le souvenir de l'histoire, ces provinces, qui jamais n'avaient été la patrie d'un seul peuple, jadis confondues dans les assemblées des tribus germaniques, puis isolées sous la souveraineté de beaucoup de princes, se sont assemblées par leurs représentants devant le trône d'un maître seul et commun, pour des intérêts généraux."

Digitized by Google

Absatz, und dazu Palms Martyrtod noch in frischem Gedächtniß: — das waren schwere Hemmnisse für eine Schrift, die in alle Welt ausgehen sollte. Ernst Moritz Arndt, der unermüdliche Kämpe, fand erst in der Bewegung selbst den Weg zu der vollen Öffentlichkeit. Von seinem „Geist der Zeit" gab er den zweiten Band, in einer Umarbeitung, 1813 neu heraus; wie er in der Vorrede bemerkt, war die frühere Auflage, 1809 jenseits des Meeres gedruckt, nur wenig unter die Leute gekommen. Dem ersten Band, 1806, wird es kaum anders ergangen seyn. Was aber vor 1813 öffentlich erschien, war in Rücksichten aller Art eingebannt. Jahns „deutsches Volksthum", 1810, enthielt keine direkte Beziehung gegen Frankreich; eine indirekte schnitt sich dadurch ab, daß der Verfasser Weihrauch hatte für Moritz von Sachsen, der doch zuerst deutsches Land in französische Hände bringen half, und daß auch Bernhard von Weimar ihm nicht ganz als widernational galt. Die Tendenzen Beider hätte Napoleon selbst unterschreiben können. Lortet, der französische Uebersetzer des Buchs, (denn man muß wissen, daß Jahns deutsches Volksthum nachmals ins Französische übertragen wurde,) stellt die Sache richtig in ihr französisches Licht, indem er dem Namen Bernhards die trockene Notiz beifügt: „Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar, war einer der besten Heerführer Ludwigs XIII.; er eroberte das Elsaß, das ihm dieser König geschenkt hatte, und starb in Neuburg 1639."[4]

Jahn hatte wenigstens die Absicht, stets national zu seyn; auch gegen Napoleon war sein Antrieb ein nationaler. Es war nicht bei Jedermann so. In Berlin, sollte man denken, hätte es für den Kampf gegen Napoleon nicht erst einer langen Motivirung bedurft. Als Nationalsache verstand er sich von selbst; aus der

[4] Die Übersetzung führt den Titel: „Recherches sur la nationalité, l'esprit des peuples allemands, et les institutions qui seraient en harmonie avec leurs moeurs et leur caractère, par Fr. L. Jahn; traduit de l'allemand, avec notes, par P. Lortet, docteur en médecine"; Paris, 1825. Die erläuternde Anmerkung über Bernhard steht S. 385. „Bernard, duc de Saxe Weimar, était un des meilleurs capitaines de Louis XIII. Il s'empara de l'Alsace que ce roi lui avait donnée" etc. Auf S. 175 ist die bekannte Stelle von „Götzens eiserner Hand" und dem „Heilbronner Rath" übersetzt: „puisse la main de fer de l'idole tomber sur eux comme sur les archers du conseiller de Heilbronner."

Digitized by Google

bloſen Weltbürgerei ließen ſich auch ganz andere Schlüſſe ziehen. Fichte der Philoſoph aber, als der Kampf ſchon im Ausbruche begriffen war, ſah darin nicht ſowohl eine Nationalſache, als vielmehr einen „Kampf der Geſellſchaft, welche die Unterjochung ihrer Kräfte für fremde Zwecke nicht mehr dulden, ſondern dieſe Kräfte frei machen will für ſelbſt zu wählende Zwecke.“[5] Abſtrakt genug jedenfalls; denn mit dieſem Satz hätte eben ſo gut ein Zug Rekruten gegen den Unteroffizier, — ein Orcheſter gegen den Kapellmeiſter, — das alte Preußen gegen den großen Friedrich aufſtehen mögen, welcher es niemals um ſeine Meinung befragte. Der praktiſche Unterſchied gieng tief. Als ein wiederholter Friedensſchluß deutſche Provinzen bei Frankreich ließ, weil man es groß wolle, nur gegen Napoleons Deſpotismus gekämpft habe, da war blos ein deutſch-nationaler Einwand ſtichhaltig; — der Satz Fichte's bot keinen dar. Eher war er für Anſprüche auf ein franzöſiſches Parlament zu gebrauchen; denen aber wurde bekanntlich ihre Befriedigung.

Aus der deutſchen Literatur, Alles zuſammengehalten, gieng die Erhebung von 1813 nicht hervor. Daß ſie dennoch kam, iſt ein Beweis zähen Volkscharakters: es gab einen Nationalgeiſt ohne die Literatur, theilweiſe trotz derſelben. Der gewaffnete Aufſchwung alsdann brachte ſeine eigene Literatur mit ſich, unmittelbar

[5] Deutſche Pandora, erſter Band, Stuttgart, 1840; Erinnerungen aus dem Befreiungskriege, von Friedrich Förſter, S. 41 ff., Brief aus Berlin vom 20. Febr. 1813. „Welche Allmacht dem Ich gegeben iſt, hat uns der franzöſiſche Alleinherrſcher gezeigt; er iſt nichts Anderes, als die Inkarnation des Ichs, welches ſich ſelbſt will. Was vermochten gegen ihn alle Koalitionen, was haben England und Oeſterreich, Rußland und Preußen ausgerichtet? Weder mit Kanonen noch mit Bajonetten, weder mit engliſchen Guineen noch mit Wiener Papierſchnitzeln war dieſer Geiſt zu bannen. Nun aber iſt das Zauberwort gefunden: gegen das Ich, welches ſich ſelbſt will, tritt in unſerem Fichte das Ich auf, welches ſich ſelbſt weiß, und es wird von Napoleon heißen, wie Luther vom Pabſte ſingt: „„Ein Wörtlein kann ihn fällen.““ Seitdem ſich die Philoſophie gegen Napoleon erklärt, iſt ihm ſein Urtheil geſprochen.“ Dieſe Aeußerungen legt Förſter einem Zuhörer Fichte's in den Mund; die oben angeführten Worte aber ſind von Fichte ſelbſt, aus der Rede, womit er ſeine Zuhörer entließ. „Der Kampf“, ſagte er weiter, „wird begonnen im letzten Grunde für unſer Intereſſe, für das Intereſſe der Freunde der Befreiung des Geiſtes; ob es auch nicht Jeder ſo meint und verſteht, wir können es ſo verſtehen“ ꝛc.

Digitized by Google

aus der Zeit heraus, Leyer und Schwert im Verein; — es war gleichsam eine Ausnahme von der andern, ein literarisches Zwischenreich, eine Unterbrechung. Hier liegt denn auch der Erklärungsgrund, warum schon so bald nach dem großen Nationalkampfe die Undeutschheit wieder im alten Geleise war. So wie die Pariser Mode in der Tracht, so kam auch in andern Dingen wieder ein französischer Einfluß auf. Die Kriegsgeschichte selbst blieb nicht frei davon. Die Franzosen schrieben die ihrige tendenzmäßig, d. h. mit grellen Lichtern für französische Eitelkeit; — in Deutschland wurde Das übersetzt. Mit den Erinnerungen an Napoleon, den sie am Ende zweimal hintereinander verlassen hatten, trieben sie nun einen Verehrungsdienst, dessen kurzer Sinn der Wunsch neuer Eroberungen war; — in Deutschland fanden sich Mitverehrer. An Ludwig Philipp war und blieb ihnen unverzeihlich, daß er die „Verträge von 1815" unangefochten ließ; — seltsam genug: auch Das griff durch, und auch in Deutschland schmähte man den französischen Friedenskönig. Es gab Zeiten, wo die Pariser Presse förmlich der deutschen ihre Gedanken einflößte. Auch die Unterhaltungslektüre Deutschlands borgte im Uebermaß aus Frankreich und England herüber; die übersetzende Literatur, schon als die wohlfeilste, drang in die weitesten Kreise ein, und Das mit doppeltem Schaden, weil nur allzuhäufig auch der Geist der Sprache darin mißhandelt war. Nationale Selbstachtung ohnehin. Wenn ein englischer Novellist eine Schlacht von Waterloo ersann, in der keine Preußen vorkamen: — es fehlte nicht, daß ein deutscher Nachtreter es übersetzte und ein deutsches Publikum es las, ohne darüber eine Miene zu verziehen. Wenn ein französischer Dramatiker, verlegen um einen guten Schluß, ein gegen Deutschland gehässiges Stück mit einem Lebehoch für Frankreich endigen ließ: — der Mann konnte sicher seyn, daß er ein deutsches Echo weckte, und daß sein Lebehoch nachgerufen ward in Deutschland, von Hauptstadt zu Hauptstadt, in Hof- und Nationaltheatern. Auf all diesen Wegen zog Fälschung der Geschichte, Verderbniß der Sprache und des Geschmacks, Untergrabung des Nationalgefühls breit und massenhaft in ein Publikum ein, das nicht anders wußte, als daß Literatur eine Belehrung und das Theater eine Bildungsanstalt sey. Mitwirkend half dazu eine schlimme Art

Digitized by Google

von Halbwissen, aus verwelschter Erziehung hervorgegangen und im Zenith bis zu jener Verschrobenheit ansteigend, die da im Stande ist, von „Guillaume Tell“ zu reden, weil sie ihn zuerst aus Florian kennen lernte, oder von „Charlemagne“, weil so das französische Schulheft schrieb. Das ganze Unwesen war ein Rückfall: — es war die Undeutschheit wieder, die sich 1813 unterbrochen sah, — eine Literatur außerhalb des Volksthums.

Um eine solche Charakterlosigkeit von sich abzulehnen, dazu brauchte man weder einen Kaiser noch ein Parlament, sondern blos einigen Sinn für Selbstachtung. Zwar hätten es Manche gern den Regierungen aufgehalst, als welche für besseres Deutschthum sorgen sollten; allein Charakter empfängt man lediglich von sich selbst: er kann nicht von Polizei wegen eingeführt, nicht von Regierungs wegen oktroyirt werden. Den alten Lessing hielt seine Klage, wie schwierig ein Nationaltheater sey, mit nichten ab, in „Minna von Barnhelm“ ein Stück zu liefern, das gänzlich auf deutsch-sozialen Zuständen beruht; auch meinte er mit dem beklagten Mangel schwerlich eine politische Verfassungsart. In *seinem* Deutschland bestand noch Kaiser und Reich zu Recht; es kam nur darauf an, die Form mit nationaler Gesinnung auszufüllen. Ein solcher Geist wird ja eben dadurch entwickelt, daß der Einzelne, gleichviel unter welchen Umständen, das nationale Motiv überall ausfindet, voranstellt, und es fördern hilft, so viel an ihm ist; nur aus den Einzelnen setzt sich das Ganze zusammen. Der Mangel an Geist aber hat kein Recht, den Mangel an Form anzuklagen; sie bliebe ihm leer und nutzlos.

Im deutschen Volksthum, so wie es der Lauf zweier Jahrtausende aufweist, lag die Selbstunterschätzung nicht; der deutschen Geschichte gegenüber ist Mangel an Nationalstolz eine *Neuerung* in Deutschland. Als Julius Cäsar die Bekanntschaft der Deutschen machte, noch in Gallien, hatte er es mit Ariovist zu thun: — dem Römer, nach seiner eigenen Schilderung, trat der Deutsche mit ebenbürtigem Stolz entgegen. Von zwei friesischen Häuptlingen als Besuchern Roms, es war unter Nero, erzählt Tacitus, wie man sie in das Theater des Pompejus führte, und wie sie dort, in den Reihen des Senats einige Ausländer gewahrend, und auf ihre Nachfrage verständigt, daß Solches eine Ehrenbewilligung sey,

Digitized by Google

alsbald ihre Plätze verließen und sich ebenfalls in den Senat einreihten; kein Mensch auf der Welt, erklärten sie, gehe den Deutschen vor, sey es in Treue oder Tapferkeit.[6] Ein „geeinigtes Deutschland" gab es damals nicht; daß sie jedoch nicht von friesischer, sondern von deutscher Tapferkeit und Treue sprachen, legt schon in dieser frühen Zeit einen Gesammtsinn, ein nationales Bewußtseyn an den Tag. Die Deutschen warfen das römische Reich um und richteten es wieder auf, als „römisches Reich deutscher Nation" nämlich; mit einer geringen Meinung von sich würden sie weder das Eine noch das Andere gethan haben. Im Mittelalter trugen sie deutsches Gesetz und Bürgerthum, deutsche Sprache und Bildung in fremde Länder; ein Gang der Dinge, welcher genugsam ihren Glauben an sich selbst ausdrückt. Die Erfolge der Hansa und des Deutschen Ordens ruhten auf dieser Grundlage. „Ich weiß nicht, wie es kommt," schrieb noch um 1483 ein Ulmer Predigermönch, „daß eher wir Deutsche in das Gebiet Anderer hineinwachsen, als umgekehrt sie in das unsrige"; er kam eben von einer Pilgerfahrt zurück, deren Beschreibung unter Anderem die Zunahme des Deutschthums an der italienischen Sprachgränze schildert.[7] Aeneas Sylvius, obwohl ein Italiener, erwähnt einmal

[6] Tac. Ann., lib. XIII., cap. 54. (A. U. 812, A. Ch. 59.) Verritus et Malorix, Frisiorum duces, profecti Romam, dum aliis curis intentum Neronem opperiuntur, inter ea, quae barbaris ostentantur, intravere Pompeji theatrum, quo magnitudinem populi viserent. Illic, per otium (neque enim ludicris ignari oblectabantur) dum consessum caveae, discrimina ordinum, quis eques, ubi senatus, percunctantur, advertere quosdam cultu externo in sedibus senatorum, et, quinam forent, rogitantes, postquam audiverant, earum gentium legatis id honoris datum, quae virtute et amicitia romana praecellerent: nullos mortalium armis aut fide ante Germanos esse, exclamant, digrediunturque et inter patres considunt.

[7] Fabri evagatorium terrae sanctae, im 2. Bande der Biblioth. des Stuttg. literarischen Vereins, S. 75, von Trient: „Sunt quasi duae civitates, inferior et superior. In superiori habitant Italici, sed in inferiori sunt Alemanni. Et ibi est divisio linguae et morum. Raro inter se habent pacem, et saepe ante tempora nostra fuit illa civitas dilacerata, quandoque ab Italicis in odium Theutonicorum, aliquando a Germanis in displicentiam Italorum. Non sunt multi anni elapsi, quod Theutonici in illa civitate erant hospites et pauci; nunc vero sunt cives et urbis rectores, quia Alemani in dies magis et magis augmentantur. Quae autem sit causa augmenti eorum,

Digitized by Google

beiläufig, als einer bekannten Sache, des „gangbaren Leumunds“ der Deutſchen, daß ſie „die andern Völker überträfen“;[8] ſein Landsmann Scipio Chiaramonti, ſchon in das 17. Jahrhundert hineinreichend, ſchreibt ihnen einen „maßloſen Hochmuth“ zu.[9] Auch die Spanier Karls V. fanden ſie ſtolz, und der Franzoſe Richelieu, der Kardinal, ſpricht in ſeinen Denkwürdigkeiten mehrfach von ihrer hochfahrenden Sinnesart und ihrer landesüblichen Verachtung für auswärtige Mächte.[10] Man ſieht, es war da noch unentdeckt, daß ihr „eigenſter nationaler Beruf“ die kosmopolitiſche Miſſion ſey, „das geiſtige Leben der Völker zu vermitteln.“ Erſt einem ſpätern Geſchlecht, an Entſagung gewöhnt, war der Fund dieſes Lückenbüßers aufbehalten; auch gieng noch eine lange Zeit hin, bis Deutſchland außerphiloſophiſch weit genug herunter war, daß Frau von Staël, weitab von Richelieu, es allernächſt als die „Heimath des Gedankens“ auffaſſen konnte. Dies nämlich fand unter der Herrſchaft Napoleons ſtatt; — in Anbetracht der Umſtände

quod nos potius crescimus in regiones aliorum, quam illi crescant in regiones nostras, adhuc non didici.“

[8] Aeneas Sylvius Piccolomini, geb. 1405, † 1464, als Pabſt (von 1458 an) Pius II. Der Ausſpruch iſt einer italieniſchen Edelfrau in den Mund gelegt: „Nisi testes oculi essent, nunquam tibi hoc narranti credidissem; *etsi fama fuerit, omnibus gentibus praestare Germanos.*“ (Aen. Sylvii opera, Basil. 1571, p. 626.) Aehnlich äußert er ſich in eigenem Namen: „Mihi seu nova consideranti, seu vetera mente repetenti, inter omnes nationes, quas bello idoneas judicant, nulla expeditior, nulla fortior, nulla peritior, nulla audentior, quam vestra, o Germani, videtur. Vobis homines, vobis equi, vobis arma, vobis pecuniae sunt. *Nulla natio tam grandis sub coelo est*, quae habeat Deos appropinquantes sibi, sicut adest vobis Dominus Deus noster.“ (Ep. 131.)

[9] Scipionis Claramontii Caesenatis (geb. 1565, † um 1651) de conjectandis cujusque moribus et latitantibus animi affectibus, lib. II., cap. 6: „Germani *superbi;* sed barbari dicuntur; feroces in bello habilioresque ferocia, quam Galli; minus alieni appetentes quam reliqui, unde proniores in justitiam“ ..... Cap. 7: „*Superbia quoque gentis immodica*“ ..... (Er rächt ſich übrigens für dieſen Stolz, indem er hinzuſetzt, derſelbe rühre von ihrer geiſtigen Starrheit her.)

[10] Von dem Herzog von Friedland gegenüber dem König von Schweden: „Friedland lui répond avec un *orgueil allemand*“ ..... (V., 145.) Und wieder VI., 396: „Walstein, homme *superbe* et plein de haine et de *mépris* de toutes les puissances étrangères, *ce qui est naturel à tous les Allemands.*“

Digitized by Google

allerdings ein zweifelhafter Ruhm, — nah' anstreifend an den des Dichters, der bei der Theilung der Erde leer ausgeht, oder des Philosophen, der sein gesammtes Besitzthum in Wolkenkukucksheim liegen hat.

In jenem alten Stolze sprach sich eine frische Lebenskraft aus; der Eintausch dafür war „von des Gedankens Bläße angekränkelt." Die Einbildung einer kosmopolitischen Mission schloß einen Verzicht auf nationalen Charakter in sich. Aus einer Wolke von Schulstaub heraus mag man die Welt anders ansehen, als in dem Wettkampfe des Lebens auf Straße und Markt; — es war eine anstudierte Verkehrtheit, eine literarische Krankheit gleichsam, eine Abweichung von der gesunden Volksnatur. Vorübergehend wuchs dieser Mangel an Stolz bis in ein Zerrbild von Selbstverachtung aus. „Wenn zwölf Deutsche beisammen stehen, so machen sie ein Dutzend, und wenn ihnen Jemand Etwas thun will, so rufen sie die Polizei." Solche Sprüchlein, in Deutschland selbst, hat einmal eine literarische Mode in Umlauf gesetzt. Die Mode gieng von „Herrenleuten" aus, die mit dem wirklichen Volke gar nicht in Zusammenhang stunden; der Anstoß dazu von einer Art politischen Ärgers, daß bisher das „Volk" nicht gethan hatte, was sie selber bleiben ließen: — es hatte für Das, was zunächst ihr Interesse war, keine Revolution gemacht. Dafür hieß es nun feig, dumm, niederträchtig, ein Lakaienvolk, und was dergleichen mehr war. Ludwig Börne unter Andern, obwohl er seinerseits eben so wenig eine Revolution anfieng, nicht einmal eine Verschwörung, schob Alles dem Deutschthum in die Schuhe; was ihm mißfiel, das nannte er „deutsch"; wenn er vom Pferd gefallen wäre, er hätte es ohne weiters der Nation gebucht: „wir Deutsche können eben nicht reiten." Politische Siege gewann diese Taktik nicht, theils weil sie mehr mit Fiktionen rechnete, als mit Wirklichkeiten, theils weil denn doch eine Herabstimmung nicht wohl ein Aufschwung ist; wohl möglich aber, daß sie das Schicksal jener Studenten auf dem Gewissen hat, die im April 1833 den Angriff auf die Frankfurter Hauptwache unternahmen. Das Volk selbst wußte von dem Vorwurfe der Feigheit Nichts; auch hätte sich Börne wohl gehütet, z. B. die Sachsenhäuser damit anzureden; eine studentische Ansicht jedoch konnte glauben, daß er einer Widerlegung bedürfe. Der

Digitized by Google

Aufſtandsverſuch ſcheiterte kläglich an der Theilnahmloſigkeit des Volkes; — nicht als ob das Volk, ſey es in Frankfurt oder anderswo, ſeine Fauſt im Sack zu machen pflegte, ſondern weil die Motive aus einer Gedankenwelt gegriffen waren, die ihm ferne lag.

Bei den Franzoſen war Börne, als er nach Paris kam, natürlich gerne geſehen; ſie wußten ihn zu ſchätzen als Zuhelfer, ſchenkten ihm aber auch den Tadel nicht. Der „Figaro“, aus Anlaß der erſten Sammlung ſeiner Briefe aus Paris,[11] belobte ihn gönnerhaft als eigentlich einen Franzoſen, was er doch nicht ſeyn wollte, fand es ergötzlich, ihn ſo auf die Deutſchen losſpauken zu ſehen, denen er ſelbſt franzöſiſche „Gimpeleien“ anpreiſe, nahm ihn jedoch im Ganzen mehr für einen Belletriſten, als für einen Politiker.[12] Eine andere Kritik, gleichfalls eine franzöſiſche, hielt ihm einen naheliegenden Einwand entgegen; „ei,“ fragte ſie, „wenn in der That ſeine Deutſchen ſolche Böotier ſind, wie er ſie darſtellt, zu was denn attiſche Konſtitutionen für ſie?“ Daß auch in Paris ihm nicht der Blick hinter die Kuliſſen aufgieng, in welcher Art und mit welchen Triebfedern ſich eine Revolution macht, ließ ihn dort faſt als politiſches Kind erſcheinen. Ein „Vermittler des Völkerlebens“, in ſeinem Fall alſo zwiſchen Deutſchland und Frankreich, iſt er nicht geworden, ſo wenig als einer ſeiner Nachahmer; die Zeitſchrift „Balance“, die er in Paris

[11] Lettres écrites de Paris pendant les années 1830 et 1831, par Mr. L. Boerne; traduites par Mr. F. Guirau.

[12] Pariſer Figaro vom 28. April 1832. ..... „Il y a un côté curieux dans ce livre, plus curieux mille fois que le carnaval de ses idées, sa hardiesse d'élocution, ses vives et réjouissantes métaphores: c'est l'instinct français dans un étranger, l'esprit français dans un Allemand. Boerne est à nous de coeur et d'âme, et n'a rien dans les veines du sang d'outre-Rhin, des antipathies par-delà les frontières ..... Il est plaisant, dans ce siècle de prétentions au germanisme politique et littéraire, de le voir, lui Boerne, lui Allemand, frapper comme à l'enclume sur l'esprit de ses rêveurs compatriotes. C'est à ce point — Dieu lui pardonne! — qu'il préfère les *stupidités de chez nous aux bonnes choses de chez lui*, et qu'il s'en va fourgonnant de sarcasmes cette bonne et patriarchale torpeur allemande, qui rêve quand elle veille, et ronfle quand elle dort ..... Boerne ferait d'excellens feuilletons dans nos petits journaux; mais dans les grands il gouvernerait mal, très-mal, fort mal le gouvernement: j'entends ceci de toutes manières.“

Digitized by Google

angefangen hatte, gieng aus Mangel an dortiger Theilnahme wieder ein.

Wenn der Novelliſt Zſchokke — nach der Schlacht von Jena, verſteht ſich, und vor der von Leipzig — den Franzoſen Weihrauch ſtreute, dieweil bei Denen, ſchrieb er, denn doch nicht Alles Kartoffel ſey und Schnaps, wie bei den Preußen nämlich, ſo war Das eine Wegwerfung ſchlechthin; die Manier Börne's und ſeiner Genoſſen dagegen rühmte ſich einer löblichen Abſicht, eines Freiheitsdienſtes: die Bücklinge vor Frankreich und England ſollten eine Huldigung für das Verfaſſungsleben ſeyn. Auch hierin übrigens lag ein innerer Widerſpruch. Weder das engliſche Parlament noch die franzöſiſchen Kammern waren durch Bücklinge vor dem Ausland errungen; auch nicht zum Zwecke ſolcher; beſagte Huldigung alſo ſchlug einen ganz andern Weg ein, als ihr angebliches Vorbild. Ein Volkscharakter überhaupt hängt nicht von der jeweiligen Staatsverfaſſung ab; in Frankreich, wo man durch eine ganze Muſterkarte hindurch gewechſelt hat, fände er daran ſchwer einen Anhaltspunkt. Nebſtdem, wenn es ein politiſcher Kunſtgriff war, Deutſchland herabzuſetzen, ſo litt er an dem Grundfehler, daß auch bei veränderten Umſtänden ſeine Nachwirkung da blieb; die Tendenzſchrulle überlebte ihren Anlaß; ſie ließ eine Überlieferung von Vorurtheilen zurück, die ſie nachſchleppte, wie einen Zopf.

Es war lang nach Börne, aber ganz in ſeinem Styl, als aus Auſtralien ein deutſcher Reiſender heimſchrieb, hier wäre ein Platz für deutſche Arbeiter: der Engländer, ihrer „Bedientennatur" und ihres „Mangels an freiem Mannesmuth" wegen, ziehe ſie den eigenen Landsleuten vor. Der Vorzug, den man ihnen gab, hatte ohne Zweifel ſeinen Grund; die Auslegung des Reiſenden jedoch war offenbar ein Erbſtück von jener Tendenzſchrulle her, obwohl hier weit und breit keine Parlamentsfrage im Spiel war. „Auf dem Feſtland," ſchrieb um dieſelbe Zeit ein engliſcher Schriftſteller, „laſſen ſich Dienſtboten nicht mit der Inſolenz behandeln, wie die geduldigeren Leute bei uns"; es war derſelbe Thackeray, der einen ſo derben Spott für engliſche Kriechereien hat. Auch den Franzoſen pflegt es in England aufzufallen, welche Zeichen der Unterwürfigkeit man von den unteren Ständen verlangt; — wie mit ähnlichem Anſpruch die Vornehmthuerei in einen Gewerbs-

Digitized by Google

oder Kaufladen eintritt, geringschätzig herabsehend auf Alles, was Arbeit und Verkauf ist; — wie ein Bedienter vollends zur bloßen Sache werden kann, gleich einem Hausneger in Amerika. Es scheint nicht, daß das englische Parlament hierauf einen Einfluß ausübt. Dem guten Börne zum Trotz aber ist es gerade Deutschland, wo der Unterschied der Stände milder, das Verhältniß der Dienstbarkeit menschlicher, der Haushalt mehr patriarchalisch angesehen wird. An „freiem Mannesmuth", selbst bei weiblichen Dienstboten, fehlt es dabei so wenig, daß er vielmehr jener Steigerung fähig ist, die man insgemein „Grobheit" nennt.

Es liegt in der deutschen Volksnatur ein merklicher Trieb, auch im Verhältniß der Unterordnung ein Gefühl persönlicher Geltung festzuhalten; die „Grobheit", die man den Deutschen nachsagt, ist ein Auswuchs davon. Sie ist das gerade Gegentheil der „Gedankenbläße": sie dünkt sich im Herzen „so viel, wie ein Anderer", und in der Aufwallung bricht es hervor. Im Uebrigen ist es eine vielseitige Eigenschaft: man kann auch grob seyn gegen Untergebene, was in seiner Art gleichsam ein Herabsteigen ist; — gegen seinesgleichen ohnehin. Bei einem Vorgesetzten kann Grobheit die Gutmüthigkeit selbst, bei Untergebenen die entschiedenste Anhänglichkeit und Treue neben sich haben; auch den Humor schließt sie nicht aus. Als eine vorwiegende Neigung, im Unmuth gerne den derbsten Ausdruck zu gebrauchen, mag sie für ziemlich verbreitet gelten in Deutschland; — natürlich in verschiedenster Art und Stufenfolge. Varnhagen von Ense erzählt von einem Weingärtner, dem eine reisende Herrschaft eine Grobheit verwies; „ich weiß wohl, daß ich grob bin," sagte er einlenkend, „aber ich kann noch viel gröber seyn." Auch Ariovist war grob, als er auf Julius Cäsars Einladung zu einem Zwiegespräch antworten ließ, er habe kein Anliegen dieses Inhalts; wenn Cäsar ein solches habe, so möge er zu ihm kommen. Ein grober Bauer, das ist schon dem Abraham a Sancta Clara ein alter Spruch; über grobe Wirthe in Deutschland klagt im 16. Jahrhundert Erasmus von Rotterdam [13]

[13] Familiarium colloquiorum formulae, per Erasm. Rot. „Advenientem nemo salutat, ne videantur ambire hospitem. Id enim sordidum et abjectum existimant, et indignum germanica severitate . . . . . Si quid causeris, statim audis: *si non placet, quaere aliud diversorium.*"

Digitized by Google

— (da heiße es alsbald: „such' dir ein anderes Wirthshaus"); von alten Stichwörtern wie „grober Schwab'" oder „grober Pommer", was gleich auf ganze Stämme geht, gar nicht zu reden. Der Polizei sogar, die sonst so Vieles überwindet, tritt nicht selten eine volksmäßige Grobheit in den Weg.

So weit freilich, daß man „Ungeschlachtheit" für Biedersinn nähme, wie Ludwig Tieck seiner Zeit den Lesern der Cramer'schen Romane vorwarf, geht man nicht; jedoch ist nicht zu leugnen, daß eine naturwüchsige Derbheit, sey es als Ablehnung einer Maske, also als offenherzig und unverstellt, sey es als Zeichen eines inneren Selbstgefühls, jeweils auf ein günstiges Vorurtheil treffen mag, daß sie auch ehrlich sey. Es kommt eben darauf an, wie sie sich in das Gesammtbild eines Charakters einfügt. Abseits von dem Verkehr der Eisenbahn kann man noch Originale finden, wie sie wohl Erasmus von Rotterdam im Sinn hatte. Ein Wirth dieses Schlags, obwohl seine Bezahlung nehmend, bleibt darum nicht minder der Herr im Haus; er thut vielleicht Einspruch, wenn ein Gast Nüsse im Mund aufknackt, denn Das ist den Zähnen schädlich, oder Tabak raucht zum Weine, denn Das thut dem Magen weh; nimmt er je einen Einfluß an, so ist es höchstens der eines Faktotums von Hausknecht, wie ihn das alte Volkslied schildert:[14] — eines Knechtes, der mit dem Wirth umgeht, wie der Wirth mit den Gästen, und damit das patriarchalische Verhältniß vollständig macht. Der Wirth mag grob seyn, der Knecht auch, aber ehrlich sind Beide gewiß eher, als das Gegentheil; sie halten nur ihre eigene Art und Weise fest, hegen den naiven Anspruch, daß sich Alles danach richten müsse, und nehmen wenig Notiz von den Gefühlen Anderer. Ein Kabinettsstück in der letzteren Gattung, und nicht einmal grob dabei, war jener eigenwillige Bürger, der dem Ritter v. Lang als seinem Miethswohner auferlegte, von nun an Kaffee zum Frühstück zu nehmen, weil eine Milchsuppe despektirlich für sein Haus, und je am Dienstag

[14] Es steht ein Wirthshaus an dem Rhein,
Die Meister Fuhrleut' kehr'n da ein .....

Und in dem Wirthshaus ist ein Knecht,
Und was Der thut, das ist ganz recht.

Digitized by Google

Abend Bratwürste mit Salat zu speisen, weil es in seinem Hause so herkömmlich sey.[15] Kein Franzose und kein Engländer hätte ihm Das vor- oder nachgethan; sein Haus war seine Burg, und er brauchte kein Parlament dazu. In all diesen Zügen steckt deutsche Volksnatur, „servil" in keiner Beziehung, und um sie zu erkennen und ihr gerecht zu werden, dazu bedarf es nur einer unbefangenen Umschau, — in Deutschland, nicht in Australien.

Die Wahrheit ist, daß dem deutschen Charakter die Unterordnung schwer fällt; er ist mehr auf die Unabhängigkeit angelegt, als der französische oder englische.

In England, trotz seiner politischen Freiheit, fassen die Schichten der Gesellschaft sich abhängig auf. Dieselbe Schicht, die sich ängstlich absperrt nach unten hin, belagert mit sehnsüchtigem Andrängen die Schranke, die sie von der nächst-oberen scheidet; der Stolz, lieber der Erste im eigenen Kreis, als in einem anderen der Letzte zu seyn, ist ihr fremd. Es sind englische Schriftsteller,

[15] Memoiren des Karl Heinrich Ritters v. Lang, Braunschweig, 1842, 2. Theil, S. 1 ff. „Ich traf in den ersten Tagen des Jahrs 1799 in Anspach ein, und erlangte nur mit Mühe, in einer ganz mit deutschen und französischen Emigranten überfüllten Stadt, Quartier bei einem närrischen Hauswirth, dem ich über 25 Kapitulationspunkte unterschreiben mußte, wie er es in seinem Hause gehalten und nicht gehalten wissen wollte. Er behielt sogar noch einige im Hinterhalt, worunter z. B. diese waren, daß beim Frisiren die Fenster verschlossen bleiben müßten, damit der Haarpuder nicht auf das Dach fliege und es beschädige, — daß ich statt meines bisherigen Frühstücks von Milchsuppe, als einem solchen Hause unanständig, Kaffee trinken, und alle Dienstage Abends Bratwürste mit Salat, wie es bisher immer im Hause üblich gewesen, essen sollte. Meine hartnäckigen Uebertretungen dieser Punkte zogen mir in kurzer Zeit die Kündigung des Quartiers zu, wovon mich nur der Zufall rettete, daß im Laden des Hausbesitzers ein Brief an mich abgegeben wurde mit der Aufschrift: an den Kriegsrath Lang." Der Brief war nämlich vom König (von Preußen), eine Dankſagung für die ihm übersendete Baireuther Geschichte, und nun erklärte der Hausherr, es sey eine unbeschreibliche Ehre für ihn, Leute unter seinem Dach zu haben, die mit Sr. Maj. in Briefwechsel stünden, schickte aber gleich nachher einen Korb voll Zucker und Kaffee hinauf, falls der Hr. Kriegsrath doch ja ihm zuliebe das Frühstück der Milchsuppe unterlassen möchte. „Diese Geschenke", heißt es dann weiter, „wurden auch von Zeit zu Zeit wiederholt, so oft er von meiner Seite eine Nachgiebigkeit gegen seine Albernheiten zu bemerken glaubte." Der Ritter v. Lang, der diese Geschenke annahm, hat also denn doch theilweise nachgegeben.

Digitized by Google

die Das hervorheben und rügen. Thackeray verhöhnt das Scherwenzeln nach oben zu, das er als „brittisch“ bezeichnet;[16] Lever verwundert sich über die Erniedrigungen, deren „John Bull“ fähig sey, lediglich um irgendwo zugelassen zu werden, wohin er eigentlich nicht gehöre.[17]

Der deutschen Natur, sofern ihr nicht fremde Begriffe anerzogen sind, geht Solches „gegen den Strich“, wie man zu sagen pflegt. Sie bewirbt sich nicht; sie kommt nicht zuvor; sie hält sich eher zurück, als daß sie als Vorzug aufnähme, was eine blose Duldung ist; sie kann auch nach oben hin exklusiv seyn.

Es kann Bescheidenheit und Stolz, Bequemlichkeit und Zartgefühl dahin zusammenwirken; bei dem Landvolke, gegenüber von „Herrenleuten“, kommt noch eine Art von Mißtrauen hinzu, die es zurückhaltend macht. Auch jenes frisch zugereiste deutsche Bäuerlein, das ein deutscher Demokrat auf einem amerikanischen Flußdampfer traf, und dem er vergeblich zusprach, mit an die allgemeine Schiffstafel zu kommen, ist wohl eher mißtrauisch, als blöde gewesen. Der demokratische Landsmann legte es ihm für Demuth aus; es konnte eben so gut ein Stolz seyn, wie er nicht selten einer anscheinenden Blödigkeit zu Grunde liegt: das Gefühl inneren

16 Wilhelm Thackeray, im „Markt des Lebens“: .... „wenn er mit einem hochgestellten Manne zusammentraf, so kroch er vor ihm und bemylordete ihn, wie es nur freie Britten im Stande sind.“ Und an einer andern Stelle, wo von einem Ball die Rede ist: .... „die Kämpfe, Intriken, und Bittstellereien um Karten dazu waren von einer Art, wie sie nur bei englischen Damen vorkommt, wenn es sich um Zulassung in die Gesellschaft der Vornehmen ihres Landes handelt.“

17 Karl Lever, in seinem „Arthur O'Leary“: „Unter allen Seltsamkeiten des englischen Charakters ist mir keine so durchaus unerklärlich, als jene räthselhafte Eigenschaft, die einen so unabhängigen Burschen, wie John Bull es seyn sollte und in neunzehn Fällen unter zwanzig auch wirklich ist, zu einem Schleppträger macht. Derselbe Mann, der Niemanden Etwas schuldig seyn will, — der hundert Meilen Wegs zurückreisen würde, um eine vergessene Zahlung zu entrichten, — der keinen Gedanken hegt, der nicht großherzig und ehrenwerth wäre, vermag sich zu Allem zu erniedrigen, um an einen Ort zu kommen, wohin er keinen Anspruch hat, — um in einer Gesellschaft zu figuriren, wo er Alles eher als vergnügt ist, — wo er unberücksichtigt bleibt, außer wegen seiner Lächerlichkeit. Einem Jeden, der mit dem Festlande bekannt ist, muß Dies aufgefallen seyn. Da ist keine Mühe zu groß, keine Ausgabe zu kostspielig, keine Intrike zu heikel, um eine Einladung nach Hof oder zu einem Gesandtschaftsabend zu erschnappen.“

Digitized by Google

Mehrwerths nämlich neben dem Bewußtſeyn, äußerlich zurückzuſtehen. Dem deutſchen Bauer waren die Yankees ſo fremdartig, wie daheim die Jünger des römiſchen Rechts, die an ihm amtiren lernten; wenn er den Einen wie den Anderen lieber auswich, ſo folgt daraus keineswegs, daß ſie ihm imponirt hätten. In ſeiner abweichenden Sitte und Tracht wollte er nicht von Leuten majoriſirt ſeyn, denen er keinen Vorzug über ſich zuerkannte; um ſich der Majorität nicht zu unterwerfen, mied er die Gemeinſchaft. Wohl möglich auch, daß ihm die ausfragende Zudringlichkeit der Yankees zuwider war, und daß er den demokratiſchen Landsmann mit in ſein bäuerliches Mißtrauen einſchloß; — auf jeden Fall hatte ſeine Zurückhaltung in ihrer Art etwas Vornehmes an ſich: es war der Bauer, der da exkluſiv war.

Bei dem Franzoſen ſeinerſeits liegt die Unabhängigkeit im Streite mit der Eitelkeit, wie der Hang zur Gleichheit mit dem Verlangen nach Auszeichnung. Die Eitelkeit bedarf des Beifalls Anderer, d. h. des Publikums; ſie geht der Mehrheit nach, ſucht ſie auf, lebt ihr zu Gefallen, wirbt um ihre Gunſt; mit andern Worten: ſie macht ſich abhängig. Frau v. Staël ſchildert ſehr hübſch die Macht dieſes Einfluſſes in einem kleinen Beiſpiel. Aus dem Theater, entzückt von einer Schauſpielerin, die da aufgetreten, kommt Jemand in eine Geſellſchaft und ſtrömt unwillkührlich ſeine Begeiſterung aus; in demſelben Maß aber, wie er die Zuhörer unempfänglich findet oder gar lächeln ſieht, ſtimmt er ſich ebenfalls herab, von Stufe zu Stufe, bis er zuletzt bei dem Schlußworte anlangt: „ei ja, ſie that, was ſie irgend zu thun vermochte, das arme Ding!“ [18] Ein Deutſcher in der gleichen Situation hätte

[18] De l'Allemagne, par Mad. la baronne de Staël; in der Brüſſeler Ausgabe von 1832 Band 1, S. 140: „L'esprit de sociabilité existe en France depuis le premier rang jusqu'au dernier: il faut s'entendre approuver par ce qui nous environne; on ne veut s'exposer, à aucun prix, au blâme ou au ridicule, car dans un pays, où causer a tant d'influence, le bruit des paroles couvre souvent la voix de la conscience. On connait l'histoire de cet homme qui commença par louer avec transport une actrice qu'il venait d'entendre; il aperçut un sourire sur les lèvres des assistans, il modifia son éloge; l'opiniâtre sourire ne cessa point, et la crainte de la moquerie finit par lui faire dire: *Ma foi, la pauvre diablesse a fait ce quelle a pu.*“

weder die Schauspielerin noch seine Meinung fallen lassen, hätte sich nicht untergeordnet, und eben derartige Unterlassungssünden sind es, die ihm dort den Namen eines „Querkopfes" eintragen. Der Franzose will nicht in der Minorität seyn. In diesem Sinne hat das französische Sprichwort Recht, daß „die Abwesenden Unrecht haben;" — auch das Gestern hat Unrecht neben dem Heute, auch die Gesinnung des Vorabends neben der Morgensonne eines neuen Machthabers. Geschmack, wie man weiß, kommt immerdar nur je der jüngsten Mode zu. Es wäre vergeblich, darüber an das Urtheil der Nachwelt zu appelliren; der Franzose hält sich lieber an die Gegenwart. Den öffentlichen Ruf und Rang empfängt er von der Gesellschaft, wie sie gerade ist; auf sie und ihre jeweilige Richtung ist er angewiesen; an sie knüpft er an und über sie kommt er nicht hinaus. Auch über ein herrschendes Vorurtheil nicht, denn mit dem Angriffe darauf säße er ja eben in der Minorität. Darum die Herrschaft der Mode in Frankreich, die Allmacht einer fertigen Thatsache, der rasche Anschluß an eine Neuerung, sobald sie entschieden ist, der Zudrang an „Cäsar und sein Glück", so lange es dauert. Für ein freies Gemeinwesen allerdings fehlt es auf diese Art an einer Grundbedingung, nämlich an der Festigkeit, die auch einen Anprall aushält und der das Gewissen auch über Popularität geht; denn wo man so leicht sich in die Modeströmung wirft, da schwimmt auch der politische Charakter mit. Allein auf der andern Seite war es der vorherrschende Geist jener Unterordnung, der Frankreichs Einheit schuf und erhielt, und der vorherrschende Geist des Gegentheils, der Deutschland in Zersplitterung warf.

Der Freiheitstrieb war nur allzustark bei den Deutschen, daß er solche Folgen hatte; sein Uebermaß war ihr Verderben. Jahrhunderte lang machten sie innere Opposition gegen ihre Kaiser, bis darüber die Macht nach außen zu Grunde gieng; — am Ende das Reich selber. Es war ein Werk der Selbstuntergrabung, und in so fern ihre sonstige Tüchtigkeit nur ein Schaden weiter, denn um so mehr Kraft brachten sie zu dem Werke mit. Rudolf von Habsburg pflegte zu sagen, mit einem deutschen Heere von 4000 geharnischten Reitern und 40,000 Mann auserlesenen Fußvolkes wolle er überall in der Welt den Platz behaupten. Er hatte dabei einen auswärtigen Feind im Auge; — wenn Deutsche gegen Deutsche standen,

Digitized by Google

erwuchs dem Ganzen kein Vortheil aus ihrer Tapferkeit, sie mochte so ausgezeichnet seyn, als sie wollte.

Deutsche Tapferkeit und Treue hatten jene Friesen zu Rom in den Vorrang gestellt; — in ihrem Munde zwar ein Eigenlob, das aber an andern Orten Tacitus auch von sich aus bestätigt. Und in solchen Dingen kommt es mit auf das Urtheil des Auslandes an. Wohl alle Nationen schreiben sich Tapferkeit zu; fast alle haben eine Zeit kriegerischer Erfolge gehabt; bei einer wie bei der andern kamen auch Niederlagen vor. So wie das Glück seine Launen hat, so hat auch der Waffenruhm seine Pausen, selbst bei kriegerischen Völkern. Im dreißigjährigen Kriege z. B. focht Frankreich vermittelst fremder Schwerter; im siebenjährigen spielte es nur eine untergeordnete Rolle, und Friedrich der Große, so sehr er für Frankreich eingenommen war, hielt ungleich weniger auf die französischen Truppen,[19] als auf die französische Philosophie. Wenn anderseits von den Deutschen gerühmt wird, sie seyen niemals auf die Dauer einem Feind unterlegen, so ist Das ein Ruhm, der ebenfalls eine Unterbrechung zugibt, nur keine lange; im Ganzen jedoch können sie mit ihrem Ruf in der Kriegsgeschichte zufrieden seyn. Derselbe reicht bis weit in das Alterthum zurück. Mit dem „cimbrischen Schrecken" der Römer, es sind jetzt nahezu 2000 Jahre her, treten sie in die Geschichte ein; fast derselbe Eindruck, 58 v. Ch., erneuert sich gegenüber den Sueven; für Beides liegt nur die römische Schilderung vor. Josephus in der Geschichte des jüdischen Kriegs berichtet, wie Herodes Agrippa II. die Juden von der Auflehnung gegen Rom abmahnte, indem er ihnen vorhielt, ob sie reicher seyen als die Gallier, tapferer als die Deutschen, klüger als die Griechen, daß sie sich Solches zutrauten?[20] Gegen die Deutschen kämpfte Rom damals am Rhein und an der Donau; — hier finden

[19] Oeuvres de Frédéric le Grand, tome IX., Berlin, 1848, p. 187: „Les troupes françaises ne valent rien, et les Français sont accoutumés à ne secourir que faiblement leurs alliés."

[20] Flav. Joseph. bellum Jud., lib. II., cap. 16; ed. E. Cardwell, Oxon., 1837. Josephus schrieb das Buch hebräisch und übertrug es selbst in das Griechische. In Cardwells lateinischer Uebersetzung lautet die angezogene Stelle: Quid ergo? Vosne ditiores Gallis, *fortiores Germanis*, prudentiores Graecis? Postremo plures estis omnibus in toto orbe degentibus? Quae vos fiducia adversum Romanos erigit?

Digitized by Google

wir ein unerwartetes Echo ihres Waffenruhms in Palästina. Bei der Völkerwanderung nachmals, auch im Mittelalter, so lange ihr Kaiserthum ein „Mehrer des Reichs“ war, verschrie man sie als Eroberer, was militärisch kein schlimmer Ruf ist; auch das italienische Sprichwort von der rabbia tedesca, von Aeneas Sylvius mit furor theutonicus übersetzt, rührte nicht von Schmeichlern her, sondern von Feinden. Gegen Ende des Mittelalters kamen die deutschen Landsknechte auf, — ein Ueberschuß an Tapferkeit gleichsam, der sich auch außer Landes verwerthete; sie trieben den Krieg als ein Gewerbe, und suchten ihn auf, wo er gerade zu finden war, gleichviel für wen oder für was. Deutsche Söldner eroberten für Frankreich die Bretagne und Neapel, fochten in Schweden für Dänemark und wieder für Gustav Wasa, in Polen für und gegen die Moskowiter, in den Niederlanden für und gegen die Spanier; mit dem 17. Jahrhundert vollends auch im eigenen Land unter fremden Fahnen. Die deutsche Tapferkeit, zum unsäglichen Schaden der Nation, war eine Waare geworden; — aber gut war die Waare, sonst hätte sie nicht ihre Käufer gehabt.

Was Tacitus als Treue bezeichnet, umfaßt einen weiten Begriff; es kommt auf Dasselbe hinaus, was Prémontval,[21] genau um 1700 Jahre später, Gediegenheit des Charakters nennt. Der Deutsche hat Treue und Glauben (fides), Das will besagen: er hält die Farbe und bleibt sich treu; er flößt Zutrauen ein und er verdient es; er ist ehrlich, offen, gerade, zuverlässig. Der Gegensatz dazu ist Falschheit, und die liegt nicht in der deutschen Natur. Von jener altrömischen Anerkennung deutscher Treue und Redlichkeit (plus ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges) weichen auch neuere Zeiten nicht ab; Italiener wie Macchiavell[22]

21 Andreas v. Prémontval, geb. 1716 in Charenton, hielt mathematische Vorlesungen in Paris, kam 1749 nach Deutschland, und wurde 1752 Mitglied der Akademie in Berlin, wo er 1764 starb.

22 In den Discorsi, Buch 1, Kapitel 55: „Vedesi bene nella provincia della Magna questa bontà e questa religione ancora in quelli popoli esser grande.“ Und etwas weiterhin: „La qual bontà è tanto più da ammirare in questi tempi, quanto ella è più rara; anzi si vede essere rimasa *sola* in quella provincia.“ Diese „Unverdorbenheit und Gewissenhaftigkeit“, die „sich allein auf deutschem Boden erhalten zu haben scheint,“ „um so bewundernswerther in diesen Zeiten, je seltener sie ist,“ schreibt er zum Theil dem Umstande

Digitized by Google

und Julius Cäsar Scaliger [23] im 15. und 16. Jahrhundert, — im 17. der Schotte Johann Barclay, [24] im 18. der Franzose Prémontval lassen ihr gleiche Gerechtigkeit widerfahren. Nicht als ob Deutschland glattweg ein Tugendspiegel wäre und es bliebe für andere Völker daneben keine Biederkeit übrig; — auch war es nur ein humoristischer Uebermuth, womit einstmals ein Deutscher, um sich über alle Vorurtheile zu erheben, als Berichtigung kundgab, er habe auch in Deutschland Schelme, und auch in verrufenen Ländern ehrliche Leute gefunden. Jedennoch ist es der Wahrheit gemäß, daß der Deutsche vor Allem ein ehrlicher Kerl seyn will, in seinen eigenen Augen und nach seinem eigenen Maßstab; daß er sich offen gibt, wie er ist, „ein echter Freund und ein echter Feind", krumme Wege für unwürdig erachtet, auch im Unglück treu bleibt, schon aus Selbstachtung, und sich ein Gewissen macht aus manchen Dingen, die man anderwärts eher auf die leichte Achsel nimmt. „Es ist nicht recht", der Spruch ist noch eine moralische Macht in Deutschland. Wohl ist die alte Zucht und Sitte vielfach von der Kultur beleckt worden; auch an der alten Redlichkeit hat der Zahn der Zeit genagt; daß aber im Großen der alte Ruf noch nicht abhanden gekommen, ergibt sich

zu, daß die Deutschen wenig Verkehr mit ihren Nachbarn hatten, und so weder von den Sitten der Italiener noch denen der Franzosen und Spanier angesteckt wurden, „welche Völker eins wie das andere die Verderbniß der Welt sind." (Le quali nazioni tutte insieme sono la corruttela del mondo.)

23 In seiner Poetik, III., 16: „Germani fortes, simplices, animarum prodigi, *veri amici verique hostes.*"

(Nikolaus Machiavell, geb. 1469, † um 1527; Julius Cäsar Scaliger, eigentlich Bordoni, geb. 1484, † 1558.)

24 Johann Barclay, geb. 1582, † 1621, in seinem Icon animorum (Paris, 1614): „His moribus" (er meint Rauheit und Trunkliebe) „oneratam Germaniam sine dotes et magnitudo virilium virtutum absolvit. *Ignota ibi perfidia*, etiam in venali fortitudine stipendia merentium. Ne ingenium quidem fraudis aut odia sub amicitiae titulis latent, et omnino ingentia scelera verecundi populi simplicitas ignorat ..... Gens armis egregia et quae pacem ferre possit. Tarde et cunctantibus consiliis ad tumultus concitantur; sed excitos longa tempestas et hominibus digna exercet ..... Candidi animi, virtutes aliorum, factaque aut inventa, maxime absentium, non maligno et tumido livore delibant, sed sinceris laudibus ac propemodum immodicis attollunt."

Digitized by Google

unbefangen aus dem Umstande, daß er noch nach wie vor einen Schatten wirft: — geriebene Bursche nämlich, die mit Raffinirtheiten aller Art in Berührung sind, sehen in deutscher Ehrlichkeit leicht einen Mangel an Welt, was ihnen denn träumerisch und unbeholfen, schwerfällig und pedantisch vorkommt, — auch noch heutigen Tags.

Die Ehrlichkeit nicht, wohl aber den Glauben an die Ehrlichkeit Anderer kann man übertreiben. Eine interessante Spezies in dieser Beziehung hatte sich in dem Juristenthum weiland des Regensburger Reichstages ausgebildet. Im Grund war es der Auswuchs einer deutschen Tugend: aus der Ehrlichkeit gieng der Rechtssinn hervor, aus dem Rechtssinn die Ueberschätzung der Rechtsgründe in ihrem Eindruck auf Andere, der naive Aberglaube an die Macht beschriebenen Papiers, das endlose Hin- und Herzerren, wie in einem Prozeß, und am Ende die Verblüffung, wenn dann ein Schwert in die Wagschale fiel. Leuten von gleicher Art gegenüber hätte die Regensburger Politik es mit der ganzen Welt aufgenommen; ihr Fehler war der, daß sie eine Rechtsachtung voraussetzte, wo keine vorhanden war. Und doch lag auch in dieser Juristenthorheit, in dieser großartigen Selbstverblendung Etwas von jenem treuherzigen Wesen, wie es Götz von Berlichingen ausspricht: „Vnnd kombt mir mein vnglückh, darinn ich lange zeit geweſt, allein daher, wann ich mit meinen feinden vnnd widerwerttigen gehandelt, daß ich ihnen vertraut hab vnnd vermeintt, Ja ſolt ja ſeyn, vnnd Nein ſolt nein ſeyn, vnnd waß man einander zugeſagt, daß man ſolches wie billich halten ſolt." .... „Wann ich aber," fährt der alte Degen weiter fort, „alß ein Feind meinen Feinden nit vertraut, iſt es mir mit Gottes gnad vnnd hilff glückhlich vnnd woll gangen."

Die Art, wie man in Regensburg zu Werke gieng, zog einen Vorwurf deutſcher Langſamkeit oder deutſchen Phlegma's nach ſich; es war aber, von der Juriſterei abgeſehen, ein Stück jener gerühmten „deutſchen Freiheit", wie ſie noch in Geſchichtsbüchern über den dreißigjährigen Krieg paradirt: der Freiheit der Reichsſtände nämlich gegenüber dem Kaiſer. Die Finger alle waren ſo unabhängig geworden, daß man ſie nicht mehr zu einer Fauſt zuſammenbrachte. Bei dem Volke ſeinerſeits geht es damit ſchnell genug und iſt auch zu Reichstagszeiten nicht anders geweſen. Raſch, wie ein Deutſcher, ſagt ein ſchwediſches Sprichwort, das

Digitized by Google

vermuthlich aus den Feldlagern Guſtav-Adolfs herſtammt; „hastig som en Tysk.“ Den deutſchen Kreuzfahrern in Paläſtina, wie Raumer in ſeinen „Hohenſtaufen“ ſchildert, ward von den andern Völkern das Zeugniß größter Tapferkeit und Frömmigkeit, allein eben ſo einſtimmig war auch die Klage über ihre Heftigkeit in Worten, Entſchlüſſen, und Thaten. Bei den älteſten Deutſchen endlich, denen des Tacitus, war es herkömmlich, daß auf die Berathung erſt am andern Morgen der Beſchluß folgte; — eine Vorſichtsmaßregel, um die Hitze zu dämpfen, nicht um ein Phlegma aufzuſtacheln.

Andere ſpürten ein deutſches Phlegma aus dem deutſchen Biere heraus, was jedoch ſeine Bedenken hat. Die Deutſchen des Tacitus tranken ebenfalls Bier, waren aber nicht phlegmatiſch dabei; in der Studentenwelt, trotz ſtandhaften Biertrinkens, trifft es auch nicht zu; von einem Bauernphlegma auf Kirchweihen, wo Bier und Blut nebeneinander fließt, iſt nicht zu reden. Es iſt die abweichende Lebensart der Völker, die ſolche Stichworte gern von dem Schenktiſch oder aus der Speiskammer holt; John Bull nannte die Franzoſen lange die Froſcheſſer, während in Deutſchland „Lord Pudding“ als Spitzname für engliſche Manieren aufkam, und in Frankreich hinwiederum machte man ſich luſtig über deutſches Bier und deutſches Sauerkraut. Eliſabeth Charlotte von Orleans, geborene Prinzeſſin von Kurpfalz, wurde in Paris beſchrieen, weil ſie Sauerkraut aß, gab aber den Tadel mit Zinſen heim, denn ſie ſprach der franzöſiſchen Kochkunſt allen Werth ab.[25] Inzwiſchen iſt das Urtheil

[25] Bibliothek des literariſchen Vereins in Stuttgart, VI.; Briefe der Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte von Orleans ꝛc. Aus Verſailles, 8. Dez. 1712: „Ich Kan weder Thé, Café, noch chocolatte Vertragen .... was Ich aber woll Eßen mögte, were Eine gutte Kalteſchal oder Eine gutte bier Sub .... daß Kan Man hir nicht haben, den daß bier daucht nichts hir. Man hatt auch hir Kein braunen Köhl noch gutt Sauwr Kraut .... Von den frantzoſchen ragant Es ich Kein Eintziges.“ Aus Paris, 23. Dez. 1717: „Ich habe Nur frantzöſche undt Keine teutſche Köche, jedoch habe Einen Neuen, ſo lang bey dem marechal de chamillie gedint, wie er zu Strasburg geweßen, der Kan Sawer Kraut Zimblich woll Kochen, Es hatt aber doch den friſchen geſchmack nicht wie bey unß.“ Aus St. Cloud, 3. Mai 1721: „Man Kan hir Keine gute pfanen Kuchen machen, milch undt butter ſeindt nicht ſo gutt hir alß bey unß, haben Keinen Süßen geſchmack, ſeindt wie waßer, die Krentter ſeindt auch nicht ſo gutt hier als bey unß-.... auch haben die frantzoſche Koche den rechten griff nicht dazu.“

Digitized by Google

der Nachwelt herangereift: — in der Weltliteratur des Küchenzettels nimmt das deutsche Sauerkraut seinen Platz ein, wie englisches Roastbeef oder französische Saucen, und das deutsche Bier, als ein Fortschritt der Zivilisation, macht Eroberungen in Paris, wie in Amerika.

Ein englisches Urtheil wollte in Schillers Wallenstein einen Ausdruck deutschen Phlegma's finden, dieweil der Held von Anfang bis zu Ende Nichts thue, das Stück eigentlich ohne Handlung sey. Als ob der Held eines Trauerspiels, auf daß er mit dem Schicksal kämpfe, seine Hemdärmel aufstreifen und um sich schlagen, einer „Handlung" zulieb sich körperlich abzappeln müßte! Napoleon I. in Fontainebleau, als auch die Marschälle von ihm abfielen, bestund ein Verhängniß, so tragisch, als je eines, das ein Dichter ersann; allein er zog keinen Degen dabei, stampfte nicht mit den Füßen, arbeitete nicht mit den Händen, trat nicht aus seiner Würde heraus. Ruhe und Größe sind kein Widerspruch; — im Gegentheil. Walter Scott in seinem „Talisman" hat Dies vergessen; sein zappliger Richard Löwenherz ist eher ein Kulissenreißer, als ein Held und König.

„Nicht der äußere Mensch," sagte Friedrich Richter in einer Rezension über das „Deutschland" der Frau v. Staël, „aber der innere hat Spiegel nöthig; man kann sich nicht anders ganz sehen, als im Auge eines fremden Sehers." Das fremde Auge nämlich ersieht auch, was dem eigenen eher abgewendet bleibt, und das ist die Kehr- und Schattenseite; — die lernt man am besten durch Andere kennen. So die Einzelnen, so die Völker. Es ist nicht lauter Treue und Redlichkeit, was man den Deutschen nachsagt, aber es gehört mit zur Ergänzung des Bildes. Und hier erhebt sich im vordersten Rang der Vorwurf deutscher Trunkliebe; — beinahe so alt, als der Ruf deutscher Tapferkeit, und Hand in Hand mit ihm durch Jahrhunderte gehend. Den deutschen Kreuzfahrern, neben Anerkennung ihrer Tapferkeit, ward auch das andere Zeugniß; aus einer etwas späteren Zeit stammt ein lateinisches Distichon, besagend, ein Deutscher könne Alles aushalten, nur den Durst nicht.[26] Dem Sinne nach steht Dies auch in so manchem Trinklied; allein was mehr ist, es steht

[26] Germani possunt cunctos tolerare labores:
O utinam possent tam bene ferre sitim!

Digitized by Google

auch in einer Reihe von Reichsabschieden, die mit Verboten und Strafandrohungen gegen die Unsitte des Zutrinkens ꝛc. ausgestattet sind. Von 1500 bis 1577 zählt man dieser Reichsverbote fünf, also durchschnittlich eines auf sechzehn Jahre; daß sie wenig oder nichts halfen, ergibt sich aus ihrer jeweiligen Wiederkehr. Die gangbare öffentliche Meinung, scheint es, lehnte den Vorwurf gar nicht ab; es galt für mannhaft, auch einen starken Trunk zu bestehen, ohne merklich erschüttert zu werden,[27] und da man offen und fröhlich dabei war, so sah man es nur für eine gelinde, ja fast für eine biedere Untugend an. Althergebrachte Redensarten über einen Zecher: „er schüttet es nicht in den Stiefel", oder: „er hat seinen besten Zug im Hals," drücken kaum einen Tadel aus; eine andere: „er trinkt, bis ihm das Saufen dazwischen kommt," nur einen humoristischen. Jenes alte Distichon fällt spätestens in das 16. Jahrhundert; noch zu Anfang des 18. traf Karl Ludwig v. Pöllnitz deutsche Höfe, wo man sich gegenseitig unter den Tisch trank. Ähnliche Beispiele übrigens gab es auch außerhalb Deutschlands, — und auch in Deutschland Gesellschaftsschichten, wo man ein strenges Urtheil darüber fällte.

Die veränderte Sitte der neueren Zeit hat dem alten Vorwurf die Spitze abgebrochen. Was aber auch heute nicht zu verleugnen ist, das ist eine gewisse Pflege des Wohllebens in Deutschland, die Behaglichkeit „braver Wirthshäuser", wie sie der volksthümliche Ausdruck nennt, auch wohl an sonst unscheinbaren Orten, auch von dem Ausland aufgesucht, und jener fein entwickelte Geschmack für die edlere Flüssigkeit, der darauf mehr hält, als auf die materielle Speisung, und eher bei gutem Wein eine mittelmäßige Kost entschuldigt, als ein schlechtes Getränke bei leckerer Mahlzeit.

Nicht zu vergessen, der Vorwurf der Unmäßigkeit schloß ursprünglich auch das Essen mit ein.[28] Man sieht, daß er von Südländern ausgieng, an die schon ihr Klima geringere Ansprüche

[27] Thomas Lansius, de principatu inter provincias Europae, erzählt von einem deutschen Edelmann in Böhmen: „Liberis suis, vixdum a lacte depulsis, Creticum, Tergestinum, et Traminium, generosissima vina dari jussit, ut postea hoc securius leviora bibere et potando minus vinci possent."

[28] So bei dem bereits erwähnten Scipio Claramontius: „cibis et potu sese injurgitant."

Digitized by Google

macht, und die sich nur wenig mit Arbeit abmühen. In Italien z. B. gibt es eine Genügsamkeit, die lieber darbt, als daß sie dem „süßen Nichtsthun“ entsagte; ein Müßiggänger befindet sich, um mit Schillers Mohr von Tunis zu reden, nicht in dem Fall, seinen Magen zu karessiren, daß er ihm bei seinen Händen das Wort rede, denn er strengt diese Hände nicht an. Ein spanisches Familienmahl, wie es ein Reisender aufgetragen sah, ein Ei mehr und ein Apfel weniger, als es Personen waren, und dazu eine Schüssel voll Salat, wäre für deutsche Arbeit nur eine ungenügende Kraftersetzung; allein mit deutscher Arbeit hätte ein Land wie Spanien auch nicht nöthig, fremdes Getraide einzuführen. Der Deutsche ist kein Hungerleider, wenn er's besser haben kann, scheut aber auch die Anstrengung nicht für den Erwerb. Bei Festlichkeiten, allerdings, hat er es gerne flott und vollauf, und wenn im Mittelalter eine fürstliche Vermählungsfeier den Proviant einer ganzen Grafschaft aufzehrte, so ist es heutzutage gleichsam ein historisches Erbe und Vermächtniß, wenn in Gegenden, wo der Bauer reich und die alte Sitte zäh ist, eine rechte Bauernhochzeit die Speisen aufträgt, als sollten die Tische brechen. Man will, daß der Gast den Eindruck der Fülle und des Überflusses habe; wer immer des Weges kommt, er ist mitgeladen, und auch das Gesinde, auch der Bettelmann hat seinen Antheil an dem Fest. Es mag seltsam klingen, ist aber wahr: auch ein Gefühl schicklicher Standesvertretung, denn hierin stimmt der Bauer mit den höchsten Ständen überein, ist mit im Spiele dabei; es ist weniger Üppigkeit, als Repräsentation, mehr patriarchalische Gastfreiheit, als Hang zur Schlemmerei, und auf das überreiche Gelage folgt wieder eine lange Zeit ernster und gelassener Nüchternheit, voll strenger Arbeit und Anspannung der Kräfte. Das ist deutsche Bauernnatur.

Deutsche Händel, sagt ein französisches Sprichwort, und versteht darunter, was man in Deutschland einen Streit um des Kaisers Bart nennt, d. h. einen Streit um Nichts und wieder Nichts. Vermuthlich entstand es aus dem Anblick deutscher Raufereien im Geschmack jenes jungen Gesellen, der in Goethe's Faust einem Vergnügungsorte nachrühmt, dort gebe es das beste Bier und „Händel von der ersten Sorte“, ist aber dem eigentlichen Sachverhalte nicht auf der Spur; denn von einem Standpunkt

Digitized by Google

aus, der das Raufen für eine Würze öffentlicher Luſtbarkeit, alſo für einen Zweck an ſich anſieht, kommt es natürlich wenig darauf an, um was die Händel angehen.

Deutſches Glück, nicht in dem Sinne, wie man ſagt, daß Gott keinen Deutſchen verlaſſe, iſt eigentlich ſpöttiſch gemeint, und zwar gegenüber der volksthümlichen Art von Philoſophie, die, wenn Einer Arm oder Bein bricht, ihn des Glücks getröſtet, daß es nicht das Genicke geweſen. Es iſt immerhin ein Stück Lebensweisheit, das man nicht zu verleugnen braucht, und keineswegs jener iriſchen Anſicht vergleichbar, die bei der näheren Unterſuchung eines Erſchlagenen mit Befriedigung fand, daß der Streich, der ihm den Schädel einſchlug, die „geſegneten Augen" verſchont hatte.

Deutſche Hiebe ſind zwar, um kaufmänniſch zu reden, ein „führender Artikel" der Firma, jedoch als gangbarer Spruch erſt aus Schillers Fiesko unter die Leute gekommen. Daß jeweils der deutſche Soldat eher haut, als ſticht, lieber mit dem Flintenkolben darein ſchlägt, als das Bajonett gebraucht, iſt allerdings eine nationale Eigenſchaft. „Es flitſcht beſſer", meinte ein pommerſches Fußregiment; „wir ſind's vom Dreſchen her gewöhnt", ſagten bayriſche Reiter, als ſie um die Erlaubniß anhielten, hemdärmelig einhauen zu dürfen.

Deutſche Fremdſucht iſt auch ſchon von Fremden ſelbſt gerügt worden. Johann Barclay (1613) bemerkt in dieſer Beziehung, der Deutſche gehe gern in das Ausland, und in die Heimath zurückgekehrt behalte er fremde Sitte bei oder äffe ſie nach, während hingegen ein Fremder in Perſon nur ſehr ſchwer aufkomme in Deutſchland, auch ein deſpektirlicher Übername für Ausländer im Gebrauch ſey. (Er meint ohne Zweifel die Benennung „Welſche".) Indeß, wie er an einer andern Stelle ſagt, gab es noch vornehme Herren genug, die, in ihrem heimathlichen Beſitz und Herkommen vergnügt, ausſchließlich Deutſchland geſehen hatten oder hochhielten.[29] Es war damals noch nicht ſo weit mit

[29] „Peregrinandi gens avida et exterorum morum, dum se receperit domum, aut simulatrix aut retinens. In eorum sedibus inolescere peregrinos aut ad dignitates pervenire insuetum, et paene contumeliosum apud illos nomen est, quo externos appellant." ..... „Ex optimatibus multi, qui, suis opibus moribusque contenti, unam Germaniam aut viderunt aut mirantur." (Icon animorum, cap. V.)

Digitized by Google

der Fremdſucht, wie bei heutigen Schneidern und Nicht-Schneidern, die „in Paris drein geweßt“; auch ſah man Aehnliches vorher bei andern Völkern, ja bei den Franzoſen ſelbſt. Thomas Morus ſchildert ſpöttiſch einen Engländer, der auf und nieder in Allem franzöſiſch thut, beliebige Worte aus andern Sprachen, ſogar ſein eigenes Engliſch nur mit franzöſiſchem Akzent ausſpricht, „und blos das Franzöſiſche allein mit engliſchem.“[30] Frankreich ſeinerſeits holte Modewaaren aus Italien, wie nachmals Deutſchland aus Paris, und Alexander v. Pontaymery warf dem franzöſiſchen Adel vor, er gehe nach Italien mit keinem andern Erfolg, als daß er für theures Geld einen leichten Anſtrich von Bildung und eine ſchwere Maſſe von Laſtern mit heimbringe.[31] Ganz ähnlich nun, als dieſe Schule vollendet war, ergieng es deutſchen Prinzen und Herren in Paris und Verſailles, wo ſich ein Ausbund laſterhafter Verderbniß fand, mitunter von gleißendem Firniß überdeckt, mitunter auch das nicht einmal.[32] Kein Wunder, wenn dieſer Ausgelerntheit aller Art ein Lehrling aus Deutſchland, der in das

[30] Amicus et sodalis est Lalus mihi,
Britanniaque natus altusque insula ....
Spernit tamen Lalus Britannica omnia;
Miratur expetitque cuncta Gallica:
Toga superbit ambulans in gallica, ...
Totoque denique apparatu gallico ....
Sic ergo linguam ille et latinam gallice,
Et gallice linguam sonat britannicam,
Et gallice linguam refert hispanicam,
Et gallice linguam sonat germanicam,
Et gallice omnem praeter unam gallicam:
Nam gallicam solam sonat britannice. (1518.)

[31] „Nous allons en Italie, acheter avec une dépense incroyable la seule ombre de la civilité, et nous en rapportons la masse entière du vice.“

Pontaymery gehörte zu den Anhängern Heinrichs IV., deſſen Thaten er einen Quartband gewidmet hat. („Le Roy triomphant“ etc., par Alexandre de Pont-Aymery, Seigneur de Focheran, Lyon, 1594.) Sein Geburts- und Todesjahr ſind unbekannt; eine Ausgabe ſeiner Werke, in Verſen und in Proſa, erſchien 1599.

[32] Eine Unzahl von Beiſpielen u. A. in den Briefen der Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte v. Orleans, Mutter des Regenten. Aus St. Cloud vom 26. April 1721 ſchreibt ſie: „alles waß man In der bibel liſt wie Es Vor der Sündtfluht undt Zu sodom und gomora hergangen, Kompt dem parisser leben nicht bey.“

Digitized by Google

neue Sodom kam, um sich dort „auszubilden“, fast wie ein junger Bär erschien, den man in die Dressur nehme. Wer nachahmt, stellt sich von selbst in einen niedrigeren Rang, als sein Vorbild, und muß sich finden darein, wenn man die Nachahmung für mißrathen erklärt. So fiel denn der „Allemand francisé“ auch noch dem Spott anheim, und ein französischer Schriftsteller, Pater Bouhours, warf sogar die Frage auf, ob es einem Deutschen möglich sey, „Esprit“ zu haben.[33] Nicht eine direkte Antwort hierauf, aber eine Gegenwirkung deutschen Nationalstolzes war das Epigramm von Wernicke (1697), das patriotisch die deutsche Fremdsucht geißelt, der deutschen Zuwanderung nach Paris aber noch insbesondere den Vorwurf macht, daß sie den feindlichen Stamm veredeln helfe.[34]

Auf die Bouhours'sche Frage hätte man erwiedern können, was in französischem Namen Guy Patin, sein Landsmann und Zeitgenosse, den Italienern entgegenhielt:[35] „sie sind feiner, als

[33] In den „Entretiens d'Ariste et d'Eugène“, 1671, und zwar in dem „Entretien sur le Bel esprit.“ Dominik Bouhours war geb. in Paris 1628 und starb daselbst 1702; er lehrte „humaniora“, auch Rhetorik, und war Jesuit.

[34] Daß Frankreich uns weiß zu verwunden
Mit Pulver, welches wir erfunden, —
Daß es in Büchern uns verlacht,
Die wir zu drucken erst erdacht, —
Daß es in unsre Länder bricht
Mit Pferden, die wir ihnen senden, —
Daß wir dort unser Geld verschwenden,
Womit es uns hernach besticht, —
Dies Alles faßt' ich eh', als daß wir toll und blind
Die Jugendkräfte dort verlieren, . . .
Und Väter unsrer Feinde sind.

Christian Wernicke, 1685 Student in Kiel, brachte längere Zeit im Ausland zu, verweilte dann in Hamburg, und war zuletzt dänischer Resident in Paris. In den Briefen der Prinzessin von Orleans wird er 1721 als der „Envoy Mons. warnick“ erwähnt. Seine „Überschriften oder Epigrammata“ erschienen zuerst 1697, nachher in wiederholten Auflagen 1701, 1704, 1749, 1763.

[35] Guy Patin, † 1672 als Dekan der medizinischen Fakultät in Paris. Die betreffende Stelle in seinen Lettres choisies lautet: „Les Français ne seront jamais aimés des Italiens: ils sont plus fins que nous, mais nous sommes plus honnêtes gens. Ils n'étudient guère et croient pourtant être fort savans: j'en ai vu qui se moquaient de nous, à cause de la grande

Digitized by Google

wir, aber wir ſind ehrlichere Leute; ſie ſtudieren nicht gern, wollen aber große Gelehrte ſeyn; ja, ich habe ihrer gekannt, die ſich über unſere ernſte Mühe luſtig machten; ſie ſagen, wir nehmen die Wiſſenſchaft mit der Schulter auf, ich aber könnte ihnen ſagen, daß ſie mich oft jammern mit ihrem Eſprit, der ihnen meiſt nur zur Bosheit dient." Um etwa 150 Jahre ſpäter fand Chateaubriand, daß der Eſprit (diesmal der franzöſiſche) auch der „Dummheit" fähig ſey, und er machte kein Hehl daraus, denn er ließ es drucken.[36]

Der deutſchen Fremdſucht iſt deutſcher Wanderſinn eine Unterlage, nicht aber Ein- und-Daſſelbe mit ihr. Die Fremdſucht liefert einen knetbaren, charakterloſen Stoff in fremde Hände, während der Wanderſinn ganz wohl mit Charakter beſtehen kann; der Wanderſinn iſt alt und die Fremdſucht fällt in die neuere Zeit. Die deutſchen Stämme, deren bewaffneter Einwanderung das römiſche Reich unterlag, litten nicht an der Fremdſucht, denn noch lange in den neuen Ländern hielten ſie ihr Volksthum feſt; auch nicht blos das Verlangen nach ſüdlicher Sonne trieb ſie: der Angelſachſe nachher, als er England einnahm, ging nördlich vor; der Deutſche Ritterorden, als er ſeinen Ordensſtaat an der Oſtſee gründete, deßgleichen. Es lag im deutſchen Blut; es war der Trieb in die Welt hinaus, die Luſt an Abenteuer und Wagniß, der deutſche Wanderſinn. Er iſt derſelbe noch heutigen Tags, wiewohl

peine que nous nous donnons; ils disent que nous portons la science sur nos épaules: je pourrais dire qu'ils me font souvent pitié avec leur esprit, et qu'ils ne l'emploient souvent qu'à malice."

[36] In der Schrift über den Kongreß von Verona. Der Vorwurf galt zunächſt ſeinen Gegnern in der Deputirtenkammer, die ſein eigentliches Motiv für den Einmarſch nach Spanien (Bedürfniß neuen Waffenruhms zur Hebung des franzöſiſchen Anſehens) nicht herausfanden. „Nous ne pouvions comprendre, comment parmi tous ces hommes distingués il ne se trouvait pas un qui devinât notre pensée, qui découvrît le but vers lequel nous tendions. Nous étions prêt quelquefois à nous écrier: „„Eh! *imbéciles gens d'esprit!* il s'agit bien d'intervention, de constitution espagnole, de toutes ces choses que vous nous forcez à vous dire ici, choses vraies sans doute, mais qui sont à côté de la question véritable! Mauvais Français, vous nous combattez par prévention, jalousie, ambition, sans voir où nous allons, sans savoir ce que vous faites! Nous ne pouvons dire notre secret à la tribune. Nation légère et taquine, *à quoi sert donc votre intelligence si vantée?*""

Digitized by Google

jetzt weniger der Macht, als dem Erwerb nachgehend. Mit Ausnahme der Engländer ist keine Nation in Europa, die so weit hin ihre Sprossen und Ableger hätte. Nach Amerika namentlich ist gleichsam eine neue deutsche Völkerwanderung gezogen, was den Vereinigten Staaten trefflich zu statten kam. In Paris und in Petersburg leben mehr Deutsche, als in so mancher deutschen Residenzstadt. Einem Gönninger Samenhändler kann man in Stockholm begegnen, wie in Astrachan, einem Schwarzwälder Uhrenverkäufer in Moskau, wie in Mexiko; der deutsche Handwerksbursche wandert bis in das türkische Asien hinein; deutsche Ackerbauer und Ansiedler, obgleich nicht so massenhaft, wie in Amerika, finden sich auch in Australien und im südlichen Rußland; deutsche Handelshäuser, die Verzweigung einer neuen Hansa gleichsam, in der ganzen Welt. Leider auch deutsche Matrosen — nur allzuviele, denn es geht dem Tausend nach — unter fremder Flagge, trotzdem daß die deutsche Handelsmarine selbst nur von der englischen und amerikanischen an Umfang überboten wird; — deutsche Krieger jedoch unter fremder Fahne nur noch als Ausnahmsfall. Wo es gegen deutsches Interesse vorkommt, sey es auch im Namen einer angeblichen Freiheit, da hat der Wanderstab der Jugend und der rauhe Zugriff einer Noth in der Fremde sicherlich einen größeren Antheil daran, als der Schmachtlappen sogenannter Sympathie.

Es gibt eine schwäbische Geschichte von einem Pilger nach Jerusalem, die beinahe klingt, als ob sie ein Mythus wäre auf den deutschen Wandersinn: so naiv legt sie die Voraussetzung an den Tag, auch in einem fremden Welttheil überall auf Landsleute zu stoßen. Der Pilger war aus Enzweihingen, einem Marktflecken an der Enz; auf dem Rückwege, zwischen Jerusalem und Damaskus, kam er durch Zufall von seinen Gefährten ab, verlor die Richtung, und irrte rathlos umher, aus einer Oede in die andere gerathend, bis er in der Nacht endlich ein fernes Licht erblickte. Er gieng darauf zu, kam an eine Lehmhütte, spähte erst vorsichtig außen herum, und sah durch eine Lucke hindurch drei Bewaffnete um ein Feuer auf dem Estrich sitzen. Es konnten Räuber seyn, allein er hatte sonst keine andere Wahl, als die des Verschmachtens. Also klopft er an die Thüre, macht sie nach heimischem Gebrauch eine Spalte weit auf, und fragt hinein, ob kein Enzweihinger

Digitized by Google

drinnen sey. Er hätte sich nicht gewundert, wenn es zugetroffen wäre. Indeß war er in gute Hände gefallen, wenn auch nicht unter Enzweihinger, kam wieder auf seinen Weg, und gelangte zuletzt glücklich heim, um die Geschichte zu erzählen, sonst wäre sie unbekannt.

Der Deutsche kommt überall hin und bringt sich überall durch. Und wunderlich genug: — ein so überaus wanderlustiges Volk hat nirgends von Staats wegen eine auswärtige Kolonie, weder im altgriechischen Sinne noch sonst; keine ferne Insel, keinen überseeischen Tummelplatz für den Überschuß an Bevölkerung und Thatenlust. Es würde manches Element dort ein höchst nützliches werden, das in der Heimath verkümmert oder ausartet, weil es keinen Spielraum hat. Nur Holland, ein abgebröckeltes Stück vom alten Reiche, hat Besitzungen dieser Art; in seiner Hand jedoch sind sie mehr ein Gegenstand finanzieller, als politischer und sozialer Verwerthung. Das große Deutschland, das sie ganz anders gebrauchen könnte, entbehrt ihrer, und so lange dieser Mangel andauert, ist der deutsche Wandersinn eine Eigenschaft, die erst noch des rechten Verständnisses harrt, und die deutsche Auswanderung, massenhaft genug, daß sie ein neues Deutschland gründen könnte, ein Verlust nationaler und wirthschaftlicher Kräfte zum Nutzen Anderer, eine Steuer an das Ausland, eine Zufuhr für einen gegenwärtigen oder künftigen Feind und Nebenbuhler.

So wie der Engländer sich einen Gattungsmenschen nach seinem Bilde geschaffen hat, den er „John Bull" nennt, so hat der Deutsche eine Figur dieser Art unter dem Namen des „deutschen Michels"; nur ist dabei der Unterschied, daß John Bull ein sehr geschmeicheltes Bildniß ist, der deutsche Michel aber das Gegentheil. In der englischen Selbstabkonterfeyung steckt mehr Eitelkeit, als sich mit wahrem Stolze verträgt; in der deutschen steckt gar keine. Auch ist der deutsche Michel nur aus wenigen Zügen zusammengesetzt: er ist ein ehrlicher Kerl, stark, aber gutmüthig, von gesundem Menschenverstand, aber etwas langsam, und sieht lange zu, ehe er sich aus dem Gleichmuth bringen läßt, wird aber, wenn er einmal gereizt ist, grob und schlägt mit dem Dreschflegel drein. Im Übrigen scheint er nur da zu seyn, um jeweils einen patriotischen Aerger auf sich abladen zu lassen; er ist der Prügeljunge

Digitized by Google

in den Fällen, wo man, nach Friedrich Richters Ausdruck, recht Vielen auf einmal eine Grobheit sagen will, nämlich einem ganzen Volke. Kurz, es ist ein Humor dabei, wie bei den zahllosen Spitznamen, die in Deutschland auf Kosten einzelner Stämme, Gauen, und Ortschaften gäng und gebe sind. Einen Anspruch auf Gesammtvertretung des deutschen Wesens macht der deutsche Michel nicht. Er hat nicht studiert, also keinerlei Aussicht auf den „Charakter" eines Geheimen Hofraths; er ist kein Philosoph, wenigstens nicht im Sinn der Schule; er ist kein lustiger Kopf, wie der Hanswurst oder der Eulenspiegel; er ist weder gebildet noch klubbfähig; ja, er besitzt nicht einmal jene Eigenschaft, die sich der Deutsche mit Ausschluß aller andern Völker zuzuschreiben pflegt: die Gemüthlichkeit.

Was ist Gemüthlichkeit? Es ist schwer zu sagen. Gemüthlich war es, als die Kaiserin Maria Theresia in das gefüllte Burgtheater trat, wie in einen Familienkreis, um zu verkündigen: „der Leopold hat einen Buben"; gemüthlich ist die deutsche Weihnachtsfeier mit ihrem lichterstrahlenden Christbaum und ihrem echten Verständniß eines Kinderherzens. Aus keiner andern Nation wuchs ein solches Verständniß heraus. In Frankreich kannte man nur die Geschenke zu Neujahr, zusammenfallend mit der Zeit der Trinkgelder; in England war die Weihnachtsfreude ein Ding, das am Küchenfeuer gesotten oder geschmort ward; erst die deutsche Sitte, so weit sie in beide Länder eindrang, brachte eine Anregung der Phantasie und den Kinderjubel mit. Die Gemüthlichkeit selbst hat Etwas von kindlicher Glücksauffassung in sich. Es ist die Fähigkeit inniger Hingebung an ein Zusammenleben, dem sich das eigene Ich unterordnet; das Gefühl für den Reiz eines Heimwesens mit Abkehr von der Außenwelt; eine Gabe des Himmels, auch in der Beschränkung ein Glück aufzufinden und es zu pflegen; ein Schönheitssinn des Herzens, der Alles verschönert, was er liebt, und auch der leblosen Umgebung seinen Zauber einhaucht. Die Gemüthlichkeit schweift nicht in die Ferne; sie hat ihr Genügen in sich selbst; sie bedarf keines äußeren Glanzes; sie kann aus der ärmsten Hütte eine Heimath machen, wie sie vielleicht den Prachtzimmern eines Pallastes abgeht. „Ein guter Muth", sagt der alte Salomo, „ist ein täglich Wohlleben." Die Gemüthlichkeit ist mehr:

Digitized by Google

den guten Muth kann auch Jemand für sich allein haben, während die Gemüthlichkeit stets eine Beziehung auf Andere einschließt. Aus dem Familienleben stammt sie her, und von da trägt sie den Ton offener Herzlichkeit auch auf andere Verhältnisse über, wo ihr ein Gleiches entgegenkommt. Schon die arglose Voraussetzung eines solchen Entgegenkommens ist gemüthlich.

Das Familienleben ist des deutschen Lebens Kern. Der Franzose lebt mehr nach außen hin, mehr für die Gesellschaft; sein Salon ist weniger ein erweiterter Familienkreis, als vielmehr, so zu sagen, ein verengertes Kaffeehaus; auch weicht die Meinung des Salons selten weit ab von der auf dem Markte. In Deutschland, natürlich mit Vorbehalt der Ausnahmen, zieht sich die Sonderung zwischen außen und innen schärfer; der Familienkreis, zunächst unter weiblichem Einfluß, wahrt getreu die Überlieferung alter Sitte und Ehrenfestigkeit, und Das ist ein heilsames Gegengewicht gegen manche Eindrücke, die der Sohn oder Bruder draußen empfängt. Zur Gediegenheit des Charakters wirkt es wesentlich mit: die Familie hat ein strengeres Urtheil über eine Abweichung davon, als die große Welt. „Von armen, aber ehrlichen Eltern", sagt eine französische Redensart, der Armuth gleichsam eine Entschuldigung beifügend; das deutsche Familienurtheil würde eher sagen: „reich, aber ehrlich", oder: „reich, aber nicht ehrlich", nämlich erst nach der Art fragen, wie der Reichthum erworben wurde.

Es ist seltsam, daß man in dieser häuslichen Tugend einen politischen Mangel sehen wollte. Warum sollte ein guter Vater oder ein guter Sohn ein um so schlechterer Staatsbürger seyn? Daß man in die Häuslichkeit sich zurückziehen kann, wie auf eine glückliche Insel, ist noch keine Absperrung vom öffentlichen Leben. Im Gegentheil, inmitten einer Überwältigung durch äußere Macht, wie zu Napoleons I. Zeit, war das Familienleben und edler Frauensinn eine geistige Burg, die den zähesten Widerstand aufrecht erhielt. Auf diesem Boden wächst deutsche Art und deutscher Charakter auf, und der Beruf, sie schon im Kinde zu pflegen, ist in die Hände der Mütter gelegt. National, wie man aus Ehen gemischter Nationalität ersieht, artet das Kind vorzugsweise der Mutter nach. Und darum ist jene verwelschte Künstelei, die ein

Digitized by Google

deutſches Mädchen erzieht, als ob es als Frau nachmals Franzoſen gebähren ſollte, eine Unnatur und Fälſchung. In der Familie nimmt ſich Das aus, wie Pontius Pilatus im Credo; glücklicher Weiſe, eben weil es unnatürlich iſt, pflegt es nicht allzulang die Inſtitutsjahre zu überleben; eine geſunde Natur und die Erfahrung der Hausfrau und Mutter ſtreift die anerzogene Fremdheit ab, und der deutſche Familienſinn tritt in ſeine Rechte.

Der Kern des deutſchen Familienlebens iſt die Achtung des Weibes. Die franzöſiſche „Galanterie“ iſt mitunter das Gegentheil, — halb von der Behandlung der Griſette herübergeborgt, alſo von einer frivolen Grundanſicht ausgehend, die ſich denn auch in der Literatur bemerklich macht; dieſe Abart von „Verfeinerung“ ſieht, gleich den wilden Völkern, das Weib für ein geringeres Weſen an. Ganz fremd war die Achtung des Weibes dem Morgenländer; erſt das Chriſtenthum brachte hierin eine Änderung hervor, — eine völlige Neugeburt jedoch erſt in Europa und vermittelſt der germaniſchen Völker. Das iſt es, was Jahn im „deutſchen Volksthum“ ſo bündig geltend macht. „Je menſchheitlicher ein Volk“, ſagt er, „je größer die Huldigung des weiblichen Geſchlechts. Deutſch müßte das dritte heilige Wort ſeyn, was in allen Sprachen jedes Mädchen nach Vater und Mutter zuerſt lallen ſollte. Es iſt in der Geſchichte kein Volk bekannt, was mehr für das weibliche Geſchlecht gethan hat.“ Selbſt dem klaſſiſchen Griechenland, ſonſt ſo hochgebildet, war die Achtung des Weibes noch nicht aufgegangen. Der alte Deutſche aber beſaß dieſe Eigenſchaft, als er noch ein Heide war, ſie lag alſo in ſeiner Natur; in dieſer Hinſicht blickte die römiſche Berichterſtattung, die ihn ſonſt einen Barbaren hieß, bewundernd an ihm hinauf. So fand das Chriſtenthum einen empfänglichen Boden bei ihm; er hatte nicht erſt eine orientaliſche Anſchauung abzulegen. Der Sinn für die Würde der Frauen, eine Grundlage für das Edlere überhaupt, gieng von den Deutſchen aus, und eine deutſche Eigenſchaft iſt er geblieben, ſo Vieles auch ſich ſonſt ändern mochte, durch alle Zeitalter hindurch. Die deutſche Frau iſt die Ordnerin des Hauſes; ſie „herrſchet weiſe im häuslichen Kreiſe“; ihrem Geiſt und Charakter iſt er unterthan. Und wenn ſie vor Allem Hausfrau und Mutter iſt, ſo kann ſie deſſen unbeſchadet auch eine „Dame von Welt“ ſeyn,

Digitized by Google

nämlich im guten Sinn. Deutsche Huldigung zieht nicht herab. Das deutsche Liebeslied ist zart und sinnig, eher schwärmerisch hochgespannt, als muthwillig; der Ton, den so manche französische „Chanson" anschlägt, wäre für Deutschland nicht gehoben genug.

Noch eine andere Eigenschaft, dem Morgenländer so fremdartig, wie die Achtung des Weibes, kam aus der deutschen Volksart heraus dem Christenthum entgegen: es ist die Milde des Gemüths neben der Fülle der Kraft, ein gutes Herz in der Brust eines Kriegers, eine Vereinigung, um an das Bild zweier Apostel zu erinnern, des sanften Johannes und des Petrus, der das Schwert zückt. Bei dem Morgenländer fließt die Tapferkeit mit der Wildheit zusammen; Großmuth gilt ihm für Schwäche; einen Helden ohne Grausamkeit würde er so wenig begreifen, als den Zauber eines deutschen Liedes. Die deutsche Empfindung ist voll und tief; sie kann sich im Jüngling, wie in der Jungfrau, zu jener duftigen Zartheit steigern, die Friedrich Richter, trotz seines Kellnergeschmacks für französische Vornamen, so echt deutsch wiederzugeben weiß. Dies trifft zusammen mit dem deutschen Hange zur Schwärmerei und der Empfänglichkeit für das Übersinnliche, die gleichsam alle irdischen Schlacken von sich schüttelt. Jedoch das Irdische rächt sich. Das deutsche Gefühl, eben weil es ein wahres ist, dient nicht gerne zum Schauspiel; es ist eine verschämte Eigenschaft; man will eher kalt oder trotzig gesehen seyn, als in einer weichen Stimmung, und um sie zu verbergen, kehrt man das Rauhe heraus. Daher ein so wunderlicher Gegensatz, wie der, daß die deutsche Jugend, also das Blütenalter für Ideale und eine schwärmerische Spannung, neben hochpoetischen Liedern auch wohl einen abspannenden Gassenhauer hören läßt. Daher auch jene Laune des Kontrastes, die man den Humor nennt; jener schwer zu definirende Zug, der einer weichmüthigen Rührung unversehens, wie um der Erde nicht vollends entrückt zu werden, einen handfesten Spaß, der Überhebung eine feine Ironie an die Seite setzt, — den Aufschwung des Gemüthes mit der Erinnerung an seine irdische Zuthat neckend, so wie er hinwiederum die üppige Lustigkeit mahnt an des Lebens ernstere Seite. Friedrich Richter — verdammt sey der „Jean Paul" — ist auch hierin ein Meister; die Schilderung einer Prügelszene gelingt ihm so trefflich, wie die

Digitized by Google

eines Mondschein-Gefühls; er hat die Weihe des Humors für eine Überraschung, wie die im „Titan“, wo der Liebende der Geliebten schwärmerisch seinen Freund preist, der nur ihr nachsteht in seinem Herzen: und siehe da, unfern gegenüber ist der Gefierte sichtbar im offenen Fenster, etwas nach vorn übergebeugt, denn er liegt eben harmlos der Kunst ob, im Speien auf das Pflaster stets wieder denselben Stein zu treffen. Den Humor verstand Voltaire nicht mit all seinem Verstande, und darum auch den Shakespear nicht; — der Deutsche versteht ihn.

Auch die deutsche Philosophie würde Voltaire nicht verstanden haben, obgleich sie so eigentlich nichts Nationales ist. Der deutsche Humor liegt in der Volksnatur; die deutsche Tonkunst hat einen nationalen Charakter; — die deutsche Philosophie ihrerseits ist zwar anders geartet, als die französische, hat also etwas Eigenthümliches, zählt aber im Verhältniß zu wenige Jünger, um ein Eigenthum der Nation zu seyn. Der Bürger und der Bauer, der Soldat und der Seefahrer, der Künstler und der Edelmann sind keine Schulphilosophen; selbst die Mehrheit der Studierten steht, um es schulmäßig auszudrücken, auf der Seite des „ordinären Bewußtseyns.“ Weltklugheit mögen sie haben, auch Weltweisheit in ihrer Art; — philosophische Schule haben sie nicht. Wenn also auf Rechnung deutscher Philosophie der Deutsche für träumerisch oder pedantisch gelten soll, und ihm um ihretwillen ein unpraktisches Gedankenleben oder Versenkung in graue Theorie vorgeworfen wird, so hat die Gesammtheit jedenfalls blutwenig damit zu schaffen; es geht höchstens eine Anzahl von Studierten an. Wohl wahr, daß es das deutsche Volk ist, das am meisten in Europa geistige Bildung aufweist; jedoch Vertrautheit mit der Philosophie ist bei alledem auch in Deutschland keine Eigenschaft des Volkes. Und zwar unabhängig davon, ob sich's um ein Kompliment oder einen Tadel handelt; denn am Ende ist der Vorwurf unpraktischer Träumerei doch nur die Kehrseite zu dem Lob, das einst der „Heimath des Gedankens“ gezollt wurde.

Es kann auch ein Vorzug in einen Fehler ausarten, wenn er einseitig überwuchert. Die Gemüthlichkeit, wenn auf Parteinahme für ausländisches Interesse übertragen, gibt sich einer sehr ungemüthlichen Ausbeutung preis; eine Nation als solche darf nur

Digitized by Google

selbstsüchtig seyn für sich, nicht für andere Völker. Der Hang zum Idealen, „um die gemeine Wirklichkeit der Dinge den goldenen Duft der Morgenröthe webend", mahlt sich auch die Charakterlosigkeit schön aus, wenn er zur Weltbürgerei wird. Aus der Liebe zu selbständiger Freiheit, wenn man sie übermäßig pflegt, geht die Versäumniß einheitlicher Macht hervor. Ein innerer Gemüthsreichthum, schwer anknüpfend nach außen hin und verschlossen in sich selbst, kann der äußeren Welt blöde und linkisch erscheinen. So mag es denn auch geschehen, daß philosophische Vertiefung unpraktisch macht, wie denn von einem namhaften Philosophen sein Biograph anmerkt, daß diese geistesscharfe Autorität außerphilosophisch eine fast kindlich naive Erscheinung war; im gewöhnlichen, d. h. im wirklichen Leben ganz und gar unbeholfen und unsicher. Andere wiederum hält Das nicht ab, in philosophischer Schulung gleichsam ein „Stahlbad" für das wirkliche Leben zu sehen, — selbst für das politische.

Seltsam, wie auf einen und denselben Gegenstand, je nach der Verschiedenheit des Gesichtspunktes, ein so ungleich wechselndes Licht fällt! Am leichtesten bei nationaler Verschiedenheit. Ein Ruck an dem angelegten Maßstabe, und es verschiebt sich die Gränzlinie zwischen geistestief und träumerisch, zwischen bieder und ungewitzigt, zwischen aufrichtig und grob; es spielt in einander über, wie schönsinnig und geckenhaft, weltmännisch und selbstsüchtig, fein geschliffen und dünn; auf der schwankenden Gränze kann man Gründlichkeit und Pedanterie oder Besonnenheit und Phlegma verwechseln, wie Schönrednerei und Seichtigkeit oder leichten Umschwung und Windbeutelei.

Wenn ein Deutscher sich nicht gern bückt, nicht seinen Hof macht, wo die Gewalt ist, so kann ihm die Weltgewandtheit vorwerfen, er unterlasse es im Bewußtseyn eines Fehlers; er wisse wohl, daß ihm die Zierlichkeit dafür abgehe.

Der Deutsche findet mitunter das Reden langweilig; der Franzose immerdar eher das Schweigen. So liegt es in der Volksart. Dem Franzosen ist Plaudern ein Bedürfniß, ein Selbstzweck, und er genügt ihm mit so viel Anmuth als möglich; an dem Deutschen vermißt er — nicht die Lust dazu, denn die setzt er voraus, sondern das Talent.

Digitized by Google

Es sind eben verschiedene Standpunkte und ein abweichender Maßstab; — zu unterscheiden übrigens von dem unsteten Urtheil, das je nach Laune seinen eigenen Standpunkt wechselt, und die „Denker" von gestern unbedenklich heute für „Träumer und Phantasten" erklärt.

Von deutscher Seite selbst werden deutsche Schwächen am wenigsten geschont; selbst da nicht, wo ein Fehler der unmittelbare Wandnachbar eines Vorzugs ist. Ueber deutsche Geduld z. B. oder deutschen Eigensinn gibt es Anklagen genug; — meist von Studierten ausgehend gegenüber dem Volke.

Deutscher Eigensinn, allerdings, kann so knorrig seyn, wie das Astwerk einer Eiche, unüberwindlich, auch wo das Gegentheil besser wäre; jedennoch ist es ein und derselbe Stoff mit der gerühmten Zähigkeit deutschen Charakters. Es wäre schwer, die Gränze zu bestimmen, wo das Eine aufhört und das Andere anfängt; die Zähigkeit wenigstens hört in dem Eigensinn nicht auf.

Deutsche Geduld, am unrechten Orte angebracht, hat schon viel Unheil verschuldet; gleichwohl ist ihre bessere Hälfte eine Tugend, und zwar keine der geringsten. Fürst Kaunitz, als er sagte, mit deutscher Geduld wolle er es den Franzosen schon abgewinnen, wußte sehr wohl, was er that. Der kaiserliche Staatsmann meinte jenen ausharrenden Gleichmuth, der den Gegner ermüdet und mürbe macht; — im Unterhandeln ungefähr Dasselbe, was die Belagerungskunst thut, wenn sie einen Platz aushungert.

Von Voltaire ist ein Ausspruch aufbehalten, die Franzosen seyen die Kinder, die Deutschen die Greise Europa's. Der Ausspruch ist mehrdeutig; es steckt ein Tadel darin und ein Kompliment, für den einen wie für den andern Theil. Es steckt auch eine Wahrheit darin, je nachdem; nur daß der Pariser — und Paris ist Frankreich — zu blasirt ist, um kindlich zu seyn, und der Deutsche zu schwärmerisch für einen Greis. Ist doch das bekannte Sprichwort vom Schwabenalter nichts Anderes, als ein Zeugniß verlängerter Jugend und Poesie, entgegen der ledernen Prosa des Lebens, die denn auch mit vierzig Jahren noch frühe genug kommt.

Auch die Völker haben ihre Altersstufen; die Zeit geht nicht spurlos an ihnen vorüber. Jene Recken im deutschen Eichenwald, die Günstlinge des Tacitus, lasen weder Folianten noch Duodez-

Digitized by Google

bände; ein Mann von Ton unter den Hohenstaufen sah nicht entfernt einem französischen Haarkräusler ähnlich, suchte auch keine „Französin" für seine Kinder; Erasmus von Rotterdam, käme er heute wieder, müßte etwas länger suchen nach einem Wirth, der es für unwürdig hielte, seinem Haus Gäste heranzuziehen. Die Deutschen des Mittelalters hielten sich einfach für die erste Nation der Welt; ihre Politik setzte sich selbst als Mittelpunkt und gruppirte das Übrige darum her. Dafür hatte das Mittelalter keinen Schiller und keinen Goethe, keinen Mozart und keinen Beethoven, und noch gar Manches nicht, was den Reichthum des heutigen Deutschlands ausmacht. So wechseln die Zeitalter, aber der nationale Charakter bleibt; mag eine theilweise Abirrung davon auch ein Jahrhundert dauern: — was will Das heißen im Leben eines Volkes!

Tapfer und treu, hatten die alten Römer gesagt; tapfer und treu, nur mit andern Worten, wiederholte in der jüngsten Vergangenheit eine Autorität ersten Rangs, ein Gegner der Deutschen auf so manchem Schlachtfelde: — Napoleon I. in seinem Exile zu Longwood. Hätten die Deutschen ihn zum Kaiser gewählt, sagte er, sie hätten ihn, wie er sie kenne, niemals verlassen, und er wäre jetzt nicht hier.[37] Was er den Franzosen Schmeichelhaftes zu hören gab, konnte jeweils auch eine Berechnung der Politik seyn; was er auf St. Helena von den Deutschen sagte, war gleichsam laut gedacht, ohne Befangenheit und ohne Eigennutz.

Dies also ist der älteste und der jüngste Ruf deutschen Charakters; — er ist nicht uneben. Ein Glanz deutschen Handels und deutscher Industrie kam erst im Mittelalter auf; der Ruhm deutscher Wissenschaft gehört vorzugsweise der neueren Zeit. Es sind verschiedene Seiten der Entwicklung, aber sie durchkreuzen sich nicht; es war keine der andern ein Hinderniß. Und wie zum Wahrzeichen, daß denn doch Alles zusammengehört, so hat das Schießpulver ein deutscher Mönch und ein deutscher Patrizier die Buch-

[37] „Assurément, si le ciel m'eût fait naître prince allemand, au travers des nombreuses crises de nos jours, j'eusse gouverné infailliblement les trente millions d'Allemands réunis, et, par ce que je crois connaître d'eux, je pense que, s'ils m'eussent élu et proclamé, ils ne m'auraient jamais abandonné et je ne serais pas ici."

Digitized by Google

druckerei erfunden; — ein Gelehrter in der Kutte eine Umwälzung der Kriegskunst, und den wirksamsten Hebel einer friedlichen Bildung der Träger eines Schwertes.

Der deutsche Charakter hält Nichts auf das Gespreizte; er treibt kein Bühnenspiel mit sich selber; er steht nicht bewundernd vor seinem Spiegel. Zur Eitelkeit neigt er nicht; er hat sie nicht nöthig; empfindlich sind eher jene kleineren Volksthümer, deren geistiger Rang nicht gesichert ist. Auch eine Selbstüberschätzung aus Unwissenheit, wie man sie bei Andern sehen kann, liegt dem Deutschen ferne; dafür ist er zu wohlbewandert in der Kenntniß fremder Länder und Völker. Sich selbst und die Bedeutung seiner Geschichte dürfte er mitunter etwas besser kennen: das ist der Grundstein des Nationalsinns.

Digitized by Google

So weit die deutſche Zunge klingt.

Digitized by Google

Germaniae fines, ut veteres tradunt, ab oriente Viscella fluvius et Hungariae limes fuère; ab occidente Rhenus; a meridie Danubius; a septentrione oceanus et mare Balteum, quod Prutenicum vocare possumus: — nunc quantum extra hos terminos possideatis, ipsi videtis. Vos Angliam, pulsis Britannis, occupâstis; vos Belgarum Helvetiorumque fines, ejectis Gallis, obtinuistis; vos Rhaetiam et Noricum invasistis; vos usque in Italiam pedem extendistis; vos Hulmerigros, qui nunc Pruteni vocantur, ex manibus infidelium detraxistis. Vos igitur magni, vos bellicosi, vos potentissimi, vos fortunatissimi ac Deo accepti Germani estis: quibus adeo fines extendisse licuit, et super omnes mortales Romanae potentiae datum fuit obsistere.

Aeneas Sylvius.

Teutſchland oder Germania wird jetzt ſo weit gerechnet, ſo weit Teutſch Zung, ſie ſey gut oder bös, währet oder gered wird.

Sebaſtian Frank, 1539.

Digitized by Google

In deutschen Mittelschulen lernt man latein und griechisch, aber nicht deutsch. Man lernt sogar griechische Dialekte, lernt attisch und jonisch, äolisch und dorisch unterscheiden; von deutschen Mundarten aber, und daß z. B. holländisch und flämisch blos deutsche Dialekte sind, davon lernt man Nichts. So kommt es, daß man studierte Leute treffen kann, die das Holländische (von den Holländern selbst das Niederdeutsche genannt) für eine wildfremde Sprache halten, oder die mit französisch gespitztem Munde Brühsch aussprechen, wenn es sich um Brügge handelt, und denen niemals zu Ohren kam, daß Anvers nur der französische Name für das gut niederdeutsche Antwerpen ist. Es ist um Nichts besser, als wenn ein Deutscher Trèves schriebe für Trier, Deuxponts für Zweibrücken, oder Bâle für Basel.[1] Auch Goethe's Egmont hat ein welsches Röcklein an; im Niederdeutschen wird der Name mit d geschrieben, und zwar aus dem guten Grunde, weil mond in niederdeutscher Form dieselbe Endung ist, auf welche in oberdeutscher die Ortsnamen Neckargemünd und Orlamünde ausgehen.

[1] Daß selbst „wissenschaftliche" Arbeiten von diesem Fehler nicht frei sind, ersieht man aus einigen Beispielen, die Wilhelm Stricker in seiner „Germania" anführt. „Besonders nachlässig und gedankenlos" — sagt er — „sind die ärztlichen Kompilatoren, wenn sie aus französischen Zeitschriften übersetzen. So steht im Jahresbericht über öffentliche Gesundheitspflege für 1844 von Birkmayer S. 63 und 64 Anvers statt Antwerpen, in dem über Lokalpathologie (II, 294) von Rösch: Liége statt Lüttich; in Schmidt's Jahrbüchern Bd. 47, S. 286 schreibt Bock: Haguenau, und ebenda Bd. 49, S. 76 Hasper: Gand statt Gent." (Germania, Archiv zur Kenntniß des deutschen Elements in allen Ländern der Erde, im Vereine mit Mehreren herausgegeben von Dr. Wilhelm Stricker, erster Band, Frankfurt a. M. 1847, S. 213.) Man sieht, diese Art von französischer Bildung ist ein Mangel an deutscher.

Digitized by Google

Deutschland kennt sich selbst zu wenig. Es war ein Engländer, der sich in Dresden unter den Nachkommen der Sachsen Wittekinds zu befinden glaubte, aber es giebt Deutsche genug, die diesen ethnographischen Irrthum theilen. Ein ähnlicher findet sich in dem schleswig-holsteinischen Bundesliede: — der deutsche Schleswiger und der Holsteiner sind als Deutsche, worauf ja eben der Ton gelegt wird, nicht blos verwandten, sondern gleichen Stammes; „stammverwandt" aber sind Beide mit dem Dänen, insofern dieser der germanischen Völkerfamilie angehört.

Die Ethnographie ist verhältnißmäßig eine noch junge Wissenschaft.[2] Jener deutsche Historiker, der von der „belgischen Nationalität" Karls V. schrieb, war noch nicht bis zur Schwelle gekommen; auch jene Diplomatie nicht, die bei der Theilung des luxemburgischen Landes den Bezirk „Arlon" der belgisch-wallonischen Seite zuschied: Arlon selbst nämlich heißt auf deutsch Arlen und ist so wenig wallonisch, als der Sitz des deutschen Bundestags.[3] Den deutschen Heeren von 1814 und 1815 fehlte es sicherlich nicht an deutscher Gesinnung; dessenungeachtet steht in deutschen Kriegsberichten so mancher französische Ortsname, wo ein deutscher stehen sollte, — nicht nur auf ehemaligem Reichsgebiet, sondern auch auf ethnographisch deutschem Boden. Man wußte es nicht besser. So liest man denn eher Fenestrange und Petite-Pierre, als Vinstingen und Lützelstein; bei Waterloo wird niemals der Soonjer Busch, um so öfter aber der „Wald von Soigne" genannt; dem „fünften Alliirten", dem Rheinischen Merkur, ist es gar begegnet,

[2] L'ethnographie est une science presque toute neuve encore pour nous. (Bulletin de la société de géographie, Paris, 1842, Oktoberheft.) Ethnologische Forschungen zwar, fährt der Verf. fort, habe es schon früher gegeben, aber eine Darstellung ethnologischer Geographie auf Landkarten sey erst eine neuere Errungenschaft. Er unterscheidet zwischen ethnologisch und ethnographisch, was indeß nur ein Fremdwort weiter hereinbringt; unter Geographen versteht man ja auch nicht blos Kartenzeichner.

[3] Der Bezirk Arlen zählt 25000 Deutsche. Diese neue Hingabe an ein fremdes Element (denn Belgien administrirt französisch) und die Sympathien deutscher Blätter dafür ließen einen schlimmen Eindruck an der deutschen Westgränze zurück. Was sollen wir, sagte man in Luxemburg, für Deutschland fühlen, wenn wir sehen, daß es sich bei jeder Gelegenheit verkürzen läßt, sich um uns nicht kümmert, und sein eigenes Interesse nicht versteht!

Digitized by Google

daß er von einem Kap „Blancnez" sprach, also eine französische Benennung für Blankenese bei Hamburg gebrauchte. [4] Es war eine Achtlosigkeit, die sich vermeiden ließ; indeß darf man für damals nicht allzu strenge seyn. Kommt es doch auch heutigen Tags vor, daß die Ethnographie irregeht; ja, mitunter schlägt sie sich förmlich selber ins Gesicht. Eine Statistik für Belgien z. B. nennt sich ethnographisch, weil sie Wallonen und Fläminger zu unterscheiden weiß, zählt aber nebendaran auch Deutsche auf, was wieder die Fläminger undeutsch macht; auf Bernhardi's Sprachkarte von Deutschland (Kassel, 1849) findet man diesseits der von ihr selbst gezogenen Sprachgränze Clervaux, Martelange, Arlon, Thionville, Morhange, und Dannemarie, anstatt Klerff (aus Clara vallis), Martlingen, Arlen, Diedenhofen, Mörchingen, und Damerkirch; J. Val. Kutscheit vollends, der eine Karte der deutsch-französischen Gränzländer herausgab, worauf auch die „deutsch-französische Sprachgränze" bezeichnet ist, kennt auf der ethnographisch deutschen Seite, so weit sie beispielsweise den Sundgau und das Elsaß angeht, nicht etwa Masmünster, Sennheim, Rappoltsweiler, Mauersmünster, Wasselnheim, und Zabern, sondern nur Massevaux, Cernay, Ribeauviller, Marmoutier, Wasselonne, und Saverne; selbst innerhalb des Deutschen Bundes bringt er noch einen Ortsnamen Wormelange bei, welcher aus Wormlingen übersetzt ist.

[4] In einem Briefe aus Lüttich, der sich ironisch über das müßige Stilliegen der Schweden und die zweideutige Haltung ihres Führers ausläßt. „Wir haben noch immer das Glück, Se. k. Hoh. den Kronprinzen von Schweden in unsern Mauern zu besitzen, und hoffen, uns noch die längste Zeit dieser Ehre zu erfreuen. Alle Wohlgesinnten gönnen diese augenblickliche Ruhe und Erholung dem Heere, das vom Nordkap bis zum Kap Blancnez auf so viel Wegen und Abwegen zu uns herabgezogen. Man erinnert sich dabei, wie die Vorväter dieser tapfern Leute, die Normänner, im Jahre 882, zur Zeit des Königs Carolus, auch ohnweit von hier an der Maas, am Orte Ascloha, vierzehn Monate still gelegen und das Land allum ihr Lager her wüst gelegt ..... Gerüchte sind in Umlauf, die ein baldiges Einrücken des Heeres in Frankreichs verkündigen wollen; indessen hat es damit so bald noch keine Eile, da ohnehin der Streiter schon so viele wie Sand am Meere hineingegangen, wovon man vernünftiger Weise den Erfolg erst abwarten muß." (Rhein. Merk. vom 27. März 1814.) Es wäre übrigens möglich, daß in dem Kap Blancnez eine Anspielung auf irgend eine Äußerung des französischen Schweden läge; jedoch in französischer Zunge gab sich der Prinz, wenn er von Blancnez sprach, keine Blöße damit.

Digitized by Google

Eine zuvorkommende Artigkeit für Frankreich, obwohl eine Versündigung an der Ethnographie, steckt in einem 1832 erschienenen „Handbuch für Gebildete", das die „richtige" Aussprache ausländischer Eigennamen lehrt: über „Strasbourg" nämlich, „Stadt in Frankreich", empfängt man den Aufschluß, daß man „Strasbuhr" zu sprechen habe.[5] Der Straßburger seinerseits, ausgenommen in fortlaufend französischer Rede, spricht den Namen seiner Vaterstadt deutsch aus; das deutsche Handbuch geht also weiter, als die Elsäßer selbst. Ein Volk, das sich achtet, gibt auch keinen ethnographischen Anspruch auf, so wenig als einen politischen; wer gleichsam Naturfranzosen in den Elsäßern sieht, (ein Schöppenstedter Blatt beantragte in diesem Sinn einmal die Benennung „Rheinfranzosen",) der gibt der Voraussetzung Raum, daß er auch eine weitere Einbuße nicht unnatürlich finden würde. Wenn morgen Stuttgart an Frankreich fiele, das „Handbuch für Gebildete" könnte harmlos eintragen: „Stouttgard, spr. Stuggahr, Stadt in Frankreich"; für Dresden im gleichen Fall wäre die richtige Aussprache „Drehsd" zu bemerken, — weiter Nichts.

So weit die deutsche Zunge klingt, erstreckt sich deutsches Volksthum; der Umfang desselben in der Mitte Europa's bildet das ethnographische Deutschland. Es kommt nicht mit dem politischen Deutschland überein, welches derzeit der Deutsche Bund zusammenfaßt; im Gegentheil, z. B. nach Westen zu liegt die deutsche Stamm- und Sprachgränze gegenwärtig fast ausschließlich auf politisch ausländischem Boden. Dieselbe beginnt im Norden mit Grevelingen (Gravelines), welches noch flämisch ist, zwischen Calais und Dünkirchen, wendet sich bei Hasebruck östlich, geht bei Belle (Bailleul) in das heutige Belgien herüber, läßt Brüssel nördlich, (die Schlacht von Waterloo wurde auf der Sprachgränze geschlagen,) Lüttich südlich,[6] und tritt bei Eupen auf eine Strecke weit in

[5] Wörterbuch der richtigen Aussprache ausländischer Eigennamen aus allen Theilen der Wissenschaft und Kunst. Ein Handbuch für Gebildete, von August Müller. Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchhandlung, 1832.

[6] In der Kreiseintheilung Deutschlands gehörte Lüttich zum westfälischen Kreise; Dies hat wohl Walter Scott irregeführt, der in seinem „Quentin Durward" die Lütticher des 15. Jahrhunderts deutsch reden läßt. Nach einer andern Angabe

Digitized by Google

preußisches Gebiet. Es ist zwischen der Nordsee und Piemont der einzige Punkt, wo die ethnographische Gränze innerhalb des politischen Deutschlands liegt. Von Eupen an läuft sie südlich, noch um dritthalb Stunden westlich an jenem Arlen vorbei, das man von diplomatisch-deutscher Seite für welsch ansah, in der Richtung gegen Longwy, in dessen Nähe sie mit Heiseringen wieder in das Gebiet Frankreichs eintritt, biegt dann gegen Diedenhofen ein, das früher zu Luxemburg gehörte und nun Thionville heißt, zieht südöstlich durch das alte Lothringen, dabei westlich an Metz streifend, und erreicht bei Lützelhausen das Elsaß, wo sie nun, von französischer Einwanderung abgesehen, dem Kamme der Vogesen (des wasgauischen Gebirges) folgt. Nicht ohne Ausnahme jedoch. Markirch z. B. (St. Marie aux mines), obwohl noch diesseits liegend, ist schon von Alters her ein zweisprachiger Ort, durch einen Bach in eine deutsche und eine französische Bevölkerung geschieden; — Felleringen mit der Quelle der Mosel, also auf der jenseitigen Abdachung, gehört noch der deutschen Zunge. Weiter südlich, von der Vogesenecke am Bärenkopf an, ist die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Doubs und der Ill die ethnographische Gränze;

(Allgemeine Zeitung, 1842, Nr. 202, Beilage) soll 1147, als der h. Bernhard nach Lüttich kam, um den Kreuzzug zu predigen, das dortige Volk deutsch gesungen haben („Christ uns genade, die Heiligen alle helfen uns"), was denn eine deutsche oder wenigstens eine gemischte Bevölkerung voraussetzen ließe; allein jene Angabe scheint auf einer Verwechselung mit Köln zu beruhen. Von da nämlich erzählen die Acta Sanctorum (20. August, St.-Bernhards-Tag): „Urbem hanc multis prodigiis illustrat. Ad singula populus acclamabat, et in laudes Dei voces tonant per nubila: Christ uns genade, kyrie eleison; die Heiligen alle helfen uns." Von Lüttich dagegen bemerkt der Mönch Gaufried, Bernhards Notarius und damaliger Begleiter, ausdrücklich, das Volk habe gar nicht gesungen. (In der Lebensbeschreibung des h. Bernhard: „Igitur Dominica post octavas Epiphaniae, et secunda feria, Leodii mansimus .... Puer oblatus est, quem ex utero claudum esse dicebant .... Conclamatum est statim a Clero: Te Deum laudamus; sed mugitus fletuum et singultus vociferationem laudis evicit. Dabat pro cantu lacrymas plebs *ignara canendi*." Daß mit dem „des Singens unkundigen Volke" nicht etwa blos ein Theil desselben gemeint ist, erhellt aus einer andern Aeußerung Gaufrieds in einem Schreiben an den Bischoff Hermann von Konstanz: „Neque enim secundum vestrates propria habet cantica populus romanae linguae, quibus ad singula quaeque miracula referrent gratias Deo.")

Digitized by Google

faſt der geſammte Sundgau mit Masmünſter, Damerkirch, und Altkirch redet noch deutſch; der Jura ſpricht franzöſiſch. Nördlich von Bruntrut (Porrentruy) tritt die Richtung der Stamm- und Sprachgränze in das Gebiet der Schweiz ein, zieht zwiſchen Delsberg (Delemont) und Baſel durch, läßt Solothurn öſtlich, berührt den Bieler, den Neuenburger, den Murtener See, trennt Freiburg im Uechtland in einen deutſchen und einen welſchen Stadttheil, ſetzt zwiſchen Leuk und Siders über die Rhone, und ſteigt ſchließlich den Monteroſa hinan, auf deſſen ſüdlichem Abhang, piemonteſiſchen Gebiets, noch einige uralte deutſche Gemeinden erhalten ſind.

Ueber einzelne Punkte dieſer Linie ſind die Ethnographen uneinig. Juſſeret's hiſtoriſcher Atlas von Belgien rechnet Eupen zum walloniſchen Sprachgebiete, was ein thatſächlicher Irrthum iſt; Bernhardi ſcheint anfänglich Diedenhofen für echt franzöſiſch angeſehen zu haben, denn in der zweiten Auflage der zu ſeiner Karte gehörigen Erläuterungsſchrift wird berichtigt, daß es in Bezug auf die häusliche, beſonders vertrauliche Sprache ſeiner Bewohner deutſch ſey; wo er Bionville ſchreibt, da ſchreiben Andere Biendorf, und ſtatt ſeines Martelange in Luxemburg iſt auf der Landkarte zu einem franzöſiſchen Buche, das übrigens einen flämiſchen Belgier zum Verfaſſer hat,[7] ganz richtig Martlingen verzeichnet. Von Diedenhofen ſchreibt noch ein Jahrhundert nach deſſen Abtretung der alte Büſching: „die Einwohner ſind Deutſche", und wenn auch unleugbar ſeitdem das Deutſchthum im Weſten ſtark rückwärts gegangen iſt,[8] ſo ſind doch in jenem ganzen Landſtriche, ſowohl in dem an Frankreich gefallenen Theile von Luxemburg, als in dem zunächſt angränzenden Lothringen, noch immerhin mehr deutſche Elemente übrig, als die Bernhardi'ſche Sprachkarte bemerklich

7 La langue flamande, son passé et son avenir, par Hubert Vandenhoven, Bruxelles, 1844.

8 Aus der Gegend von Metz erzählt ein Reiſender ein Zwiegeſpräch, das er mit anhörte, und das als ein Muſterchen von Verwelſchung dienen mag. In einem Dorfwirthshauſe ſteht der Hausherr am offenen Fenſter; ſeine Tochter macht ſich im Hofe zu thun; er ruft ihr und ſie antwortet: wat eſch? (Was iſt?) Da zankt der Alte: „Comment wat eſch, toujours wat eſch, und jamais wat belieft, wann cher père rüft!" (Mündliche Ueberlieferung.)

Digitized by Google

macht.[9] Nach ihr müßte man Metz, Tull, und Nanzig für ungetheilt französisch halten.[10] Was vollends einzelne Dörfer betrifft, so liegt

[9] Ein deutscher Gewährsmann aus Luxemburg bemerkt in dieser Beziehung unter Anderm:

.... „Es wird auch deutsch gesprochen auf dem ganzen Strich südlich von Luxemburg bis in die Nähe von Metz. Und in Metz selbst sind die deutschen Urbewohner noch jetzt nicht ganz ausgestorben mit ihrer Sprache, obgleich sie nur einen kleinen Theil ausmachen und die Bewohner eines besondern Stadtviertels bilden, welche, so ungern es die französische Regierung sieht, zu bestimmten Zeiten deutschen Gottesdienst in der Kathedrale erhalten. Die Orter in der Umgegend von Diedenhofen haben sämmtlich deutsche Namen, wiewohl sie [die Namen] von den Franzosen französirt worden sind; ein Beispiel, das die guten Deutschen sehr bereitwillig nachgeahmt haben, sey es in Lehrbüchern oder bei anderweitigen Bezeichnungen. So haben die Behörden der Luxemburger Garnison, gegen den Gebrauch der eingebornen Luxemburger, die Diedenhofer Straße und deren Thor thionvillisirt. Rodemack, Königsmack ꝛc. findet man auf deutschen Karten gedruckt, während die Eingebornen dieser Orte sie nach wie vor Rodemacher, Königsmacher nennen. In gleicher Weise hat man andere Orte in dieser Gegend zwischen Luxemburg und Metz, in denen deutsch gesprochen wird, nach französischem Muster zugeschnitten. Dahin gehören Russe (Röthchen), Lomerange (Lomeringen), Talange (Talingen), Bettlanville (Bettendorf), Chateau la grange (Scheuerschloß, wie es der gemeine Mann ebenfalls noch nennt). In Munoven kenne ich einen Mann, der als Eingeborener kein Wort französisch spricht und mir erzählte, daß in seiner Jugendzeit kein Mensch im ganzen Orte ein Wort französisch verstund, daß in der Schule nur deutsche Katechismen im Gebrauch gewesen seyen, und daß man allgemein eine große Abneigung gegen das Französische gehabt habe, weil nach einer Volkssage alle ursprünglich deutschen Lande in Folge eines großen Krieges dem Mutterland wieder einverleibt werden sollten. Im Kriege von 1813, 14, u. 15 habe man diese Katastrophe erkennen zu müssen geglaubt; nachdem dieselbe nicht in jenem Sinne beendigt worden, schien auch dieser Glaube wankend geworden und möchte daher wohl nun allmählig erlöschen." .... „Jahrhunderte sind verflossen, seitdem unter Ludwig XIV. der südliche Theil des ehemaligen Herzogthums Luxemburg mit Diedenhofen, Sirk ꝛc., eine Bevölkerung von wenigstens 100,000 Deutschen, vom Mutterland abgetrennt wurde, und doch habe ich selbst die Erfahrung gemacht, daß mir ein Landmann dieser Gegend auf die Frage, was er sey, sichtbar wohlgefällig die Antwort gab: ein Deutscher." (Deutsche Wochenzeitung, 1843, Nr. 13.)

[10] In Strickers Germania, Bd. 1, 1847, sagt ein Aufsatz über das deutsche Element an der deutschen Westgränze: „Gegenwärtig ist bereits im Elsaß französisch ein Siebentel, in Lothringen ein Drittel; in Hochburgund ist nicht ein Zehntel mehr deutsch. ... In Lothringen ist das Deutsche im offenbaren schnellen Zurückweichen begriffen. Fabrikanten, Gutsbesitzer, Beamte sind entweder Franzosen geworden oder als solche geboren. Nur in den Städten hält sich noch ein

Digitized by Google

eine gewiſſe Unſicherheit in der Natur der Sache ſelbſt: — die ethnographiſche Gränzlinie iſt keine Landſtraße, auch etwas zu lang, um von einem einzigen Forſcher dorfweiſe bereist zu werden, und die betreffende Ethnographie deßhalb eine zuſammengetragene Wiſſenſchaft, ein Geſammtergebniß aus der genaueren Ortskunde Einzelner, die ſich auf Einzelnes erſtreckte.

Es gibt auch jenſeits der heutigen Sprachgränze noch deutſche Ortsnamen, und gab ihrer vor Zeiten noch mehr. Um Boulogne herum liegen die Dörfer Maninghem, Boulenberg, Echinhem, Fauquemberg, deren deutſcher Namensurſprung augenfällig iſt. Für Lille, Tournay, Arras, Cambray, und Mons (en Hainault) ſagt man auch Ryſſel, Doornik, Atrecht, Cameryk (oberdeutſch: Kammerich), und Bergen im Hennegau. Martin Zeiler in ſeiner Beſchreibung der zehn deutſchen Reichskreiſe, 1697, hat auch noch Valenſin für Valenciennes, Waveren für Wavre, Namen für Namur. Lüttich war bekannter, als Liège; die Benennungen Stablo, Baſtnach, Bullion, und Ypſch oder Yvers (wo 1056 Kaiſer Heinrich III. mit Heinrich I. von Frankreich zuſammenkam) waren gangbarer, als Stavelot, Baſtogne, Bouillon, und Yvois (das ſpätere Carignan); Salm in derſelben walloniſchen Gegend (Kutſcheit auf ſeiner oben erwähnten Karte hat „Viel Salm", was aber nicht viel, ſondern alt, vieil, bedeuten ſoll) iſt an ſich kein franzöſiſch klingender Name: nach franzöſiſcher Sprachentwicklung würde daraus Saume oder Saumon geworden ſeyn, wie Bapaume aus Bapalma oder Saumur aus Salmurus. Luneville hieß einſt auch Lunſtatt, Remiremont (es war deutſches Reichslehen) Reimersberg, das Bad Plombières Pflummers, Montbeillard, ehedem würtembergiſch, Mümpelgard, Beſançon als deutſche Reichsſtadt Biſanz ꝛc. Es folgt daraus keineswegs, daß alle dieſe Orte einſt deutſcher Zunge geweſen ſeyen. Der Beſitz Deutſchlands im Mittelalter gieng über die deutſche Sprachgränze hinaus, und man machte ſich die Namen welſcher Gebietstheile mundgerecht, wie es ſich eben thun ließ.

deutſcher Bürgerſtamm, aber ſeine Sprache, ſeine Sitte iſt nicht angeſehen. In Tull und Nanzig ſind noch viele Deutſche; Metz könnte man faſt ganz deutſch nennen, wenn man zwei Drittel der Einwohner, welche das Patois meſſin ſprechen, dazu nehmen wollte. Völlig deutſch ſieht nur ein Stadtviertel aus, und dann und wann wird dort im Dom noch deutſch gepredigt."

Digitized by Google

Anderseits aber ist klar, daß z. B. die Endung ange in Ortsnamen aus dem deutschen ingen entstanden ist, nicht umgekehrt, also die Vermuthung eines ethnographisch deutschen Ursprungs für sich hat; eben so verhält es sich mit hem für heim und mit willer für wyler oder weiler; Namen wie Aberschwiller oder Remberwiller wenigstens (in Lothringen) wird Niemand wohl für ursprünglich französisch halten. Was insbesondere das flämische Sprachgebiet anbelangt, so sprach Jakob de Meyer († 1552) für seine Zeit mit Bestimmtheit aus, das Welschthum dringe vor; auch hatten die französischen Herzoge von Burgund, wie aus wiederholten Beschwerden der Stände hervorgeht, von oben herunter dasselbe begünstigt. Was aber durch französischen Hof- und Modeton, französische Erziehung und Amtirung auszurichten ist, zeigt sich nicht nur in den ethnographisch deutschen Gebietstheilen Frankreichs, sondern auch in dem neuen belgischen Staate, wo man von Regierungs wegen die Fläminger künstlich französirt, gleichsam auf daß Frankreich, wenn es einmal Belgien verspeisen will, die Tafel bereits gedeckt und den Braten schon halb fertig finde. Auch von dem niederdeutschen Haag aus, nicht minder praktisch, sucht man die deutschen Luxemburger mit französischen Thronreden heim.

In einer ähnlichen Lage, nur isolirter, befinden sich jene Deutschen am Monterosa, mit denen, vom Westen her, die deutsche Sprachgränze gegen Süden beginnt. Albert Schott nennt sie Silvier, weil im sechzehnten Jahrhundert für den Monterosa oder vielmehr für das Matterhorn der Name mons Silvius vorkommt;[11] sie selbst nennen sich nicht so. Es sind ihrer acht Gemeinden, welche zusammen etwa 7000 Einwohner zählen; man regiert sie piemontesisch, läßt ihnen theilweise italienisch und französisch predigen, italienisch in Rima und Macugnaga, Bisthums Novara, französisch in Issime und Gabi, Bisthums Aosta, hat ihnen auch deutsche Schule nur theilweise gelassen, und dessenungeachtet halten sie nach wie vor ihr deutsches Volksthum fest. Es gehörte Charakter dazu, so auszudauern, denn es ist schon lange

[11] Die Deutschen am Monterosa, mit ihren Stammgenossen im Wallis und Uechtland. Von Albert Schott. Zürich, 1840.

Die deutschen Kolonien in Piemont, ihr Land, ihre Mundart und Herkunft. Von Albert Schott. Stuttgart und Tübingen, 1842.

Digitized by Google

her, daß in ihrer Nachbarſchaft das deutſche Kaiſerthum noch Grafen von Savoyen und Markgrafen von Ivrea ernannte, und der politiſche Einfluß Deutſchlands auch für die Silvier eine Stütze war. Von dem hohen Alterthum ihrer Sprache zeugen namentlich im Thale von Rimella deren volltönende Formen: ſo **Manund**, Mond — **Sijerno**, Stern — **Mioma**, Muhme — **Tiuſul**, Teufel — **Sliocht**, Bach, eigentlich Schlucht — **Roggo da Röſſro**, Hafer, wörtlich: Roggen der Roſſe ꝛc.; insbeſondere auch ſolche Endſylben, wo die jüngere Abſchwächung in e noch nicht eingetreten iſt: ſo **g'halto**, gehalten — **ſraijo**, ſchreien oder rufen — **Wado**, Faden — **Hubal**, Hübel oder Hügel — **Lebin**, Leben — **Tödtunkäſſun**, Todtenkaſten, d. h. Sarg — **Vrawa**, Frauen, im Genitiv und Dativ **Vrauun** — **Bero**, Bär, im Genitiv **Berun** ꝛc. Neben der Mundart von Rimella, ſagt deßhalb Max Schottky, der zuerſt dieſes uralte Stück Deutſchthum ſchilderte,[12] iſt das Nibelungendeutſch ein moderner Dialekt. K. J. Clement, der Frieſe, nahm die Silvier, welche er übrigens nicht ſelber ſah, als Stammſöhne Frieslands in Anſpruch; Albert Schott, augenſcheinlich mit beſſerem Rechte, hält ſie für Burgunder. Niederdeutſch klingt unter den von Schottky mitgetheilten Wörtern keines an, als etwa **Sräft**, Schrift oder Brief; der gebräuchliche Gruß beim Begegnen unterwegs: **Gangct, gangct!** oder auch: **Hurtck! Gangct ja!** lautet entſchieden ſchwäbiſch; die Genitivsendung **ſch** anſtatt **s**, wie in **Gottſch Lammje**, Gottes Lämmchen (der Johanniswurm), und in **Gottſchwillju**, Gotteswille (das Almoſen), mahnt wiederum an fränkiſch oder thüringiſch. In Greſſoney, von wo aus ein häufiger Verkehr nach Deutſchland geht, wie denn in Schwaben und der Schweiz die Greſſoneyer eine Menge von Handelsfirmen gegründet haben, fand Schott noch Predigt und Schule deutſch; man hatte einen Augsburger Katechismus und andere deutſche Lehrbücher im Gebrauch, erhielt ſich auch ſonſt in Zuſammenhang mit der deutſchen Schriftſprache, und gewann ſo eine *literariſche* Anlehnung an Deutſchland, die wohl das beſte, wo nicht das einzige Mittel iſt, auch in Zukunft die Verwelſchung noch ferne zu halten. Die bloſe Mundart für ſich allein reicht auf die Länge dazu nicht mehr aus; zudem iſt ſie in den verſchiedenen

[12] In der Zeitſchrift Ausland, April 1836: „Das Thal von Rimella und ſeine deutſchen Bewohner.“

Digitized by Google

Gemeinden keineswegs gleich, eines Verſtändniſſes deutſcher Schriftſprache aber die eine ſo gut fähig als die andere.[13] Auch an dem Schatze deutſcher Sagenwelt ſcheinen die Silvier unbewußt ihren Antheil zu haben. Es lieſt ſich wie eine Volksmähre aus dem Mutterland ſelbſt, was ein Führer, den ſich Schott aus Macugnaga mitnahm, ihm von einem alten Jäger erzählte: — der hatte nämlich einen Bund mit dem Teufel und konnte die Gemſen bannen, daß ihm jede ſtehen blieb bis zu ſeinem Schuß; im Walde, wenn er Durſt bekam, brauchte er blos hinter einen Baum zu langen, ſo zog er eine Flaſche Wein hervor, und wenn er irgendwo ein beſonders gutes Fäßchen wußte, ſo bohrte er nur einen Baum an, der von dem gleichen Holze war, und der gewünſchte Wein quoll ihm entgegen, — ganz wie im Goethe'ſchen Fauſt den Studenten in Auerbachs Keller.

Noch eine weitere deutſche Gemeinde in Piemont iſt Formazza oder Pommat, auch Alponte genannt, an den Quellen der Toſa, welche bei den Borromäiſchen Inſeln in den Langen See (Lago maggiore) mündet; der deutſche Name für Pommat iſt Zumſteg; auch die zur Gemeinde gehörigen Weiler ꝛc. führen deutſche Namen. Ornavasco, etwas weiter abwärts der Toſa nach, war ehedem ebenfalls deutſch, weist aber nur noch kümmerliche Reſte davon auf; die Verwelſchung iſt beinahe vollendet. Im Kanton Teſſin endlich findet ſich, unweit

[13] Als Sprachprobe theilt Schott das Gleichniß vom verlorenen Sohne (Ev. Luk. 15, 11—32) in der Mundart von ſechs Gemeinden mit, wie es ihm von Eingebornen theils aus der lateiniſchen Vulgata, theils aus dem Italieniſchen oder Franzöſiſchen überſetzt wurde. Die erſte Hälfte von Vers 19 lautet:

(Mundart von Iſſime.) Unn i bin nümmi gud z'ſing g'ſchruwens ouwi ſu.

(Greſſoney.) Onn e be nemme werdig, daß ier mech fir ous chinn angeched.

(Alagna.) Ich bin nimme wirdig z'ſind g'haißne din ſun.

(Rima.) E bin ned wirdig zſin g'haißte auer ſon.

(Rimella.) Nu iech ben nimme giod z'ſi g'ſiochts vor ous chend.

(Macugnaga.) Und ich bin nid wirdig z'eißt ewe ſun.

In der Mundart von Alagna lauten die zwei erſten Verſe vom 1. Buch Moſes:

Im afang Gott hed erſchaffen himmil und erde. Aber der herd iſt laide und läre, und di finſtri iſt g'ſin über den ganzen buden, und der geiſt Gottes iſt g'ſin g'tragne ſan d'waßri.

Digitized by Google

des Langen Sees, noch eine deutsche Gemeinde Bosco oder Gurin, im Rovanathal, seitwärts des Meyenthales (Valle Maggia), welches gegen Luggaris (Locarno) hinzieht, mit deutscher Pfarre, aber italienischer Schule.

Nicht unter italienischer Herrschaft, jedoch umringt von italienischer Bevölkerung, liegen südlich über Tyrol hinaus, in den Vorsprüngen des Hochgebirgs, zwei deutsche Sprachinseln von ehemals größerem Umfang: die sogenannten „sieben Gemeinden", sette comuni, östlich von Roveredo und nördlich von Vicenza, zwischen dem Astico und der Brenta, und die „dreizehn Gemeinden", tredici comuni, nördlich von Verona, an der Wasserscheide, die den Fibbio und den Progno in die Etsch entsendet. Italienische Gelehrte (so schon der Veroneser Anton Marzagaglia im 14. Jahrhundert) hielten die Bewohner dieser Bezirke für Cimbern, nämlich für Abkömmlinge Solcher, die sich aus der bei Verona erlittenen Niederlage, 101 v. Chr., in das Gebirge gerettet hätten; die vermeintlichen Cimbern ihrerseits nahmen die Benennung selbst an, und so blieb sie, obgleich unrichtig, an Ort und Stelle in Gebrauch. Andere dachten an eine gothische oder alemannische Abstammung; — von Westgothen aus der Zeit Alarichs, des nachherigen Erstürmers von Rom, welcher 403 bei Verona dem Vandalen Stilicho unterlag, — oder von versprengten Alemannen aus der am heutigen Gardasee gelieferten Schlacht von 268, worin Claudius II. siegte, — oder von jenen alemannischen Flüchtlingen, die nach der Niederlage bei Zülpich (496) nicht unter fränkischer Hoheit leben wollten, und denen der ostgothische König Theodorich, damals der südöstliche Nachbar Alemanniens, Schutz und Unterkunft gab. Schmeller, der diese Reste einer alten deutschen Bevölkerung 1833 besuchte, fand in dem Alterthümlichen ihrer Sprache Nichts, was über das 12. oder 13. Jahrhundert hinaufwiese;[14] Gfrörer, sich auf die Thatsache beziehend, daß unsere früheren Kaiser auch in der Mark Verona deutsche Niederlassungen gegründet haben, hält die „sieben Gemeinden" für eine derartige Ansiedelung aus den

[14] J. A. Schmeller, über die s. g. Cimbern der VII und XIII Kommunen auf den venedischen Alpen und ihre Sprache; in den Abhandl. der philosoph. philol. Klasse der k. bayer. Akad., B. 2, Abth. 3, 1838.

Digitized by Google

Zeiten der Salier oder etwa schon der Ottonen.[15] Die „sieben Gemeinden" sind stärker bevölkert, als die „dreizehn"; nach einer statistischen Angabe von 1846 betrug in jenen die Gesammtzahl der Einwohner damals über 21,000, während sie in den „dreizehn Gemeinden" nicht ganz 12,000 erreichte. Während des späteren Mittelalters erscheinen die letzteren an Verona, die ersteren an Vicenza angelehnt, jeweils das Geschick dieser Städte theilend; die deutsche Oberherrschaft über das Land überhaupt, muthmaßlich der Anlaß zu ihrer Ansiedelung, war auch die Sicherung ihres Volksthums. In einer Urkunde von 1388, einer Bestätigung hergebrachter Gerechtsame durch Johann Galeazzo Visconti als damaligen Reichsvikar und Grafen (nachher durch Kaiser Wenzel Herzog) von Mailand, sind die Bewohner der sieben Gemeinden als Theutonici Montanearum nostri Districtus Vicentini bezeichnet; aus einer Reihe älterer Freibriefe von Seiten der veronesischen Scaligeri (della Scala) als Reichsvikare von Vicenza geht hervor, daß diese Gebirgsleute, sey es wegen ihrer Armuth als Hirten und Holzschläger, sey es als Wächter der Pässe und Uebergänge, gegen eine mäßige Jahresabgabe in Bausch und Bogen von allen sonstigen Abgaben und Leistungen, Zöllen, Frohnden ꝛc. befreit waren. Mit Vicenza (1404) fielen die sieben, mit Verona (1409) die dreizehn Gemeinden an Venedig. Auch unter dieser Herrschaft, welche bis 1797 fortbestand, (für Verona mit einer kurzen Unterbrechung zu Anfang des 16. Jahrhunderts,) behielten beide Bezirke ein gewisses Ausnahmsverhältniß; sie hatten von unten hinauf ihre Selbstverwaltung, eigene Richter nach eigenem Gesetz, einen besondern Steuerfuß, kurz einen Inbegriff eigenthümlicher Rechte und Freiheiten, deren örtliche Abgränzung den Ursprung aus einem abgegränzten Volksthum bezeichnet. Kaiser Franz II. bestätigte ihnen 1800 ihre alten Gerechtsame. Das Napoleonische „Königreich Italien" nachgehends und die weitere Folgezeit nahmen von derartigen Besonderheiten keine Notiz mehr; die Cimbern wurden nun behandelt wie die Andern auch, und das Werk der Verwelschung nahm einen raschen Fortgang. Auch hatten die Cimbern keineswegs die Zähigkeit der

[15] A. Fr. Gfrörer, Gregorius VII. und sein Zeitalter, Bd. 1, S. 494. (Schaffhausen, 1859.)

Digitized by Google

Silvier. Daß ihr Verkehr in das italieniſche Flachland geht, wohin ſich ihre Thäler öffnen, iſt in ſo weit keine genügende Erklärung dafür, als dieſes Verhältniß ſchon unter Venedig gleichmäßig beſtand; überdies bemerkt Joſeph Bergmann [16] von den Hirten in Fozza, welche im Oktober mit Sack und Pack aufbrechen, um den Winter hindurch ihre Herden in der Ebene zu weiden, daß ſie gerade während dieſer Ueberwinterung vorzugsweiſe ihr Cimbriſch reden, weil ſo ihre Geſpräche unter ſich dem Italiener unverſtändlich ſind. Italieniſche Beamtung, italieniſche Schule und Geiſtlichkeit haben da zuſammengewirkt, um das alte deutſche Element zu

[16] Hiſtoriſche Unterſuchung über die heutigen ſogenannten Cimbern in den Sette Comuni, von Joſeph Bergmann, in den Jahrbüchern der Literatur, Wien, Gerold, 120. und 121. Band.

Unter den von Bergmann mitgetheilten Sprachproben iſt namentlich eine Anzahl Sprichwörter, als unmittelbar aus dem Volksmund entnommen, bemerkenswerth. **Bear küt de barhöl, ist horten amärt**; wer die Wahrheit ſagt (kündet), iſt immer geliebt. „Amart" iſt halb italieniſch; der zu Grund liegende Gedanke iſt deutſch. **Gildu bizen, bear isi der odar der andar, luch, me beme har geèt**; willſt du wiſſen, wer (wie geartet) Der oder der Andere iſt, lug (ſchau), mit wem er geht. **Gildu bizen, bear iſt der sun, de toghtar, luch der vatar un de mutar**; willſt du wiſſen, wie geartet der Sohn, die Tochter iſt, ſchau den Vater und die Mutter an. Zu dem als Akkuſativ gebrauchten **der** vor **vatar** fügt Bergmann ein sic in Klammer bei; dieſelbe Eigenthümlichkeit findet ſich übrigens in der alemanniſchen Mundart, in welcher ebenfalls der zugleich als Akkuſativ dient. So in Hebels alemanniſchen Gedichten: „Der Tag verwacht im Tannewald, er lüpft alsgmach der Umhang obſi", und an einer andern Stelle: „gang, brech mer eis Aurikli ab, verwüſchet mer der Staub nit drab" ꝛc. (Auch „lugen" für ſehen oder ſchauen iſt alemanniſch.) Eine cimbriſche Anrede an den Monat Januar lautet: **Oh pösar un langher Ghennar, Aighi du tüar di ganzen taghe, koi une maz holtz prennar, Sparer nighi nu vrezzar allez**; o böſer und langer Jänner, du Nichtsthuer die ganzen Tage, Kohlen- und ohne Maß Holzbrenner, Nichtsſparer und Allesfreſſer. Recht ſinnig iſt auch das Sprichwort: **Tüe net allez baz du mach; gev net allez baz du haſt; klob net allez baz du hörſt; küt net allez baz du boaz.** (Thu nicht Alles, was du vermagſt; gib nicht Alles, was du haſt; glaub' nicht Alles, was du hörſt; ſag' nicht Alles, was du weißt.) Schließlich noch folgenden Knabenſpruch im Frühling:

Kenne der kucko kucket,
Plühel der ball;
Kear lang lebel,
Sterbet all.

(**Kucko**, Kuckuk; **ball**, Wald.)

Digitized by Google

untergraben, das nunmehr gänzlich im Verfalle begriffen ist.[17] In Velo, dem früheren Versammlungsorte des „großen Raths" der dreizehn Gemeinden, wurde unter Venedig noch cimbrisch gepredigt; jetzt ist der Ort bereits welsch. Cimbrische Mundart ist in den dreizehn Gemeinden nur noch in Ghiazza und Campo Fontana (früher auch Campo Silvano genannt), in den sieben Gemeinden noch am meisten in Rozzo, Asiago, und Fozza übrig;[18] der cimbrische Katechismus, das einzige gedruckte Buch dieser Sprache, ist nicht Literatur genug, um den Cimbern ein Anhaltspunkt gegen das Welschthum zu seyn.[19] Lesen und schreiben lernen sie nur

[17] Karl Frhr. v. Czoernig (Ethnographie der österreichischen Monarchie, erste Abtheilung des ersten Bandes, Wien, 1857) setzt in einer „Völkertafel" des Kaiserstaats (S. 74 bis 80) die Anzahl der Deutschredenden der sette und tredici comuni noch auf 12,084, was ungefähr 1/3 der Gesammtheit ihrer Einwohner ausmacht. Ein besonderer Abdruck aus jenem Bande, „die Vertheilung der Völkerstämme und deren Gruppen in der österreichischen Monarchie (Sprachgränzen und Sprachinseln)", Wien, 1861, enthält die Völkertafel ebenfalls. Hiezu von demselben Herausgeber zwei ethnographische Karten des Kaiserstaats: eine größere in vier Blättern, und eine kleinere, reduzirt danach, für den gewöhnlichen Bedarf handlicher, auf einem einzigen.

[18] Asiago heißt cimbrisch Sleghe, vielleicht vom Holzschlagen, so wie es bei Offenburg im Badischen ein Dorf Windschläg (apostrophirt aus Windschläge) gibt; Rozzo, in einer lat. Urkunde von 1339 Rotium, hat seinen Namen möglicher Weise von roden, rotten, ausreuten; andere cimbrische Ortsnamen, wie Bütsche für Fozza (lat. Fugia), Ghelle für Galio, Genebe für Enego, sind blos eine mundrechte Umgestaltung aus dem Welschen. Dagegen führt in Bezug auf kleinere Oertlichkeiten, Weiler, Höfe, Gemarkungslagen ꝛc. Bergmann eine Anzahl Eigennamen an, die um so entschiedener deutsch sind; so unter andern Angher (Anger), Creuceberk, Balle (Walde), Billeraut (wilde Reute), Brunno und Brünle, Cräeghe (Krähenest), Dorneghe, Gärtle, Grabo, Hurst (alemannisch = Strauch, Gebüsch), Kessel, Lebele (von Labe = Tränke, Schwemme, Sammlung von Regenwasser), Mark, Mosele, Oberstatt, Podeme (Boden), plumelte Bisa (geblümelte Wiese), Pomenthal (Baumthal), Püwel (Bühel), Raste, Reutle, Slimelnke (schlimme Lücke), Stroz (Straße), Trüghele (Truhe, Truche, Trog) ꝛc. Ebenso gibt es noch eine Menge deutscher Geschlechtsnamen, wie Geigher, Groll, Grün, Lederer, Lecker, Merker oder Märker, Segher, Scherge, Schmid, Schneider, Streit ꝛc.; auch deutsche und welsche nebeneinander geführt, wie Brügger und del Ponte, Brunner und dal Pozzo, Hüeter und Capellari (von capella, junge Ziege), Oehler und dall' Oglio, Wegenwind und Pesavento ꝛc.

[19] In Vicenza wurde 1602 auf Anordnung des Bischoffs von Padua ein Katechismus in cimbrischer Sprache gedruckt, der nun eine höchst gesuchte literarische Seltenheit geworden ist. Ein neuerer erschien 1813 zu Padua, eine

Digitized by Google

italienisch, weil nur so es die Schule lehrt; um ihr altes Volksthum zu wahren, hätten sie eine entsprechende Schule gebraucht, und zwar mit Anlehnung an das Hochdeutsche, als die natürliche Schriftsprache auch für den cimbrischen Dialekt. Im Sommer 1847, als Joseph Bergmann in Asiago war, erzählte ihm ein dortiger Präturadjunkt, er habe in dritthalb Jahren blos zwei gerichtliche Verhöre in deutscher oder cimbrischer Sprache aufzunehmen gehabt: das eine mit einem siebenjährigen Knaben, das andere mit einer alten Frau. Vor Gericht also schienen die Cimbern wenigstens eine Wahl zu haben; in der Schule hatten sie keine. „Tüchtige Lehrer deutscher Sprache", schrieb damals Bergmann, „etwa ausgediente Unteroffiziere oder auf deutschen Schulen brauchbar ausgebildete Söhne jener Berge, vermöchten mit zweckmäßigen Büchern vielleicht noch — aber es ist die höchste Zeit — zur Auffrischung jenes schwachen Lebensflämmchens beizutragen." So schied er aus den sieben Bergen „voll schmerzlichen Gefühls, einen Zweig des weitgeästeten deutschen Baumes, welchen er vor Jahrhunderten auf fremden Boden hinüberbog, für das große Vaterland allmählig abdorren zu sehen!"

Bergmann beschreibt auch eine deutsche Sprachinsel, die weiter östlich hin jenseits der Tyroler Gränze liegt, hoch im Gebirge, in der nordwestlichen Ecke von Friaul; es sind zwei Gemeinden, welche zur Prätur Tolmezzo gehören: Sappada, bestehend aus dem „großen Dorf" (Granvilla) an der Piave und einem Dutzend kleinerer Ortschaften oder Weiler, und südlich davon Sauris, ein so schwer zugängliches Bergnest, daß es keine Fahrstraße dahin gibt. In Sappada ist Predigt und Christenlehre deutsch, die Schule gemischt; die örtlichen Namen der Berge, Fluren, Gewässer ꝛc. sind fast sämmtlich deutschen Ursprungs, wenn auch auf

vermehrte Auflage desselben 1842 ebendaselbst; letztere führt den Titel: „Dar klóane Catechismo vor z' Béloseland vortrághet in z'Gaprécht von siben Kaméün un a viar halghe Gasang. In Seminarien von Pádebe 1842." Auf dem Umschlage ist der Preis bemerkt: „Verth Kreüzer 7." (Béloseland, Welschland; Gaprécht, von prechten, sprechen, = Sprache; Kaméün, Gemeinden.) Die „vier heiligen Gesänge" finden sich in dem von 1813 noch nicht, sind also als cimbrische ein Lebenszeichen der Sprache aus neuerer Zeit; statt der „siben Kaméün" auf dem Titelblatt von 1842 heißt es 1813: „in z'Gaprecht von siben Perghen."

Digitized by Google

einer Spezialkarte, die keineswegs von Italienern herrührt, u. A. der Krummbach als Rivo Crum, der Eisenberg als Monte Ferro, der Ort Mühlbach als Milpa eingetragen ist. Die Sappadiner stammen von einer Einwanderung aus Tyrol, welche im Mittelalter stattfand; die Saurisser zeigen einen andern Menschenschlag und sprechen eine andere Mundart: man hält sie für Überbleibsel einer älteren deutschen Bevölkerung, die einst in den Bergen Friauls ansäßig gewesen.

In Tyrol selbst weicht die deutsche Sprache zurück und die italienische dringt vor; es ist das gerade Widerspiel zu Dem, was im 15. Jahrhundert Felix Schmidt, der Ulmer, gesehen und beschrieben hat. Zu jener Zeit schäumte das deutsche Leben noch über. Trient hatte sein erstes Stadtrecht in deutscher Sprache; im Nos- oder Nonsthale, zwischen Trient und Salurn, saß eine deutsche Ritterschaft (die Geschlechter Kleß, Artz, Khuen, Spauer, Thun ꝛc.); Mezzo tedesco, ebenfalls auf dem rechten Etschufer, stand als Deutsch-Metz dem Mezzo lombardo entgegen, während es nun gleich diesem italienisch redet. Auch die „sieben" und „dreizehn Gemeinden" waren ethnographisch nicht isolirt, sondern standen durch deutsche Zwischenorte mit Deutsch-Tyrol in einer Verbindung, die man noch heute verfolgen kann. Jetzt ist Salurn an der Etsch, südlich von Botzen, die äußerste Spitze eines zusammenhängenden deutschen Sprachgebiets; jedoch von da weiter, bis über Roveredo hinaus, in den Bergen und Hochthälern links von der Etsch, findet sich eine Reihe von Ortschaften, von denen man weiß, daß sie ehedem deutsch waren, zum Theil noch bis vor einem Menschenalter, und auch noch eine kleinere Anzahl solcher, die es geblieben sind. So ist im Fleimser Thale, das bei Trient mündet, Altrei (Altariva) und nördlich davon Truden (Trodena) noch deutsch; an der Silla waren es ehedem Rieslach (Rizzolago), Puel, Raut, und Erla, — an der Fersina, schon südlich von Trient, Pergine oder Persen; weiter aufwärts, an den Abhängen des Palai oder Palu, haben die sogenannten Mochener, obwohl italienisch beamtet und geschult, auch mit italienischer Seelsorge, dessenungeachtet ihr altes Deutschthum bewahrt, in Fiorozza oder Florutsch, Fraffilongo, Palai, und Roveda, während bei ihren Nachbarn in Rundschein (Roncegno) und Durchschein (Torcegno) nur noch die deutschen

Digitized by Google

Namen der Höfe, Alpen, Wälder ꝛc. als Zeugniß der Vergangenheit fortbestehen; auf der Ostseite von Rovereit oder Roveredo haben St. Sebastian und Luserna sich noch deutsch erhalten, aber Lafraun (Lavarone) hat sich verwelscht, Füllgreit oder Folgaria, von Schmeller noch als deutsch aufgeführt, ist es jetzt nicht mehr, und eine gleiche Bewandtniß hat es mit den beiden Thälern Arsa und Terragnolo, für welche Roveredo bereits nördlich liegt. Das Deutschthum erstreckte sich früher weithin, wo nunmehr Ortschaft um Ortschaft verloren geht; selbst nordwärts von Salurn, gegen Botzen zu, schiebt sich immer weiter das Italienische vor. Man erklärt diese Erscheinung aus dem wachsenden Betriebe der Seidenzucht, worin sich der Italiener auszeichnet, aus der Zuwanderung italienischer Arbeiter überhaupt, welche genügsamer sind, als die deutschen, und aus dem Einfluß italienischer Geistlichkeit, der in einmal gemischten Orten das Deutschthum zurücksetze. Das südliche Tyrol bis Botzen gehört nämlich dem Bisthum Trient an. Erst rücken einzelne Familien in eine deutsche Gemeinde ein, das Beispiel ihres Gedeihens zieht weitere nach, man verlangt alsdann eine gemischte Schule, mit der Zeit wird eine ausschließlich italienische daraus, Kanzel und Beichtstuhl verhalten sich eben so, und nach Verlauf eines Menschenalters kann das Deutschthum am Erlöschen seyn. Auf diesem Wege sind oberhalb Salurn die Orte Pfatten, Kreitz, und Gmund italienisch geworden, andere in voller Verwelschung begriffen. Was für ein kirchliches Interesse übrigens darin liegen soll, deutsche Gemeinden in italienische zu verwandeln, ist unklar; um so klarer ist, daß es dem Interesse des Kaiserstaates zuwiderläuft. Tyrol ist eine natürliche Festung im Großen, seine Bevölkerung in dieser Hinsicht gleichsam eine Garnison; wäre es möglich, letztere ganz italienisch zu machen, so fiele die Eigenschaft einer deutschen Vormauer weg; jedweder Schritt einer Annäherung dazu ist vom Übel.

Im Großen übersieht sich die ethnographische Begränzung leichter. In der Schweiz ist das untere Wallis französisch, das obere deutsch; Tessin ist italienisch; Graubünden redet dreierlei Sprachen: deutsch, rhätisch-romanisch, und italienisch. Das Rhätisch-Romanische, an den Quellen des Rheins und des Inns, ist eine

Digitized by Google

Tochtersprache des Lateinischen, der Rest einer römischen lingua rustica oder Provinzialmundart, jedoch mehrfach mit deutschen Bestandtheilen versetzt, und zerfällt wieder in das Ladin und das Churwelsche oder Rumonsch; es ist fortwährend im Abnehmen, so daß es jetzt nur noch von etwa 40,000 Menschen gesprochen wird,[20] und geht nicht in das Italienische, sondern in das Deutsche über. In Tyrol bildet die deutsche Sprachgränze einen vorspringenden Winkel, dessen Spitze Salurn an der Etsch ist, biegt von da wieder nördlich einwärts, trifft auch hier auf ein rhätisch-romanisches oder ladinisches[21] Sprachgebiet (die Thäler Gröden, Abtei, und Enneberg), und fällt östlich, dem Kamme der Alpen nachziehend, mit der politischen Gränze Tyrols zusammen; auch von der südwestlichen Ecke Kärnthens an folgt sie zuerst der politischen Gränze gegen Friaul, zugleich der Wasserscheide zwischen Zuflüssen der Drau und des Tagliamento, d. h. des Schwarzen und des Adriatischen Meeres, bis gegen Pontafel hin (bei Mannert „Pantoffel"), wo Deutsch, Slawisch, und Italienisch (friaulische Mundart) einander kreuzen, durchschneidet sodann Kärnthen und Steyermark in der Richtung Villach, Klagenfurt, Marburg, nördlich von letzterem unterbrochen durch die „windischen Bühel", und stößt unweit Radkersburg an die politische Gränze Ungarns, jedoch nicht an magyarisches Sprachgebiet. Südlich von dieser Linie wohnen in Kärnthen und Steyermark Slowenen, im Mittelalter Winden genannt; indeß finden sich zwischeneingestreut auch unter ihnen, und bis zur See hinab, deutsche Elemente in Städten oder Flecken, und in Krain bildet das Ländchen Gottschee, ungefähr in der Mitte zwischen Triest und Karlstadt, eine größere deutsche Sprachinsel, deren Mundart in Einzelheiten an die der „sieben Gemeinden" erinnert.[22] In Kärnthen und Steyermark rückt die

[20] Nach der Volkszählung vom 10. Dezember 1860 8905 Hausbaltungen.

[21] In der erwähnten Völkertafel bei Czoernig ist die Anzahl der österreichischen Ladiner mit 8,668, in dem neueren „statistischen Handbüchlein für die österreichische Monarchie", Wien, 1861, (4. Auflage, S. 47,) mit 14,498 angegeben.

[22] So im Gebrauche des b für w. „Dein Bille geschahen", heißt es im Vaterunser nach Gottscheer Mundart, „bie im Himbel, also auf Jerden"; und weiterhin: „als auch bir vergaben inscheren Schuldigarn." Das gottscheeische „ette" für „nicht" hat schwäbische und alemannische Doppelgänger (it, iht, itte,

Digitized by Google

deutsche Sprachgränze gegen Süden vor,[23] wie sie in Tyrol gegen Norden zurückweicht. Triest, obwohl schon seit 1382 zu Oesterreich gehörig,[24] welchem es auch seine Blüthe verdankt, (unter französischer Herrschaft, von 1809 an, war es bis auf 19,000 Einwohner herabgekommen;) ist ethnographisch keine deutsche Stadt; auf slawischer Unterlage ruht eine italienische und eine deutsche Bevölkerungsschicht, die italienische der ersteren doppelt, der letzteren mehr als vierfach an Zahl überlegen; einzelne Deutsche, wenn eines inneren Haltpunktes ermangelnd, gehen auch wohl an das Welschthum verloren.

Den gleichen Charakter der Unabgeschlossenheit, mit zahlreichen, zum Theil weit vorliegenden Sprachinseln, hat auch die ethnographische Gränze Deutschlands gegen Osten zu, so weit es sich zunächst um Ungarn handelt. Ungarn für sich allein zählt ganz eben so vielerlei Sprachen und Stämme, wie der Kaiserstaat insgesammt; der magyarische Stamm, welcher die ebene Mitte des Landes innehat, ist in Ungarn selbst beinahe ringsum von andern Nationalitäten eingegränzt, welche zusammen die Mehrheit der Bevölkerung bilden. An der Ecke bei Radkersburg, allwo die deutsche Sprachgränze von Süden nach Osten umbiegt, hat sie auch in

ette, ett). Die Gottscheer machten 1851 eine Bevölkerung von beinahe 23,000 Seelen aus. Nach Czoernigs statistischem Handbüchlein von 1861 Deutsche in Krain: 29,783, in Steyermark: 640,806, in Kärnthen: 231,558, in Tyrol und Vorarlberg: 525,092.

23 Eine Ausnahme davon führt Mathias Macher aus der Steyermark an: — das Dorf Nassau, früher ganz und rein deutsch, nunmehr gemischt. „Die Bewohner treiben nämlich starken Weinbau, dessen Arbeiten ein windisches Weib besser als ein deutsches versteht; um dieser Ursache willen, und weil sie meist auch noch ein Stück Rebengrundes mit ihm erheirathen, freien die Bauern dieses Dorfes gerne um windische Mädchen, und so hat sich im Laufe der Zeit durch die windischen Mütter hier auch die windische Sprache eingedrängt." (Ein treues Bild des Herzogthums Steyermark, herausgegeben von der k. k. steyermärkischen Landwirthschafts-Gesellschaft, Gratz, 1860, S. 53.)

24 Durch die Venetianer bedrängt, suchte Triest Schutz bei Österreich, dem es sich freiwillig übergab; „in Betracht der großen und unerträglichen Mißgeschicke der Stadt Triest", wie es in der zu Gratz von Herzog Leopold und den Triester Abgeordneten unterzeichneten Übergabsurkunde vom 30. Dezember 1382 heißt. Zum deutschen Reich gehörte Triest als Bestandtheil der Mark Istrien schon seit 951.

Digitized by Google

Ungarn Slowenen vor sich;[25] von da bis nach Preßburg hinauf, ebenfalls in Ungarn selbst, zieht sich ein deutsches Sprachgebiet, westlich zusammenhängend mit Steyermark und Niederösterreich, kroatische Sprachinseln zwischen sich, jenseits des Neusiedler See's mit einem Vorsprung gegen Osten: dieses Gebiet gränzt an die magyarische Sprache; oberhalb Preßburg sodann, bis zur Berührung mit Mähren, läuft die Sprachenscheide ungefähr gleich mit der politischen Gränze, welche hier Deutsche und Slowaken trennt. Jene an Niederösterreich und Steyermark angelehnte deutsche Bevölkerung theilt sich in die „Hienzen", um Ödenburg, Güns, und westlich vom Stein am Anger die Gränze entlang,[26] und die „Haidebauern", um den Neusiedler See, so wie zwischen diesem und Ungarisch-Altenburg. Den Norden Ungarns nehmen Slowaken und Ruthenen ein; zerstreut unter ihnen, von Preßburg in weitem Bogen bis gegen Munkatsch hinüber, heben sich deutsche Sprachinseln aus, größere und kleinere: — so gleich oberhalb Preßburg der Höhenzug zwischen Pösing und Modern, nordwestlich davon die Habaner (ursprünglich Wiedertäufer) in St. Johann und Großschützen, bei Kremnitz die Krikehayer und ober ihnen die Deutsch-Probener (Czoernig schreibt „Bronner"), die Topschauer bei Gömör, die Sachsen in der Zips, um Keesmark (eigentlich Kaisersmarkt), die Gründener und Metzenseiffner gegen Kaschau zu; bei Munkatsch selbst noch einige deutsche Dörfer, und darüber hinaus weit östlich Deutsch-Mokra als äußerster Endpunkt. Dazu noch eine Anzahl gemischter Orte mit einem starken Bestandtheil deutscher Einwohner; unter den Städten namentlich Preßburg (nebst den obengenannten Pösing und Modern), Tyrnau, Neusohl, Leutschau, Kaschau ꝛc. Auch in der magyarischen Mitte des Landes, und zwar auch außerhalb der Städte, finden sich deutsche

[25] Radkersburg selbst, wie Mathias Macher gegen Bernhardi berichtigt, ist noch deutsch. „Ein unzweifelhaft deutscher Ort, der mit Unrecht von Dr. Bernhardi's Sprachkarte den Ortschaften des slawischen Sprachgebietes beigezählt wird."

[26] Czoernigs Ethnographie der österreichischen Monarchie bemerkt über diesen Landstrich: „Die allgemeine Regel, daß die Magyaren so weit in Ungarn reichen, als die Ebene, findet auch hier im Ganzen ihre Bestätigung. Die Gebirgsstrecken und Hügelreihen des Eisenburger und Ödenburger Komitates sind von den Deutschen (den sogenannten Hienzen) und von Kroaten besetzt, während mit dem Beginn der Fläche die magyarische Bevölkerung anfängt."

Digitized by Google

Bevölkerungsgruppen in Menge vor; südlich und östlich fortgesetzt in das kroatisch-serbische und das rumänische Sprachgebiet, welche das magyarische einfassen. So auf dem rechten Ufer der Donau, bald dichter bei einander, bald unterbrochen oder nur locker zusammenhängend, vom Plattensee einerseits bis gegen Raab, Gran, und Ofen hinauf, und anderseits bis zur Mündung der Drau abwärts; als eine Hauptgruppe im letzteren Strich, westlich und östlich begränzt von Fünfkirchen und Mohatsch, die sogenannte schwäbische Türkei, welche aus 278 deutschen Ortschaften besteht. Ähnlich gegenüber auf dem andern Ufer, jedoch erst etwas mehr südlich beginnend, zwischen der Donau und der unteren Theiß, in der Woiwodschaft, und dann wieder links von der Theiß zwischen der Marosch und Donau, im Banat, von Arad über Temeschwar bis in die Militärgränze hinein (Pantschowa und Weißkirchen); weitere Bruchstücke verzettelt gegen Siebenbürgen hin, so wie nordwärts von Arad bis nach Gyula an der weißen Körösch. Ganz fehlt es an deutschen Sprachinseln auch nicht im Nordosten des magyarischen Sprachgebietes, wo sie übrigens weit auseinander vereinzelt liegen.

Ein großer Theil dieser Niederlassungen ist schon älteren Ursprungs; zwar nicht aus jener Zeit, die auf jetzt ungarischem Boden die Vandalen und Gothen, die Heruler und Gepiden, und zuletzt noch, 526 bis 568, die Longobarden ansäßig sah, indeß immerhin eines Alters, das nach Jahrhunderten zählt. Als Karl der Große das fränkisch-deutsche Reich 791 bis an die Raab, 796 bis an die Theiß erweiterte,[27] schob er zugleich deutsche Ansiedelungen vor, wenn auch nicht bis ins äußerste Gränzland; unter Kaiser Arnulf († 899) erstreckten sich solche bis gegen „Weißbrunn" zu, das jetzige „Veszprim",[28] ungefähr in der Mitte zwischen der Raab und der Donau, östlich der ersteren; aus dieser karolingischen

[27] Carolus, berichtet sein Geheimschreiber Eginhard, per bella utramque Pannoniam et oppositam in altera Danubii ripa Daciam (usque Tibiscum), Istriam quoque ac Liburniam atque Dalmatiam (exceptis maritimis urbibus, quas ob amicitiam et junctum cum eo foedus Constantinopolitanum Imperatorem habere permisit) ita perdomuit, ut tributarios efficeret.

[28] Der Name Veszprim hat weder eine magyarische noch eine slawische Etymologie; es scheint, daß er eine Umgestaltung aus jenem „Weißbrunn" ist.

Zeit stammen die Hienzen,[29] welche demnach ältere Einsaßen als die Magyaren sind. (Die spätere Mark Pütten, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, erstreckte sich nur über ein Bruchstück des Hienzenlandes, mag übrigens ihrer Zeit zu der Fortdauer oder Kräftigung dieses deutschen Elements beigetragen haben.) Von den arpadischen Herrschern zog Stephan der Heilige (997 bis 1038) zuerst wieder Deutsche nach Ungarn, theils zur Verstärkung des eben eingeführten Christenthums, theils um ein Städtewesen mit Handel und Gewerbe heranzubilden; seine Residenz Stuhlweißenburg begabte er mit Freiheiten nach deutschem Städtemuster. Königin Gisela, seine deutsche Gemahlin, gründete eine deutsche Niederlassung am Samosch, in der Gespannschaft Sathmar. Deutsche Kriegsmänner befanden sich in der Umgebung Stephans und wurden die Ahnen ungarischer Adelsgeschlechter; in der Folgezeit rief man auch deutsche Bergleute herein. Die Krikehayer und Deutsch-Probener sind die Reste einer Bergmannskolonie aus dem 12. oder 13. Jahrhundert; deßgleichen die Topschauer bei Gömör, dessen Name selbst eine Slawisirung aus dem deutschen „Hammer" ist; der Freibrief der Zipser Sachsen, welche aber urkundlich schon 1213 vorkommen, ist von 1271. Für Pesth verlieh Bela IV. 1244, nach der Zerstörung durch die Mongolen, neue Gerechtsame, um neue Zuwanderer anzuziehen; 1255 wurden die Freiheiten der Ansiedler in Neusohl erweitert; 1260 erhielten die „Gäste" in Ödenburg und Eisenburg, 1264 Deutsch-Sathmar die Rechte von Stuhlweißenburg. Die Habaner kamen 1548 ins Land, eine weitere Nachfolge 1622; ein Theil der Haidebauern stammt von einer schwäbisch-alemannischen Einwanderung, die in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts fällt. Nach der ungarischen Niederlage bei Mohatsch, 1526, als Ungarn größtentheils unter die Herrschaft der Türken oder türkischer Vasallen fiel, hatte es das gewöhnliche Schicksal türkischer

[29] „Diese Reste bayrisch-alemannisch-fränkischer Einwanderer aus der karolingischen Zeit" — sagt Czoernig von den Hienzen — „bewahrten durch den geographischen Zusammenhang mit Deutschland ihre Nationalität, zumal schon im 15. Jahrhundert auch ein politischer Zusammenhang mit Österreich sich herausbildete." Die sogenannten Haidebauern anderseits sind nach Czoernig „meist Einwanderer aus Schwaben, im Anfange des 16. Jahrhunderts herübergekommen."

Digitized by Google

Länder: es verwilderte und entvölkerte ſich; mit der allmähligen Vertreibung des Halbmondes (in Ofen oder Buda hatten von 1541 bis 1686 türkiſche Paſcha's reſidirt) begann daher eine neue Reihenfolge deutſcher Anſiedelungen in Ungarn, fortſchreitend im Verhältniß, wie das kaiſerliche Banner vorrückte. So in der Umgegend von Ofen 1687 durch Herzog Karl von Lothringen, und etwa 25 Jahre ſpäter neuerdings durch den Prinzen Eugen;[30] 1710 bis 30 in den Geſpannſchaften Tolna und Baranya[31] („ſchwäbiſche Türkei"); 1728 durch den Feldmarſchall Mercy, und dann im größten Maßſtabe unter Maria Thereſia, 1765 bis 76, und unter Joſeph II., 1784 bis 89, auf den Kammergütern im Banat,[32] welches erſt ſeit 1716 von den Türken frei war und

30 Der Beſitz des Prinzen umfaßte die Inſel Cſepel (Tſchepel) und den Landſtrich Promontor (Vorgebirge), ſo benannt von dem Vorſprunge des Ofener Gebirgs gegen die Donau zu. „Noch vor einem halben Jahrhundert verwahrte einer der Nachkommen jener deutſchen Einwanderer in dem Dorfe Cſepel die Urkunde, durch welche Claudius Verlet, Hauptmann im Dragonerregimente des Prinzen und Oberverwalter ſeiner Güter in Ungarn, in Eugens Namen und auf deſſen Befehl ſich im Jahre 1712 gegen die Abgeordneten der ſchwäbiſchen Koloniſten verbindlich machte, ihnen ſo viel Land einzuräumen, als ſie urbar zu machen im Stande wären." (Alfred Arneth, Prinz Eugen von Savoyen, 3. Bd., Wien, 1858.)

31 Auch in der Baranya beſaß Prinz Eugen ein Gut, die Herrſchaft Bellye, nicht weit von Eſſeck, aber auf dem linken Ufer der Drau. Arneth ſchreibt darüber: „Gleich den übrigen Gutsbeſitzern in jener Gegend, dem Feldmarſchall Grafen Mercy, dem Grafen Adam Batthyany, den Biſchöffen Emmerich Csaky und Franz Neſſelrode zog auch Eugen deutſche Einwanderer ins Land. Koſtenfrei gab er ihnen ſo viel Grundbeſitz, als ſie zu bebauen vermochten, und befreite ſie für 3, ja nach Umſtänden ſelbſt für 7 Jahre von jedweder Abgabe." Über beide Güter, ſowohl das nördliche als das ſüdliche, bemerkt Arneth, daß die weiten Landſtrecken, welche dazu gehörten, in dem Augenblick, wo ſie in Eugens Hände übergiengen, furchtbar verheert waren. „Die Ortſchaften lagen in Trümmern; die Felder waren unangebaut, einer Wüſtenei vergleichbar."

32 Im Banat waren die Anſiedler meiſt arme Leute, die man „draußen im Reich" anwerben ließ, und denen man bei ihrer Ankunft fertige Häuſer und vermeſſene Grundſtücke, auch ein beſtimmtes Inventar an Geräthſchaften und Vieh übergab. Was für ein blühender Zuſtand ſich aus derartigen Anfängen entwickeln kann, darüber einige Beiſpeile.

In einer Schilderung des Banats von Friedrich Uhl (Strickers Germania, 1850, S. 214 ff. des 3. Bandes) lieſt man unter Anderm: „Die deutſchen Anſiedelungen im Banat überſtrahlen weit die Beſitzungen aller angeſiedelten

Digitized by Google

anfänglich für sich besonders verwaltet, 1782 aber, mit Ausnahme eines der Militärgränze zugeschiedenen Theiles, dem Königreich

Nationen . . . . . Überall fanden wir Reichthum und Wohlhabenheit, Reinlichkeit und Lust . . . . . Wir kamen in Hatzfeld, dem reichsten deutschen Dorfe an. In der Schenke saßen deutsche Bauern, denen man große Wohlhabenheit ansah. Sie schmausten und tranken lustig zu. Es war ungefähr 10 Uhr Morgens. Also ein Gabelfrühstück, dachte ich bei mir. „Jetzt wollen wir um die Wette fahren!“ rief einer der Anwesenden. Was gilt's? sprach ein Anderer. „Zehn blanke Thaler.“ Sie gaben sich den Handschlag und giengen fort, wir ihnen nach. Vor dem Hause standen drei Gefährte, jedes mit vier herrlichen Rappen bespannt. Sie bestiegen die Wagen, und fort gieng es, daß mir bange wurde. So also leben die Deutschen hier! dachte ich. Sie sind die wohlhabendsten Bauern, die ich je kennen gelernt. Vierundzwanzig der herrlichsten Pferde fand ich oft in ihrem Stalle. Auf diese sind sie überaus stolz. Manche Bauern haben für unvorhergesehene Fälle bis 500 Kübel — ein Kübel umfaßt zwei Metzen — Frucht auf ihren Schüttböden liegen . . . . . Vor kurzem, erzählte mir einst der Domher G., kam ein Bauer zu mir und verlangte Wein; den besten bat er sich aus, den ich besäße, er möge kosten was immer. Ich fragte ihn, wozu er ihn benöthige, und da sagte er: „„ich habe mir ein Gut gekauft und muß meine Herren Beamten bewirthen.““ Was zahltet Ihr für das Gut? „„300,000 fl.““, erhielt ich zur Antwort.“

Hatzfeld liegt etwa 5 Meilen westlich von Temeschwar. Aus einer andern Gegend des Banats, aus Orawitza, 3—4 Meilen nordöstlich von Weißkirchen, schrieb Arthur Schott im Juli 1847: „Von der Kraft eines germanischen Kerns gibt eine kleine Steyererkolonie bei dem hiesigen Bergwerk Orawitza ein Beispiel. Dieselbe wurde vor etwa 80 Jahren gegründet, indem auf zweimal etwa 70 Familien angesiedelt wurden. Während dieser Zeit gingen daraus schon vier Auswanderungen hervor, wo bei der ersten 4, bei der zweiten bis 10, bei der dritten 17, und bei der vierten bis 12 Familien auswanderten, die sich alle ebenfalls wieder im Banat ansiedelten . . . . . Die ursprünglichen Ansiedler waren Steyerer, Oberösterreicher, Trierer, und Kölner.“ (Strickers Germania, 1. B., S. 311.)

Daß der deutsche Bauer im Banat großentheils auch das Magyarische erlernt hat, oder daß er sich den Schnurrbart wachsen läßt, einen breitkrämpigen Hut, weite leinene Hosen, und ein Wamms mit Schnüren trägt, (in den Bergwerksbezirken im Südosten ist auch Das nicht der Fall,) thut seinem deutschen Charakter keinen Eintrag; der Schnurrbart wird auch in Tyrol und Obersteyermark getragen, und die weite Oberhose, so wie der breite Hut, ist zwar ungarisch, aber nicht magyarisch; die magyarische Nationaltracht ist eng anschließend, und statt des Hutes gehört eine eigenthümlich geformte Mütze dazu. Ein Aufgeben der deutschen Sprache ist in so fern unwahrscheinlich, als vielmehr Italiener und Franzosen im Banat (die ursprünglich italienische Kolonie Mercydorf und die um 1770 mit französisch redenden Lothringern besetzten Orte St. Hubert, Charlesville, und Solteur) sich germanisirt haben.

Digitized by Google

Ungarn einverleibt wurde. Diese neuere Ansiedelung holte ihre Bestandtheile hauptsächlich aus Franken, Schwaben, und dem Rheinland, und wird von den andern Nationalitäten Ungarns insgemein als „schwäbisch" bezeichnet; bei jener älteren Einwanderung von Stephan dem Heiligen an hatte man nur Sachsen als eine besondere Unterabtheilung ausgeschieden, während neben „sächsisch" der Gesammtname „deutsch" im Gebrauch war. Das mittelalterliche Pesth z. B. (Großpesth) hieß bei den Zeitgenossen ausdrücklich eine deutsche Stadt (villa theutonica), nicht nur im Gegensatze zu Kleinpesth, der jetzigen „Raizenstadt" Ofens, sondern auch in Unterscheidung von Ofen selbst, welches mit seinem Magdeburger Rechte für sächsisch galt; deutsch im allgemeinen Sinn waren beide Städte. Auch jetzt noch sind in Ofen, die Raizenstadt abgerechnet, mehr als drei Viertheile der Einwohner deutsch;[31] in Pesth ist es die Mehrheit der bürgerlichen Bevölkerung. Im Ganzen zählt man in Ungarn, mit Einschluß der Woiwodschaft und des Banats, 1,221,714 Deutsche, 24,470 in Kroatien und Slavonien, 38,400 in der Militärgränze; zusammen in diesen Ländern 1,284,584.[34]

[33] Zu Anfang des Jahres 1849, nach dem Einrücken des kaiserlichen Heeres unter Windisch-Grätz, erzählten österreichische Blätter nach der Pesther Zeitung folgenden Vorgang: Die erste k. k. Truppe, die in Ofen einzog, war eine Abtheilung Jäger, welche, durch das Stuhlweißenburger Thor heraufkommend, vor der Hauptwache, die von der Nationalgarde bezogen war, Posto faßte. Der kommandirende Jägeroffizier, wahrscheinlich in der Meinung, lauter Magyaren vor sich zu haben, hält den ersten Vorübergehenden an und fragt ihn höflich, wie auf magyarisch „Waffen ab!" heiße. „I weiß nit", ist die Antwort, die auch ein Zweiter und Dritter ertheilt. Ein Vierter endlich gibt die gewünschte Auskunft, worauf der Oberleutnant auf den wachthabenden Bürgeroffizier losgeht mit dem Zurufe: Fegyvert le! „Soll ich s' gleich hier lassen?" fragte dieser in echtem Ofener Deutsch. Ei bewahre, versetzte der Jägeroffizier lächelnd, der nun vor Augen hatte, wie es um das Magyarenthum der Ofener stand.

[34] Nach Czoernigs statistischem Handbüchlein von 1861. Die Völkertafel in seinem größeren Werke (Wien, 1857) führt auch deutsche Stämme als Unterabtheilungen auf, und zwar für das engere Ungarn: 305,570 Deutsche österreichischer Mundart, 275,440 Schwaben und Alemannen, 53,710 Franken, 9,837 Obersachsen, 66,690 vom Sudetenstamm, und 45,173 Niederdeutsche (die Reste der Zipser Sachsen); eben so für die Woiwodschaft und das Banat 9,525 vom bayrisch-österreichischen, 296,980 vom schwäbischen, und 28,575 vom fränkischen Stamm. Unter jenen 305,570 des bayrisch-österreichischen Stammes im engeren Ungarn befinden sich die Hienzen als „bajoarisch-fränkisch" mit 179,020.

Digitized by Google

Eine besondere Gruppe bilden die „Sachsen" in Siebenbürgen; sie sind die Nachkommen einer massenhaften Einwanderung, die nicht nur Selbstverwaltung und eigene Gerichtsbarkeit, sondern auch ein besonderes Gebiet, und gleich den siebenbürgischen Ungarn und Seklern die Stellung einer „berechtigten Nation", d. h. ständisches Recht als geschlossener Volksstamm erlangte. Die Berufung dieser Ansiedler (daher „hospites *vocati*") gieng von Geisa II. aus, 1143; Andreas II. verlieh ihnen 1224 einen erneuerten Freiheitsbrief, welcher noch vorhanden ist. Anfänglich, wie man aus einer Urkunde von 1189 sieht, hießen sie nicht Sachsen, sondern Flanderer (Flandrenses); in dem Freiheitsbriefe von Andreas II. sind sie als „deutsche Gäste", d. h. deutsche Ansiedler bezeichnet („fideles hospites nostri Theutonici Ultrasilvani universi"); erst in der Bestätigung des Andreanischen Privilegiums durch König Karl, 1317, kommt der Name Sachsen vor, den man von da an beibehielt.[35] Unter ihrer schöpferischen Hand wuchsen

[35] Was die sächsisch-siebenbürgische Mundart betrifft, so finden sich ausführliche Erörterungen darüber in dem „Archiv für die Kenntniß von Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart", 1. Band, 1. Heft, Hermannstadt, 1840, von J. K. Schuller, und in dem „Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde" (einer Fortsetzung der erstgenannten Zeitschrift), 1. Bd., 3. H., Hermannstadt, 1845, von Friedrich Marienburg. Niederdeutsch sind die Formen et, det, dat, gent (jenes), wat, welt (welches), ient (eins), hee oder hie (er); auch sonst tritt mitunter t für s ein (lewet Mädchen, garstiget Kengd, e klenet), doch ist die Beibehaltung des s vorherrschend (Wasser, Schloß, lassen, nicht Water, Slot, laten ꝛc.). Als Verkleinerungssylbe kommt meist chen vor, also z. B. Blömchen, Mährchen, während andrerseits Lewken oder Deschken (Liebchen, Tischchen) wieder so gut niederdeutsch ist, wie teschen für zwischen oder Dev für Dieb. Für pf hat die siebenbürgisch-sächsische Mundart p und f nebeneinander: sie sagt Appel und heppen (Apfel und hüpfen), dagegen Farr (Pfarrer), Fell (Pfeil), und sowohl Paard als Faard (Pferd). Eine entschiedene Ähnlichkeit mit der niederrheinischen Mundart in Köln ꝛc. weist Marienburg nach in den ganz eigenthümlichen Formen, die der Siebenbürger Sachse vermittelst eines Nasenlauts oder durch Einschiebung eines k bildet, wie in meng, deng, seng, Weng, Engd, Krokt, Lekt ꝛc., d. h. mein, dein, sein, Wein, Ende, Kraut, Leute; für binden, finden, Hund, Mund, Mahlzeit, heute, sagt der Kölner bingen, fingen, Hunk, Munk, Mohlzick, und hück, der Siebenbürger Sachse bengden, fengden, Hangd, Mangd, Mohlzeckt, und höckt ꝛc. Daß der Verfasser als weitere Ähnlichkeit eine Anzahl gemeinsamer Sprichwörter aufführt, die jedoch zugleich allgemein deutsch sind, und auch solche siebenbürgisch-deutsche Wortformen wie Wengert

Digitized by Google

Städte wie aus der Erde hervor; 1146 wurde Medwisch, 1150 Müllenbach, 1160 Hermannstadt, 1178 Klausenburg, 1196 Schäßburg, 1199 Broos gegründet. Von 1211 an bevölkerte sich auch das benachbarte Burzenland, von dem eigentlichen Sachsenboden ostwärts, mit deutschen Ansiedlern; 1206 oder 1220 (die Jahreszahlen sind streitig) erhob sich Bistritz als Hauptstadt des Nösner Landes, welches getrennt von den andern sächsischen Bezirken im Norden liegt, auch nicht zu der ursprünglichen Verleihung an die „Flanderer" gehörte, und erst später in die sächsische Gemeinschaft eintrat. Im Burzenlande, dessen Name von der Burzen, einem Nebenflusse der Alt herrührt, saß zuerst der Deutsche Ritterorden; 1211 in das unbewohnte Land gerufen, brachte er es alsbald in einen so blühenden Zustand, daß schon 1225 König Andreas, den es nun selbst nach dem Besitz gelüstete, seine Schenkung wieder zurückzog. At rex praedictus, sagt ein päbstliches Schreiben von 1232 an Herzog Bela, Sohn Andreas II., terram ingrediens ipsam cultamque perspiciens, fratres de terra eis per sedem apostolicam confirmata expulit violenter. Um 1228 trat der Orden seine neue Mission in Preußen an, wo er noch glänzender darthat, wie er zu kolonisiren verstund; das Burzenland aber erhielt sich auch nach dem Abzuge der Ritter deutsch, obwohl es erst 1422 mit dem sächsischen Nationalkörper vereinigt ward, und das burzenländische Kronstadt (Erbauungszeit ungewiß) wurde fast die bedeutendste Stadt des Sachsenlandes. Zweck dieser Berufungen, sowohl der „Flanderer" als des Deutschen Ordens, war theils der Anbau öder Ländereien, (das Burzenland wenigstens wird in dem Schenkungsbriefe von 1211 terra deserta et inhabitata genannt,) theils, wie in Ungarn auch, die Gründung eines tüchtigen Städtewesens, theils ein bewaffneter Schutz für die Gränze, die damals von den Kumanen bedroht war, wie später von den Türken. In all diesen Beziehungen, nach dem urkundlichen Zeugniß ungarischer Könige, gieng vollkommen in Erfüllung, was man von den Deutschen

(Weingarten, Stück Rebland) oder Rahm (Sahne) mit in die Kölnische Verwandtschaft einrechnet, („Rahm" ist nämlich eben so gut fränkisch und schwäbisch, „Wengert" oder „Wingert" eben so gut schwäbisch und bayrisch,) thut dem Hauptergebnisse seiner Untersuchung, welches auf einen starken niederrheinischen Antheil an der Einwanderung nach Siebenbürgen hinweist, keinen Eintrag.

Digitized by Google

erwartet hatte. „Mit herrlichen Städten und Flecken," schreibt König Mathias in einem Privilegium von 1468, „habt ihr unser Gebiet nicht nur erweitert, sondern auch prachtvoll ausgeschmückt"; deßgleichen König Ludwig in einem Freiheitsbriefe von 1370: „wie auf hochragenden Säulen ruht auf den Sachsen die Hut der dortigen Gränzmark." (Urbibus et villis egregiis regnum nostrum non solum ampliastis, sed etiam decorastis magnifice, und: quibus signanter confinia et finitimae partes regni velut sublimibus columnis fulciuntur.) Die Zurücknahme des Burzenlandes, weil es so hübsch gedieh, war in ihrer Art ebenfalls eine Anerkennung. Ein Satz in der Verleihungsurkunde an die Deutschen Ordensritter, „quorum conversatio utilis esse regno discernitur", scheint darauf hinzudeuten, daß man auch die Verbreitung deutscher Bildung in Aussicht nahm; ob nun beabsichtigt oder nicht, sie trat als natürliche Folge ein. „Die Wirkungen des häufigen Verkehrs und Umgangs mit Ausländern", so urtheilt z. B. Graf Alexis Bethlen,[36] „wurden sichtbar und bleibend, und wo wir nur auf die ältesten Monumente unserer Verfassung, Kriegs- und Befestigungskunde, Wissenschaften, Künste, Gewerbe, und unserer ganzen Nationalausbildung hinblicken, sehen wir überall die deutlichsten germanischen Spuren."

Ethnographisch sind den Sachsen ihre Bezirke zu weit geworden; die rumänische Bevölkerung in denselben vermehrt sich, während die sächsische, obgleich ihr mitunter eine Ergänzung aus Deutschland zugieng,[37] in unausgesetzter Abnahme begriffen ist.

[36] Geschichtliche Darstellung des Deutschen Ordens in Siebenbürgen, von Alexis Grafen von Bethlen, Wien, 1831, S. 6.

[37] Ebendaselbst, S. 37 und 38. „Als der kaiserliche Feldherr Castaldi 1553 Siebenbürgen verließ, blieb der größte Theil seines Kriegsvolkes im Lande zurück, setzte sich in die sächsischen Städte und Flecken, und nahm das Bürgerrecht an. 1664 kamen viele Sachsen, Mähren, Schwaben, Niederländer, und andere Deutsche nach Siebenbürgen, die sich auf dem sächsischen Gebiete niederließen ..... Im Jahre 1747 wurde allerhöchsten Orts verordnet, daß die auswärtigen deutschen Handwerker in sächsischen Städten, die bisher größtentheils unter militärischem Schutze gestanden, künftig der Ziviljurisdiktion unterworfen seyn sollten. Die Stände bestimmten eine billige Taxe, durch deren Erlegung dergleichen Handwerker das Bürgerrecht erlangen könnten, und die Bestätigung der höchstseligen Kaiserin Maria Theresia erfolgte den 13. Juni 1748."

Digitized by Google

Was an Kriegsleiden und sonstigem Drangsal über das Land hinzog, traf natürlich die eine Nation wie die andere; den Sachsen aber gebricht es an Nachwuchs, weil ein sächsisches Herkommen, sey es der besseren Versorgung halber, sey es aus Angst vor Zersplitterung des Grundbesitzes, das sogenannte Zweikindersystem aufrecht hält, d. h. eine Überschreitung dieser Zahl gleichsam in Verruf thut. Noch im vorigen Jahrhundert schätzte man die siebenbürgischen Sachsen auf 3- bis 400,000; eine Statistik von 1839 setzte die Ziffer bereits auf 217,000 herab; die Ethnographie von Czoernig, erschienen 1857, ließ nur noch 193,049 übrig. Hiezu nach derselben Quelle noch 8775 Schwaben und 17,550 sogenannte „Landler" (aus Inner-, Ober-, und Niederösterreich) gerechnet, ergab sich für Siebenbürgen eine deutsche Gesammtzahl von 219,374; allein die neueste Ziffer im „statistischen Handbüchlein" von 1861, welches Landler, Schwaben, und Sachsen nicht besonders angibt, zählt in Siebenbürgen überhaupt nur noch 200,364 Deutsche, weist also eine abermalige Abnahme auf. Den früher weiteren Umfang des siebenbürgisch-deutschen Sprachgebiets bezeichnet eine Anzahl deutscher Ortsnamen bei nunmehr ganz oder vorherrschend magyarischer oder rumänischer Bevölkerung. Ein augenfälliges Beispiel ist insbesondere Klausenburg, welches ursprünglich deutsch war und es noch lange Zeit blieb, jetzt aber magyarisch ist; nach und nach zogen sich Magyaren in die Stadt, 1468 verständigte man sich, nach langem Streit, über Gleichberechtigung, und von 1568 an, nachdem die Magyaren in den Besitz der sächsischen Pfarrkirche gelangt waren, begann das Deutschthum dort zu erlöschen.[38] Daß einzelne Familien, zunächst wohl aus Rücksicht auf Ämterbewerbung, sich künstlich magyarisiren, kommt auch heutigen Tags vor,[39] bleibt aber immerhin eine Ausnahme.

[38] Es gibt auch Fälle, wo der deutsche Ortsname mit verschwand. Das Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, 2. Band, erstes Heft, S. 145—57, enthält ein „Verzeichniß veralteter Namen siebenbürgischer Ortschaften", worunter z. B. Altumburgh, heutzutage Körösbanya, Buchard, h. Boros Bocsard, Homabach, h. Rukur, Neppundorf, h. Felső-Borgo, Niedhaus, h. Nethuz, Byskirch, h. Fejeregyhaz ꝛc. Allerdings auch in umgekehrter Richtung Salath, h. Saldorf, Chegetelele, h. Zigendorf; jedoch die Fälle letzterer Art sind die Ausnahmen.

[39] Stephan Ludwig Roth, der Sprachkampf in Siebenbürgen, Kronstadt, 1842, S. 28: „Es gibt deutsche Häuser, wo nicht mehr deutsch geredet wird.

Digitized by Google

Schlimmer steht es mit den Sachsen in der Zips: — sie haben sich größtentheils in Slowaken umgewandelt. Schlözer gab ihre Zahl noch auf 90,000 an; jetzt sind es ihrer nur noch halb so viel; für das nördliche Ungarn überhaupt rechnet Czoernig nicht weniger als 89,000 slowakisirte Deutsche. „Die deutschen Namen in vielen nun slawischen Orten", sagt er, „erinnern an die (zum Theil durch Urkunden verbürgte) einst weitere Verbreitung des deutschen Stammes in den Karpathengegenden."[40] Er führt eine Masse von Belegen dafür auf.[41] Die Kriegszeiten während der Türkengefahr, scheint es, hatten die Bevölkerung so heruntergebracht, daß manche deutsche Gemeinde nun zu arm oder zu menschenleer war, um noch einen eigenen Pfarrer zu haben; wurde sie aber in ein slowakisches Kirchdorf eingepfarrt, so trat ein ganz ähnlicher Gang der Dinge ein, wie heutzutage bei den Verwelschungen in Tyrol. Einen Einzelfall dieser Art schildert sehr anschaulich ein Aufsatz in Windisch's „ungarischem Magazin" von 1791. „In Gerlsdorf", heißt es dort, „einem der Mariasischen[42] Familie gehörigen Orte, waren die Einwohner vor gar nicht langer Zeit ganz deutsch; die alten Bauern haben noch zum Theil deutsche Andachtsbücher und bedienen sich derselben in ihren Häusern. Da aber ihre Mitunterthanen Slowaken sind, und sie von der Zeit an, da sie keine eigenen Prediger haben, den slowakischen Gottesdienst in dem benachbarten Orte Bottsdorf, der auch vor Zeiten deutsch war, besuchen, so haben sie durchgängig die slowakische Sprache erlernt und sie bei ihren Kindern die Muttersprache werden lassen. Jetzt,

Der deutsche Nationalkörper verliert und der madjarische gewinnt." (Der Vers. schreibt nach der Aussprache: Magyar = Madjar.) „Diese Erfahrung ist schon oft, und gerade in unsern höchsten deutschen Familien gemacht worden, daß der Enkel seines deutschen Großvaters Sprache nicht mehr sprechen kann, wiewohl er sie noch versteht, daß aber der Urenkel auch das Verständniß verlernt und sein deutsch gebliebenes Geschwisterenkel Ebb adta Nemet schilt. Auch darin steht der alte Baron Bruckenthal einzig da, der in sein Wappen den Wahlspruch stechen ließ: Fidem, genusque servabo!"

40 Ethnographie der österreichischen Monarchie von Karl Frhrn. v. Czoernig, ersten Bandes erste Abtheilung, S. 16.

41 Desselben Werkes 2. Band, S. 200, 218, 219, 223, 224 ꝛc.

42 So schreibt das „ungarische Magazin"; die Familie selbst schreibt sich Marjassy.

Digitized by Google

da sie vollends einen slowakischen Schullehrer angenommen haben, ist es zu vermuthen, daß das noch übrige Deutsch in wenig Jahren völlig aussterben werde." Wie hier, so gieng es ohne Zweifel auch an andern Orten. Es mag auch seyn, daß da oder dort eine Gutsherrschaft oder ihr Verwalter das Slowakenthum vorzog, weil es unterwürfiger war; im südlichen Ungarn wenigstens machte Arthur Schott mehrfach die Erfahrung, daß jenem Standpunkte der Deutsche weniger botmäßig erschien, als die andern Stämme.[43]

Nicht slowakisirt, aber magyarisirt wurde die deutsche Kolonie der Königin Gisela am Samosch, bei Nemethi-Szathmar, d. h. Deutsch-Sathmar, wo jedoch nun Nichts mehr deutsch ist. Unzählbar sind die sonstigen Fälle von Magyarisirung; es geht nämlich nicht landstrichsweise, sondern den Hauptstoff dazu, einzeln auseinanderbröckelnd, liefert das städtische Element. In Pesth und Ofen z. B. gibt es deutsche Handwerker und Kaufleute, die ihre Namen, trotz Goethe und Schiller, ins Magyarische übersetzen, welches allda die Kavaliersprache ist; auch ist es vorgekommen, daß von deutschen Gemeindemehrheiten der Beschluß ausgieng, ihre Rathsprotokolle hinfort nicht mehr deutsch, sondern magyarisch zu

[43] Arthur Schott spricht von den Wahlen der Ortsvorstände im Banat und hebt den Unterschied hervor, daß in deutschen Gemeinden Der, auf welchen die Wahl fällt, gewöhnlich noch besonders überredet werden muß, während man in anderen schon Monate lang vorher Umtriebe macht und auch wohl Bestechung anwendet, um eine Richterstelle zu erhalten; die Erklärung dieser schroffen Gegensätze findet er in dem Rechtssinne der Deutschen einerseits, und in dem „Sinn für das Ungerade, für Vorrechte und Begünstigung" bei den Wallachen, Serben, und Magyaren anderseits. An diesem Rechtssinn beiße sich nicht nur das etwaige Unrecht einzelner Gemeindemitglieder die Zähne stumpf, sondern es habe auch das starke Fanggebiß der Gespannschaftsbehörden, dem die andern Gemeinden durch eigene Schwächen ꝛc. ganz unterworfen seyen, nur in Ausnahmsfällen jene erschreckende Bedeutung, welche es so berüchtigt gemacht. Sodann fährt er fort: „Daher schreiben sich auch die verschiedenen und häufigen Klagen von Kameral- oder grundherrlichen Beamten über Mangel an Vertrauen, aber mehr noch an Respekt von Seiten dieser groben Schwaben, welche sogar so unverschämt sind, selbst in ihr Stift- (Steuer-) Büchlein zu schauen, ob ihnen nicht zu viel angelastet oder zu wenig abgerechnet sey ..... Auch einen Grundherrn, deutscher Familie, selbst noch in Deutschland geboren, hört' ich einmal an öffentlichem Tische äußern, daß ihm alle Unterthanen lieber seyen, als eben Deutsche, die er für grob und unwillig erklärte." (Strickers Germania, 2. Bd., 1848, S. 327 u. 328.)

Digitized by Google

führen, gleichviel, ob ihnen verständlich oder nicht. Mehr geistigen Kern zeigt der deutsche Ansiedler im Banat; er schlägt sich keineswegs gering an und macht auch Eindruck danach, während jene schmiegsame Weichheit des Stoffs zwar als politisch zweckdienlich ausgebeutet, aber nicht leicht mit Achtung erwiedert wird.“

“ In der Schrift: „Aus dem Osten der österreichischen Monarchie“, von Edmund Frhrn. v. Berg, k. sächs. Oberforstrath, Dresden, 1860, erzählt der Verf., wie er jenseits Pesth auf der Eisenbahn mit einem ungarischen Magnaten zusammentraf und im Gespräche mit ihm die meist nett und reinlich anzuschauenden Dörfer (vor dem Eintritt in die Pusta) lobte. „Er gab mir Recht, meinte aber auch, im Inneren der ungarischen Dörfer sey doch nicht Alles so, wie es seyn sollte. „„Reisen Sie durch das ganze Land““, fügte er hinzu, „„und Sie werden es ohne zu fragen sofort erkennen, wenn Sie in einem deutschen oder einem ungarischen Dorfe sind, von den slawischen oder wallachischen gar nicht zu reden. In den ersten finden Sie stets mehr Ordnung, Reinlichkeit, Nettigkeit, so in dem Dorfe wie in den Häusern, in der Wirthschaft mehr Intelligenz, einen besseren Betrieb, im Allgemeinen mehr Wohlhabenheit.““ Auf meine Frage, worin Das liege, wurde mir die Antwort: „„Die Deutschen, sie mögen auch noch so lange im Lande seyn, behalten ihren Fleiß, ihre Arbeitsamkeit und Einfachheit, und wenn sie jetzt frisch ins Land kommen, so haben sie mehr Einsicht von dem Ackerbau und überhaupt mehr Bildung, als meine Landsleute. Nur Das will mir nicht bei ihnen gefallen, daß sie so bald ungarische Sitten annehmen und sogar ihre Namen verleugnen. Sehr bald““, fuhr er fort, „„oft schon unter den ersten Eingewanderten, weicht die deutsche Tracht der ungarischen; Das mag indessen noch seyn, denn sie paßt offenbar besser für unser Klima; dann aber wird der Name nach ungarischem Klang umgewandelt, und in den Sitten sucht sich der Deutsche dem Ungar möglichst zu nähern. Es ist, als ob er sich seiner Nationalität schäme, und Das gefällt mir nicht.““ Nun, mir gefiel Das auch nicht; daß aber der Deutsche bei dem auf seine Nationalität so stolzen Ungar durch eine solche totale Ungarisirung nicht an Achtung gewinnt, scheint mir klar, wenn sie auch sonst seine guten Eigenschaften schätzen. Übrigens hatte die Bemerkung vollen Grund, denn schon in Pesth hatte ich, nicht ohne Ärger, derartige ins Ungarische übersetzte ehrliche deutsche Namen auf den Schildern der Handwerker gesehen.“ (Der Verf. gebraucht, ethnographisch ungenau, die Bezeichnung „ungarisch“ für „magyarisch“.)

Als ein Gegenstück dazu mag dienen, was Hr. v. Berg aus dem Banat erzählt. „In Steyerdorf trat ich eines Sonnabends (Samstags) Abends in ein Bergmannshaus; es waren Nachkommen eingewanderter Steyermärker. Die Wohnräume waren reinlich gescheuert und geputzt, das Küchengeschirr blank gescheuert, und der Mann saß bei einem tüchtigen Stück Schweinebraten. Ich äußerte meine Befriedigung über die Ordnung und Reinlichkeit im Hause, worauf der Bergmann mit einem gewissen Stolz und einem Anflug von Empfindlichkeit,

Digitized by Google

Die Bevölkerung Böhmens ist zu $^2/_3$ deutsch und zu $^1/_3$ tschechisch; Böhmen nennen sich beide Theile, auch die Tschechen, obgleich es kein slawischer Name ist. Die Deutsch-Böhmen haben vorzugsweise den Zug der Höhen inne, was in einem Lande von gemischter Bevölkerung in der Regel die ältere anzeigt; der Kamm des Böhmerwaldes, das Erz- und das Riesengebirge, und die böhmisch-mährische Anlehnung an die Sudeten sind deutsch; auch das mährische Gebirge ist es mit Ausnahme zweier Lücken, nämlich der Unterbrechungen links und rechts von der deutschen Sprachinsel um Iglau, welches letztere bereits in Mähren liegt. Am breitesten ist diese Besetzung des Hochlandes im Nordwesten; im Kreise Eger machen die Deutschen über 95, in den Kreisen Saaz und Leitmeritz bis auf 90, im Bunzlauer Kreise noch zwischen 50 und 80 Prozent der Bevölkerung aus. Der tschechische Stamm seinerseits gruppirt sich am dichtesten gegen die Mitte zu; beinahe ausschließlich füllt er die Kreise Prag, Tabor, und Tschaslau, wobei jedoch Prag selbst, als mindestens zur Hälfte deutsch, eine Ausnahme bildet.[45] Die Einwanderung der Tschechen in das alte Böheim (dies ist der ursprüngliche Name) mag zu Ende des 5. oder zu Anfang des 6. Jahrhunderts vor sich gegangen seyn. Vorher, und zwar Jahrhunderte lang, waren in Böheim die Markomannen, in Mähren und nach Ungarn hinüber bis zur Gran die Quaden ansäßig; die Quaden werden noch 379, die Markomannen noch einmal 396 als kriegführend mit den Römern erwähnt, bis ihre Namen in der Völkerwanderung untergehen; auf dem Marchfelde waren noch bis 526 Longobarden, während anderseits das

als ob sich Das von selbst verstehe, erwiederte: „„Ja, Herr, wir sind aber auch Deutsche."" Und ich freute mich, hier noch das lebhafte Nationalgefühl zu finden."

[45] In diesem Betreff schreibt Czoernig, nach Aufzählung der deutschen Sprachinseln in Böhmen und Mähren: „Außerdem herrscht die deutsche Sprache theils als Muttersprache eines größeren oder geringeren Theiles der Bevölkerung, theils als Umgangssprache in den meisten größeren Städten Böhmens und Mährens, mitten im böhmisch-mährischen Sprachgebiete. Vor Allem gilt Dies von Böhmens Hauptstadt Prag, wo die Deutschen, seit dem 11. Jahrhundert ansäßig, jetzt beiläufig die Hälfte der Einwohnerzahl ausmachen." (Andere Angaben gehen bis auf 64 Prozent, also beinahe zwei Dritttheile der Bevölkerung.)

Digitized by Google

ſchleſiſche Oberthal ſchon um 500 n. Chr. nicht mehr deutſch war. In dem Maße, wie die deutſche Völkerbewegung nach Süden und Weſten vordrang, rückten allmählig ſlawiſche Stämme nach; in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts war der ganze Nordoſten Deutſchlands mit Slawen beſetzt. Karl der Große ſtellte zuerſt wieder eine Verbindung mit Böhmen her,[46] wenn auch nicht nachhaltig; 895 ſodann, ein Jahr nach dem Tode Swatopluk's von Mähren, welcher auch Böhmen unterworfen hatte, erſchienen auf dem Reichstage zu Regensburg die böhmiſchen Fürſten und Häuptlinge, nun einer Anlehnung an den Weſten bedürftig, zum Zweck der Aufnahme in den deutſchen Reichsverband.[47] Zeitweilige Mißhelligkeiten oder Kriege waren damit ſo wenig ausgeſchloſſen, als im übrigen Reich; von da an aber iſt die Geſchichte Böhmens eng in die deutſche verflochten. Herzog Wratislaw wurde 1086 von Kaiſer Heinrich IV. zum König erhoben, Wratislaw II. von Friedrich I. 1162, Beide auf Lebenszeit; Ottokar I. erlangte das Königthum erblich, 1198, von Kaiſer Philipp, und von dem Gegenkaiſer Otto IV., zu welchem er hierauf überging, 1203 die Beſtätigung; ſo kam es, daß er zweimal gekrönt wurde: zuerſt in Mainz, und dann nochmals in Merſeburg. In dieſe Zeiten fällt denn auch eine *deutſche* Einwanderung, hauptſächlich eine ſtädtiſche; daher in Böhmen, wie auch in Mähren, die Verbreitung des Magdeburger Stadtrechts. Insbeſondere Ottokar II., 1253 bis 78, brachte gern Deutſche ins Land; er gründete 1261 Budweis, und beſetzte Stadt und Umgegend (noch jetzt eine deutſche Sprachinſel) mit deutſchen Anſiedlern. Wenzel II. († 1305), noch aus

[46] In den Beſtimmungen, die auf dem Reichstage zu Aachen, 817, über die künftigen Anſprüche der Söhne Ludwigs des Frommen getroffen wurden, iſt Böhmen noch als Theil des fränkiſchen Reichs aufgeführt. „Hludowicus“ [nachmals Ludwig der Deutſche genannt] „volumus ut habeat Baioariam et Carentanos et Beheimos et Avaros atque Sclavos, qui ab orientali parte Baioarine sunt.“

[47] Annal. Fuld. ad a. 895: „Mediante mense Julio habitum est urbe Radisbona generale conventum; ibi de Sclavania omnes duces Boemaniorum, quos Zuentibaldus dux“ [Swatopluk] „a consortio et potestate Baioaricae gentis per vim dudum divellendo detraxerat — quorum primores erant Spitignewo, Witizla“ [Wratislaw] — „ad regem venientes, et honorifice ab eo recepti, per manus, prout mos est, regiae potestati reconciliatos se subdiderunt.“

Digitized by Google

dem Stamme der Przemysliden, war sogar deutscher Dichter; er zählt zu der Schule der Minnesänger. König Karl von Böhmen wurde deutscher Kaiser als Karl IV.; in der „goldenen Bulle", 1356, sicherte er der Chur Böhmen die erste Stimme unter den weltlichen Churfürsten, verordnete auch, daß jeder Churprinz in deutschen Landen italienisch und slawisch lernen sollte. Derselbe König stiftete die Prager Hochschule, 1348, die erste im deutschen Reich, auch keineswegs für einen engeren Kreis bestimmt; Dies zeigt die Eintheilung in vier „Nationen", die böhmische, die polnische, die sächsische, und die bayrische, welche als Körperschaften nach damaligem Brauch ihre Gerechtsame hatten.[48] So stark wuchs der Besuch dieser Universität an, daß im Mai 1409, als in Folge einheimischer Umtriebe gegen die Gleichberechtigung der Nationen die Deutschen, sowohl Lehrer als Studierende, den Auszug beschlossen, die Zahl der Ausziehenden bis auf 20,000 und darüber geschätzt ward; 2000 davon kamen nach Leipzig und gaben den Anlaß zur Gründung der dortigen Hochschule.[49] Jedoch nicht erst die

[48] Die Pariser Universität, welche der Prager als Muster diente, hatte ebenfalls vier Nationen: die französische, deutsche, picardische, und normannische; zu der deutschen gehörte auch Ungarn, England, Schottland, und Irland. Auf der Hochschule Leipzig gab es nachmals eine meißnische, eine sächsische, eine bayrische oder fränkische, und eine polnische Nation; zu der sächsischen zählte ganz Niederdeutschland nebst Schweden, Norwegen, und Dänemark, zu der bayrischen oder fränkischen der gesammte deutsche Süden und überdies Italien, Frankreich, Spanien, Portugall, und die brittischen Inseln. Ähnlich später bei den Landsmannschaften; in Heidelberg z. B. bestand eine studentische Satzung, die der Landsmannschaft der Schwaben außer den Ländern des schwäbischen Kreises noch die Schweiz und das Veltlin, Italien, und Amerika zuwies.

[49] Johann Christian Dolz in seinem „Versuch einer Geschichte Leipzigs", nachdem er vorausgeschickt, daß in Prag jede Nation eine Stimme hatte, stellt die Vorgänge zusammen, wie folgt: „Unter der Regierung des böhmischen Königs Wenzel, im J. 1408, entstanden über diese Stimmenvertheilung in Prag Unruhen, indem die Böhmen für sich drei Stimmen verlangten. An ihrer Spitze stand der bekannte Johann Huß. Beide Parteien wandten sich mit Vorstellungen und mit Geld an den König. Inzwischen kam es zu gewaltsamen Auftritten, wobei nicht selten Mord und Todtschlag in den Kollegien und auf den Straßen vorfiel. Diese Streitigkeiten verzögerten eine bevorstehende Rektorwahl. Wenzel erlaubte sich den unüberlegten Spott, in der Person seines Küchenmeisters einen Rektor der Universität zu ernennen, und entschied endlich für die böhmische Nation. Dies bewog die Deutschen zu dem einmüthigen Entschlusse, die Universität zu

Digitized by Google

ſtark beſuchte Univerſität hatte nach Prag deutſche Inſaßen gebracht; ſchon zu der Zeit ihres Stifters berichtet ein deutſcher Chroniſt, wie überaus gangbar damals in Prag und andern böhmiſchen Städten die deutſche Sprache geweſen, was unverkennbar auf einen deutſchen Beſtandtheil der Bevölkerung hinweiſt.[50] Auch im Mittelalter war Prag keine rein tſchechiſche Stadt, ſo wie Böhmen kein rein tſchechiſches Land war. Wenn es in neuerer Zeit Deutſche gibt, die ſich als Urtſchechen gebärden, um gegen das Deutſchthum zu Felde zu ziehen, ſo iſt Das nicht nur undeutſch, ſondern auch unböhmiſch, nämlich gegen den hiſtoriſchen Charakter des Landes,

verlaſſen, den ſie auch am 11. Mai 1409 ausführten. Wie groß die Anzahl der Lehrer und Studierenden, welche bei dieſer Gelegenheit aus Prag auswanderten, geweſen ſey, darüber finden ſich ſehr von einander abweichende Angaben. Wenn einige Schriftſteller nur von zwanzig und einigen tauſend reden, ſo geben andere die Zahl der Ausgewanderten noch einmal ſo hoch an. Einige wandten ſich nach Ingolſtadt, Heidelberg, Roſtock, Krakau, Erfurt. Ungefähr gegen 2000 — Magiſtri, Doctores, und Studenten — kamen unter Anführung M. Johann Hofmann's, M. Johann Otto's von Münſterberg, und M. Hennig Boldenhagen's nach Leipzig; ſie ſuchten bei dem Markgrafen Friedrich und deſſen Bruder Wilhelm um Aufnahme an, welche ſie auch erhielten." (Noch in demſelben Jahre bekam Leipzig ſeine Univerſität.)

[50] Die Chronik Jakobs von Königshofen, eines Straßburgers, (herausgegeben von Johann Schilter, 1698,) ſchreibt über Karl IV., unmittelbar vor Erwähnung ſeines 1365 erfolgten Beſuches in Straßburg: „Er was ouch wolgelert in allen künſten ..... und kunde ſehs ſprochen. vnder den hette er Tütſche ſproche allerliebeſt. davon het er Tütſche ſproche vaſte gemeret. wan zu Prege und in andern ſtetten durch alles Behem lant vbet man allermeiſt Tütſche ſproche." Der Chroniſt leitet Solches von dem Einfluß der Krone ab, denn er fügt hinzu: „do vor dis keyſers ziten nüt anders was denne Behemiſche ſproche"; allein offenbar konnte Karl weder als Kaiſer noch als König eine Kenntniß, die Frucht eines Erlernens oktroyiren, ſondern nur etwa, z. B. in Sachen der Städte, den Gebrauch der deutſchen Sprache erlauben oder begünſtigen; Dies aber ſetzte die Kenntniß derſelben, d. h. eine deutſche Bevölkerung, als beſtehend voraus. Im andern Fall, obgleich Karl 32 Jahre lang Böhmen regierte, ſteht eine ſo tief eingreifende Umwandlung kaum im Verhältniß zu ſeiner Regierungszeit, und noch weniger, wenn der Straßburger Chroniſt, wie es ſcheint, ſeine Notizen über böhmiſche Zuſtände aus dem Jahr 1365 hatte, zu dem noch um 13 Jahre kürzeren Zeitraum.

Jakob v. Königshofen ſetzte ſeine Chronik bis 1389 fort, wo er vermuthlich vom Tode unterbrochen wurde; über Karl IV., welcher 1378 ſtarb, ſchrieb er demnach als Zeitgenoſſe.

Digitized by Google

welcher beide Stämme zusammenfaßt. Die Verhältnisse im Großen werden nicht anders dadurch.

Mähren enthält beiläufig $^1/_2$ Million deutscher und etwas über $1^1/_3$ Million slawischer Einwohner, unter den letzteren 70- bis 80,000 Slowaken, welche von den slawischen Mährern, wie diese von den Tschechen, nur mundartlich verschieden sind; das österreichische Schlesien 235,000 Deutsche neben 92,000 slawischen Mährern und 132,000 Lechen oder sogenannten Wasserpolacken; Galizien 114,000, die Bukowina 38,000 Deutsche.[51] Auch wohl in Mähren sind die deutschen Gebirgsbewohner, darunter im Olmützer und Brünner Kreise die „Schönhengstler", deren andere Hälfte zu Böhmen gehört, Nachkommen der deutschen Urbevölkerung; die Mitte des Landes, mit Ausnahme der ethnographisch gemischten Städte und einiger deutschen Sprachinseln, wie um Olmütz und Brünn, ist slawisch; deutsche Kolonisirungen reichen bis ins 13. und 14. Jahrhundert zurück. In Mähren ist Süd und Nord, in Oesterreichisch-Schlesien der Westen deutsch; die Städte Troppau und Teschen sind slawisch und deutsch gemischt, dagegen rein deutsch wieder Bielitz und Umgegend, im Osten, hart an der galizischen Gränze. Nach Galizien waren schon zur polnischen Zeit, namentlich unter Kasimir III. (1333 bis 1370), Deutsche eingewandert; Krakau bekam schon 1257 deutsches Recht, hatte deutsche Predigt in seinen Kirchen, und schloß zu der Zeit, wo es polnische Hauptstadt war, eigentlich mehr Deutschthum in sich, als in der Gegenwart. Eine neuere Einwanderung, meist Schwaben und Pfälzer, fand u. A. 1782 bis 86 unter Kaiser Joseph II. statt; es waren 20,000 Ansiedler, die man da- und dorthin vertheilte; daher die große Anzahl deutscher Sprachinseln in Galizien (170). Was die Bukowina betrifft, so ist die deutsche Bevölkerung daselbst erst neueren Ursprungs; vor der Besitznahme des Landes durch Oesterreich, d. h. vor 1777, war eine solche dort nicht vorhanden. Mehr als ein Drittheil der Deutschen in Galizien und der Bukowina stammt aus dem westlichen Deutschland: 1851

[51] Für Mähren gibt Czoernigs statistisches Handbüchlein 483,518 Deutsche an; die Völkertafel ihrerseits zählt in Mähren 183,955 Deutsche von österreichischer Mundart und 313,699 vom Sudetenstamm, was zusammen 497,654 ergibt.

Digitized by Google

zählte man 26,000 Schwaben und 19,000 Franken in Galizien, 13,000 Franken in der Bukowina. Ein Stück Galizien gehört sogar zum Deutschen Bunde: es sind die vormals schlesischen Herzogthümer Auschwitz (Oswiecim) und Zator, mit 73,000 Einwohnern und einer Anzahl halbdeutscher Städte oder Städtchen, von denen Biala mit seiner deutschen Umgebung sich unmittelbar an das deutsche Bielitz in Schlesien anlehnt. Diese deutsche Bevölkerung ist alt-ansäßig, schon vom 13. Jahrhundert her; sie war eine Nachbarschaft zu dem nordungarischen Deutschthum, als dieses noch in einem Zusammenhang stand, der von Siebenbürgen bis Galizien reichte.[51]

Sehr zahlreich sind die Israeliten Oesterreichs, namentlich im Norden und Osten der Monarchie; in Pesth machen sie 17, in Czernowitz 22, in Krakau an 38, in Lemberg über 40 Prozent der Bevölkerung aus. Die große Mehrheit derselben redet vorzugsweise deutsch; eine beträchtliche Anzahl, deutsch erzogen und gebildet, ist es auch in der Gesinnung. Thatsächlich bilden sie eine Verstärkung des Deutschthums in Gesammtösterreich, wenn auch die Thatsache nicht in Tabellenform beibringlich und ermeßbar ist. In Mähren beträgt die Zahl der Israeliten 42,000, in Böhmen 86,000, in Ungarn 393,000, in Galizien 449,000; im ganzen Kaiserstaate 50,000 über eine Million;[53] 9850 (darunter einige Offiziere) dienen im kaiserlichen Heer.

Es gibt eine ethnographische Schrulle, die gleichsam nur das Landvolk als einen Gegenstand der Ethnographie betrachtet, die Städte aber, als ob da weder Sprache noch Stamm einheimisch wäre, geflissentlich und prinzipmäßig außer Acht läßt. Ein Blick auf das Städtewesen im Kaiserstaate lehrt am besten, daß man mit solcher Ausschließung auch nur zu halbwahren Resultaten gelangt. Warum soll eine städtische Bevölkerung nicht eben so gut eine Sprachinsel vorstellen, als ein Landbezirk? Warum eine Stadt

[52] „Die jetzt vielfach unterbrochene Reihe der einst zusammenhängenden Teutonici von Oberungarn, welche einerseits bis nach Siebenbürgen reichten, anderseits wieder dem schlesischen Teschen, Auschwitz, und Zator die Hand boten." (A. Ficker, Bevölkerung der österreichischen Monarchie, Gotha, 1860, S. 33.)

[53] So das statistische Handbüchlein, nämlich genauer 1,049,871. In der hievon stark abweichenden Völkertafel stellt sich die Gesammtzahl auf 706,657.

Digitized by Google

ethnographisch minder schwer ins Gewicht fallen, als eine Anzahl Dörfer? Insbesondere bei der Hauptstadt eines Landes ist es denn doch keineswegs gleichgiltig, wie sie sich ethnographisch verhalte, und mit einem ausschließlich slawischen Prag z. B. hätte Böhmen wesentlich einen andern Charakter, als mit einem halb oder zweidrittels deutschen, wie es jetzt ist. Theilt man jedoch, wie unter Andern Bernhardi thut, unbesehen die Städte dem Sprachgebiet ihrer Umgebung zu, Prag also dem tschechischen Kreise, in dem es liegt, von dem es sich aber ethnographisch unterscheidet, so stellt man ein thatsächliches Verhältniß schief, verwischt die ethnographische Physiognomie des Landes überhaupt, und macht vor den Ergebnissen seiner Entwicklungs- und Kulturgeschichte die Augen zu.

Im preußischen Schlesien (das österreichische ist nur ein Zehntheil des Ganzen) läuft von Süden her die deutsche Sprachgränze anfänglich die Oder entlang, etwas links von derselben, bis über Oppeln hinab, geht auf das rechte Ufer über zwischen Oppeln und Brieg, bildet nach Osten eine Ausbuchtung, die über Kreuzburg hinausreicht, und stößt gegen Kempen zu nördlich an die Gränze von Posen. Ostwärts von dieser Linie in Oberschlesien, mit einigen deutschen Sprachinseln zwischeninne, wohnt ein ursprünglich polnischer Volksstamm, die s. g. Wasserpolacken, deren Sprache aber vielfach von der polnischen abweicht. Auch sie selbst sehen sich nicht als Polen an; jest to Polak, das ist ein Pole, ist ihre Bezeichnung für Angehörige des russisch-polnischen Königreichs. Im Regierungsbezirk Oppeln finden sich auch slawische Mährer; in den Kreisen Glatz, Strehlen, und Wartenberg Tschechen; in dem nach Schlesien eingetheilten Stücke der Oberlausitz sorbische Wenden. All diese nicht-deutschen Stämme zusammengerechnet machen nicht ganz ein Viertheil der Gesammtbevölkerung aus.[54] Den in der Völker-

[54] In der Schrift: „Land und Leute des preußischen Staats und seiner Provinzen, nach den statistischen Aufnahmen Ende 1861 und Anfang 1862, mitgetheilt von Dr. Engel, Berlin, 1863," finden sich für Schlesien folgende Ziffern:

Deutsch redend	2,539,094.
Polnisch und masurisch . .	719,361.
Wendisch	32,357.
Böhmisch und mährisch . .	58,679.

Digitized by Google

wanderung abziehenden deutschen Stämmen waren auch in Schlesien slawische nachgerückt; die rasche Wiederverbreitung der deutschen Sprache im 13. und 14. Jahrhundert, noch unter der Herrschaft polnischer Herzoge, während unmittelbar nebenan, östlich in Oberschlesien und westlich in der Lausitz, slawische Sprachen sich erhielten bis zum heutigen Tag, legt indeß die Vermuthung nahe, daß auch hier, wie in dem benachbarten Böhmen, deutsche Ureinwohner mochten zurückgeblieben seyn. Deutsche Einwanderung in entvölkerte Landestheile, deutsches Städtewesen mit deutschem Recht, und der Verkehr nach Deutschland, auf den Schlesien durch den Lauf der Oder angewiesen war, thaten das Uebrige. Seit 1163 war Schlesien abgesondert, seit 1169 gänzlich unabhängig von Polen; die schlesischen Herzoge, obwohl aus dem polnischen Königsstamme der Piasten, welcher in Schlesien erst 1675 ausstarb, suchten eine Anlehnung nach der andern Seite; daher die Begünstigungen des Deutschthums schon unter Herzog Boleslaw von Niederschlesien († 1201) und seinem Nachfolger Heinrich I. († 1238). Bereits im 14. Jahrhundert war das Deutsche in Schlesien so verbreitet, daß es auch amtlich in Gebrauch kam; in der ersten Hälfte des 15., wie Aeneas Sylvius bezeugt, war es entschieden die Sprache der Mehrheit geworden. („Sermo gentis majori ex parte Teutonicus est, quamvis trans Oderam Polonica lingua praevalet.") Der inzwischen eingetretene Lehensverband mit Böhmen hatte dieser Ausbreitung keinen Eintrag gethan. König Johann von Böhmen († 1346) erlangte von fast sämmtlichen Herzogen Schlesiens den Lehenseid; was noch zu der vollen Gesammtheit fehlte, das holte Karl IV. nach. Unmittelbar war Dies, da die Herzoge fortregierten, von geringerem Belang, als für die Folgezeit; mit dem allmähligen Erlöschen dieser Fürstenhäuser nämlich, deren Zahl durch gehäufte Theilungen einmal bis auf 17 gestiegen war, fielen ihre Besitzthümer als erledigte Lehen heim; neuere Vergabungen brachten nicht mehr die alten Rechte mit sich. Vermittelst des engen Verhältnisses zu Churböhmen, bis zu der Abtretung von 1742,

Die Addirung dieser Einzelposten ergibt eine Gesammtzahl von 3,349,491, stimmt aber in der Endziffer nicht zu der andern Angabe Engels, wonach die Zivilbevölkerung von Schlesien 3,349,495 beträgt. (Die Militärbevölkerung mit 41,200 ist in der Uebersicht der Sprachverschiedenheit nicht mitbegriffen.)

Digitized by Google

hieng Schlesien, obgleich es außerhalb der Kreiseintheilung blieb, politisch mit dem deutschen Reiche zusammen; daß es auch geistig zu Deutschland gehörte, that früh die schlesische Dichterschule dar: — Martin Opitz (1597—1639), und mit oder nach ihm Paul Flemming, Angelus Silesius, Friedrich v. Logau, Simon Dach ꝛc.

Das Deutschthum in Posen schreibt sich von weitaus früher her, als von der Theilung Polens. Die jetzige Hauptstadt, nach welcher das Land benannt ist, hatte seit 1253 deutsches Stadtrecht und wies auch deutsche Bürgermeister und Rathsherren auf; das Bisthum daselbst, gestiftet von Kaiser Otto I., stand anfänglich unter dem Erzbisthum Magdeburg und kam erst später in den erzbischöflichen Sprengel von Gnesen. Gleichfalls aus dem 13. Jahrhundert stammen die deutschen Stadtrechte von Kletzk, Kriewen, Zdumy, Exin, und Nakel; aus dem 14. die von Schulitz, Ostrowo, Krone, Gonsawa, Mrotschen, und Mogilno; im Laufe des 15. traten in das gleiche Verhältniß Uschtz, Kruschwitz, Rogasen, Fordon, Lekno, Inowrazlaw (Jung-Breslau), Gniwkowe, Mieschisko, und Obornik. Bei manchen andern Städten, wie Fraustadt, Görchen, Sarne, Reisen, Kosten ꝛc., ist das Bestehen deutschen Rechtes in polnischer Zeit geschichtlich sicher, und nur der Anfang nicht urkundlich bestimmbar, was übrigens eher für eine alte Herkunft sprechen mag. Es waren deutsche Einwanderer, die hier, wie anderwärts, den Charakter ihres Bürgerthums mit sich brachten, und die verschiedenen Jahreszahlen für deutsches Stadtrecht sind gleichsam die Gedenktafeln erlangter Mehrheit oder gewonnener Oberhand. Während des dreißigjährigen Krieges z. B. fand wieder eine Einwanderung aus Schlesien statt, zunächst von Seite Solcher, die sich an den böhmischen Aufstand angeschlossen hatten, nach dessen Niederlage am „weißen Berg", und in Folge davon kam auch wieder eine neue Anzahl deutscher Stadtrechte auf; so in Bojanowe 1638, in Rawitz 1639, in Jutroschin 1642, in Zaborowe 1644, in Lobsens 1650. Deutsche Ackerbauer, scheint es, kamen nach Posen zuerst auf kirchliche Güter, wo man auf bessere Wirthschaft ausgieng, und deßhalb die Befugniß zur Beiziehung von Ausländern einholte; Ansiedelungen von außen her bezeichnet auch wohl der häufige Name sogenannter Holländereien, polnisch olendry, gewöhnlich erklärt als „Hauland", d. h. Neubruch oder Ausrodung

Digitized by Google

in den zahlreichen Wäldern Posen's. Auch die neuere Zunahme des deutschen Elements ist zum Theil eine Errungenschaft des deutschen Pflugs und der deutschen Arbeit; kommt nämlich ein polnisches Gut wegen zerrütteter Verhältnisse unter den Hammer, so findet es deutsche Käufer, und der neue Erwerber gedeiht, wo der alte Besitzer verarmte, — beiderseits hierin unabhängig von der Regierung.[55] So ist es gekommen, daß Posen eine gemischte Bevölkerung hat, und zwar schon von lange her; mitten hindurch eine Stamm- und Sprachgränze läßt sich schwer ziehen. Diese Erfahrung machte man auch im Frankfurter Parlament, als man den rein polnischen Theil des Landes ausscheiden wollte; je länger man untersuchen ließ und je mehr man die Wünsche der Einwohner mit zu Rathe zog, desto weiter schob sich die beabsichtigte Scheidungslinie nach Osten hinüber. Am Ende, da schon im nordöstlichen Eck die Ufer der Netze deutsch sind, blieb nicht einmal der gesammte Osten als polnisch übrig: ein Streif Landes, mehr oder minder breit diesseits der Netze über Gnesen nach der Wartha, und von da mit einer südwestlichen Ausbuchtung nach der Gränze des oberen Schlesiens hinziehend, ohne sie jedoch zu berühren, — Dies war das polnische Posen nach der letzten Frankfurter „Demarkation". In den Landestheilen nach Westpreußen, Brandenburg, und Niederschlesien zu ist das Deutschthum überwiegend; beinahe ausschließlich deutsch sind die Kreise Meseritz, Birnbaum, und Fraustadt. Bromberg im Nordosten, zur polnischen Zeit nur ein unbedeutender

[55] In Bezug auf Rittergüter bestand eine Zeit lang das Verfahren, daß von den zur Versteigerung gelangenden einzelne für Rechnung des Staats angekauft und an Erwerber deutscher Abkunft wieder veräußert wurden. Die Anordnung dazu traf die Kabinettsorder vom 15. Mai 1833; im Jahr 1841, wie man aus der Denkschrift des Oberpräsidenten Flottwell vom 15. März 1841 ersieht, war das Verfahren noch im Gang, und hatte bis dahin der Provinz etwa 30 neue Rittergutsbesitzer deutscher Abkunft erworben. Hier trat nun allerdings eine Vermittlung von Staats wegen ein, jedoch auf Umstände beschränkt, die man benützte, nicht aber hervorrief; wenn der polnische Eigenthümer nicht oder der deutsche ebenfalls aufhauste, so war die Maßregel gegenstands- oder wirkungslos. Der große Grundbesitz in Posen überhaupt (nach der Schrift: „Das Großherzogthum Posen und die Polen", Berlin, 1861, S. 84) besteht mit Ausschluß der königlichen Domänen aus 1441 Ritter- und 221 selbständigen Gütern; 1857 waren davon 537 und 91 in deutscher, 904 und 130 in polnischer Hand.

Digitized by Google

Ort, ist seinem heutigen Rang nach erst eine deutsche Schöpfung;[56] auch ist sein früherer Name, Bydgoscz, nicht minder verschollen, als Wschowa für Fraustadt, oder Leszno für Lissa, oder Miedzychod für Birnbaum. Fast wie zur Ausgleichung dafür gibt es auch deutsche Familiennamen, die man polonisirt hat, und deutsche Enkel, für deren Polenthum ihre Ahnen Fremde sind; gleichwohl, denn über bloße Einzelheiten geht der Lauf der Dinge hinweg, ist die deutsche Bevölkerung Posens nach wie vor in der Zunahme geblieben.[57]

Daß die alt-preußischen Lande längs der Ostsee deutsch sind, ist das Verdienst des Deutschen Ritterordens, der hierher mit dem Christenthum auch deutsche Sprache und Gesittung brachte. Konrad, Herzog von Masovien oder Masau,[58] von den heidnischen Preußen bedrängt, rief den Orden um Hilfe an, gelobte die Einräumung eines Gränzstrichs, der übrigens, wie es scheint, thatsächlich mehr von den Preußen abhieng, als von ihm selbst, und begab sich in Betreff der Eroberungen, die der Orden machen würde, aller Ansprüche zum voraus. Die Vertragsurkunde darüber trägt das Datum vom 29. Mai 1226; Kaiser Friedrich II., welcher dem Orden damals den Reichsadler (es war noch der einfache) in das Wappen gab und den Groß- oder Hochmeister zum Reichsfürsten erhob, ertheilte die nachgesuchte Genehmigung. In Folge Dessen kam Hermann Balke, nachmals der erste Landmeister, mit hundert Lanzen nach der Masau, 1228, erbaute eine hölzerne Burg, Vogelsang, nicht innerhalb jenes Gränzstriches, welcher rechts von der

[56] Es zählte 1772 kaum 800, — 1858 aber 18000 Einwohner, worunter 15000 Deutsche.

[57] Das Verhältniß zu der polnischen nähert sich dem von 7 zu 8; die Volkszählung von 1861—62 ergab nämlich 666,083 Deutsche und 801,521 Nicht-Deutsche; Gesammtzahl, mit Zurechnung von 17,946 Mann Militär, 1,485,550. Ein französischer Gelehrter, Cyprian Robert, ist auf ein anderes Ergebniß gekommen: er theilt nach Posen nicht weniger als „2 Millionen Polen" ein, d. h. stark eine halbe Million weiter, als es Einwohner überhaupt hat.

[58] Masovien oder Masuren, von den damaligen Deutschen Masau genannt, an der Weichsel, dem Bug, und der Narew, mit der Hauptstadt Warschau, hatte seine eigenen Herzoge, trat vorübergehend in ein Lehensverhältniß zu Böhmen, 1329, sodann zu Polen, 1335, durch Übertragung von Seiten Karls IV.; 1526 starb der herzogliche Stamm aus, worauf das Land an Polen fiel.

Digitized by Google

Weichsel lag, sondern auf dem linken Ufer, und der Kampf mit den Heiden begann. Ab und zu halfen Kreuzfahrer mit, truppweise nach dem Norden ziehend, wie nach Palästina gegen die Sarazenen; in besondern Fällen, wenn wieder von neuem das Kreuz gepredigt war, schwoll dieser Zuzug auch zu ganzen Heeren an. So kam der Orden vorwärts, Schritt für Schritt, stets bedacht, erst zu sichern, was er gewonnen hatte; er legte nicht nur Burgen an, sondern auch Städte, so gleich in den ersten Jahren Thorn und Kulm, besetzte sie mit deutschen Ansiedlern, las aus den neuen Christen befähigte Jünglinge aus, die er in Deutschland zu Lehrern erziehen ließ ꝛc. Bis 1237 war auf diese Art Pomesanien und Pagesanien, d. h. das Land zwischen der Weichsel und der Passarge unterworfen; gleichsam ein Keil, eingeschoben zwischen zwei Gegner, denn auch die westlichen Gränznachbarn, die Pommern, waren feindlich gesinnt. In demselben Jahr erfolgte die Vereinigung mit den Schwertrittern Livlands. Dahin waren zuerst Bremer als Kaufleute gekommen; ein Segeberger Mönch, Meinhard, begann 1186 die Bekehrung zum Christenthum und wurde der erste Bischoff; sein zweiter Nachfolger, Albrecht, gründete 1201 Riga und 1202 den Schwertorden, der denn 1237, durch harte Verluste geschwächt, in dem Orden der Deutschherren aufgieng, das Zeichen der gekreuzten Schwerter auf dem Mantel mit dem schwarzen Kreuze vertauschend. Nun wurde Kurland und Semgallen erobert, 1243 bis 47; die Bezwingung des Samlandes durch ein Kreuzheer, 1255, legte den Grundstein zu Königsberg; mit dem Endsiege über die Sudauer, 1283, nach 56jährigem Kampfe, war die Besitznahme von Preußen vollendet. Kolain jenseits der Memel, 1287 gewonnen, stellte die Verbindung mit Kur- und Livland her. Während dieser ganzen Zeit war der Hauptsitz der Ordensregierung noch in Palästina gewesen; als aber mit dem Falle von Ptolemais oder Akkon, 1291, auch das letzte Ordenshaus im heiligen Lande verloren gieng, wurde er vorerst nach Venedig, wo sich schon seit länger eine Komthurei befand, hierauf nach Marburg in Hessen, 1309 endlich nach Marienburg in Preußen verlegt, wo nun das bisherige Amt eines Landmeisters wegfiel. Die Vertreibung aus Palästina, weil ihr eine bessere Zusammenfassung der Kräfte folgte, schlug dem Orden zum Vortheil aus: er gewann um sein Preußen herum mehr, als er

Digitized by Google

im Morgenlande beſeſſen hatte. Das 14. Jahrhundert war eine Reihe von Erfolgen für ihn; 1303 erwarb er die Michelau, 1310 endgiltig Pomerellen oder Kleinpommern mit Danzig,[59] 1321 das pommerſche Lauenburg und Bütow, 1346 den däniſchen Antheil von Eſthland mit Rewal, 1382 Samogitien oder Schamayten, d. h. das litthauiſche Küſtenland, bis an den Dubis oder die Dubiſſa, 1392 Dobrzyn, das er ſchon einmal innegehabt, als Pfand von dem Herzog von Oppeln, 1398 die Inſel Gothland. Zu Anfang des 15. kam auch noch die Neumark Brandenburg, durch Ankauf von Kaiſer Siegmund, in den Beſitz des Ordens. Es war der Höhepunkt ſeiner Macht. Als Ulrich von Jungingen Hochmeiſter wurde, 1407, reichte der Ordensſtaat von der Oder bis zur Narwa, dem Ausfluſſe des Peipusſee's; er umfaßte die Neumark, Pomerellen, das Kulmer Land mit der Löbau und Michelau, Preußen, Samogitien, Kur-, Liv-, und Eſthland, (zur Ordenszeit alle drei unter dem Namen Livland begriffen,) die Inſeln Gothland, Oeſel, und Dagöe, — zuſammen ein Gebiet von 3800 Quadratmeilen,[60] worin Preußen allein, auf 1288 Quadratmeilen, über 2 Millionen Einwohner zählte. Im Südweſten lag die Gränze nahe bei Berlin, im Nordoſten nicht weit von dem nachmaligen Bauplatze für Petersburg; — — der erſte Anfang dazu war jene hölzerne Burg geweſen! Mit Recht ſetzte die zeitgenöſſiſche Anſchauung dieſen Staat in den Rang eines Königreichs;[61] er maß ſich auf den Schlachtfeldern mit Polen, Litthauen, und Rußland, in der Ausbildung ſeiner inneren Zuſtände mit den blühendſten Ländern des Weſtens. Es war der Ordensſtaat, der zuerſt in Europa eine Poſt hatte; auch in der frühzeitigen Ordnung ſeines Finanzweſens ſtund er

[59] Pomerellen, der heutige Theil der Provinz Weſtpreußen zwiſchen dem eigentlichen Pommern und der Weichſel, hatte ſeine eigenen Herzoge gehabt, welche 1295 ausſtarben; die Einwohner hießen Pommerinken. Der Name Weſtpreußen im heutigen Sinne datirt erſt von 1772.

[60] Der Staat Friedrichs d. Gr. nach dem Dresdener Frieden von 1745, alſo nach der Erwerbung Schleſiens, war um 800 Quadratmeilen kleiner. (Büſchings Erdbeſchreibung, dritten Theils zweiter Band, Hamburg, 1759, S. 1948.)

[61] „Magnae his“ (fratribus Teutonicis) „opes, nec minor potentia quam regibus: saepe cum Polonis de regni limitibus acceptis atque illatis cladibus contendere.“ Aeneas Sylvius.

Digitized by Google

voran, erwarb einen und den andern Besitz durch Kauf oder half einer Errungenschaft des Schwertes mit Geld nach, durch das er entgegenstehende Ansprüche vollends abfand; nicht minder waren seine Städte wohlhabend und angesehen, das Bürgerthum geachtet, Handel und Gewerbe in Aufschwung, große Interessen verstanden und gepflegt, der Bau der Riesendämme gegen Weichsel und Nogat, 1288 bis 94 ausgeführt, langgestreckte Niederungen dem Anbau sichernd, gleichsam ein Römerwerk; das Kulmische Recht, aus der „Handfeste" von 1233 erwachsen, diente weithin als Vorbild gleich dem Magdeburger. In den Feldzug gegen Polen, 1410, führte der Hochmeister ein Heer von 83,000 Mann, worunter 50,000 aus dem Ordensgebiet und 33,000 an geworbenem Volk; Polen setzte ihm 163,000 entgegen, worunter 42,000 Litthauer und Russen, 40,000 Tataren, und 21,000 Söldner, letztere aus Schlesien, Böhmen, und Ungarn. Am 15. Juli erfolgte die Hauptschlacht bei Tannenberg, östlich von Löbau, aus einem anfänglichen Siege des Ordens durch Zersplitterung im Verfolgen in eine Niederlage umschlagend; 40,000 Todte vom Ordensheer, 60,000 vom feindlichen deckten die Walstatt; der Hochmeister selbst, mit ihm die Blüte seiner Ritter, fiel mit dem Schwert in der Hand. Dessenungeachtet war die Macht des Ordens noch nicht gebrochen. Im Frieden zu Thorn, 1. Febr. 1411, büßte er nur Samogitien ein; der Streit um Driesen in der Neumark, worüber der Krieg angegangen, wurde an Schiedsrichter gewiesen; alles Andere blieb wie zuvor. Erst wachsende Zerwürfnisse im Innern, theils mit den Bischöffen, theils mit den Städten und dem landsäßigen Adel, welcher vom Orden ausgeschlossen war, ja unter den Ordensrittern selbst, so wie auch des Hochmeisters mit dem Meister in Livland, überhaupt Umtriebe, Verschwörungen, und Händel aller Art führten den Verfall herbei. Die innere Opposition wurde ein Werkzeug des äußeren Feindes; nun ging es auf glattem Abhang abwärts. So kam 1422 Sudauen, 1436 der südliche Endstreif Pomerellens und im Kulmer Lande das linke Ufer der Drewenz an Polen; 1454 aber, immerhin fast ein halbes Jahrhundert nach der Tannenberger Schlacht, kündigte der westliche Theil des Ordenslandes den Gehorsam auf, ergab sich, unter Vorbehalt seiner Freiheiten, und daß er mit Polen Nichts als den König gemeinsam habe, in

Digitized by Google

polnischen Schutz, und mußte im Frieden von 1466 abgetreten werden. Es war Pomerellen mit Danzig, das rechte Weichselufer mit Thorn, Kulm, Marienburg, Elbing, und das Bisthum Ermeland; — von da an bis zum Heimfall unter deutsche Herrschaft (1772 und 1793) zusammen das „polnische Preußen" genannt. Der östliche Theil verblieb dem Orden, jedoch als polnisches Lehen; 1525 gieng ihm auch Dies verloren, indem der Hochmeister Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, ebenfalls unter polnischer Hoheit, sich zum weltlichen Herzog erklärte; 1617, nach dem Aussterben dieses Hauses, fiel das Herzogthum Preußen an Churbrandenburg, wurde 1657 frei von der polnischen Lehensherrschaft, 1701 endlich zum Rang eines Königreichs erhoben; damals 729 Quadratmeilen mit 600,000 Einwohnern enthaltend. In Livland, dessen Heer- oder Landmeister seit 1466 sich als unabhängig gebahrten, erhielt sich der Orden bis 1561, wo der Heermeister Gotthard Kettler, schwer bedrängt, seine Stellung aufgab, sich und seinen Nachkommen aber, gleichfalls unter polnischer Hoheit, ein weltliches Herzogthum Kurland und Semgallen sicherte. Esthland wurde schwedisch, Oesel und Dagöe dänisch, das Uebrige mit Polen vereinigt; später auch Livland schwedisch, mit Ausnahme der südöstlichen Ecke, die bei Polen blieb; deßgleichen Dagöe und Oesel; — das Ende war, daß Alles zusammen russisch wurde: Liv- und Esthland 1721, Kurland 1794.

Die Herrschaft des Deutschen Ordens an der Ostsee ist längst vorüber, aber sein geistiges Erbe, deutsche Sprache und Gesittung daselbst, hat ihn überlebt. In dem jetzt russischen Küstenlande, so weit das Gebiet des Ordens gieng, sind Städte, Adel, und Geistlichkeit deutsch geblieben;[62] nur der ackerbauende Theil der

[62] J. G. Kohl, freilich schon 1841, schrieb in dieser Beziehung unter Anderm: „Schiller und Goethe, Wieland, Herder, und Schlegel sind auch hier die allgeliebten und verehrten Koryphäen, wie im Sachsen- und Schwabenland. Die belletristischen Blätter, welche von Dorpat und Riga ausgehen, werden in deutscher Sprache geschrieben; eben so die Zeitungen, welche in Dorpat, Rewal, Mitau, Libau, und Riga gedruckt werden ..... Eben so werden alle Bücher, die etwa zu provinziellen Zwecken in diesem Lande ausgearbeitet werden, die Koch-, Garten-, und Hausbücher, die Gesang- und Gesetzbücher, die theologischen, ökonomischen, forstwissenschaftlichen und ähnliche Werke sämmtlich in deutscher Sprache geschrieben, und es ist ausgemacht, daß in Leipzig allein schon

Digitized by Google

Einwohner (Kuren, Liven, Esthen, während die einheimischen Deutschen Kur-, Liv-, und Esthländer heißen) ist nach dort üblicher Bezeichnung „undeutsch". Seit der russischen Herrschaft kam hiezu allmählig noch eine Zuwanderung aus Rußland, da und dort eine Vorstadtsbevölkerung ansetzend, meist aus den unteren Ständen, Gemüsegärtner, Fischer, Kleinhändler ꝛc., und daher ohne sprachlich bekehrenden Einfluß; der Esthe und Lette, wenn er eine unabhängige Stellung erlangt, strebt dem Deutschen nach, nicht dem Russen.[63] Ethnographisch nämlich sind jene ackerbauenden Einwohner nur Esthen und Letten; Esthen, dem finnischen Stamm angehörig und mit den Slawen ohne Verwandtschaft, in Esthland und der nördlichen Hälfte von Livland, Letten im Süden Livlands und in Kurland. Auch in Ostpreußen finden sich Letten vor: es sind die Kuren auf der Landzunge am kurischen Haff. Im weiteren Sinn alsdann umfaßt der lettische Volks- und Sprachstamm auch die Litthauer mit; das dritte stammgenössische Volk, das noch dazu gehörte, waren die alten Preußen, deren Sprache nun verschollen ist. Der durchgehende Stammcharakter ist slawisch, die lettisch-litthauische Sprache jedoch stark mit andern Elementen durchzogen, was eine von Petersburg ausgegangene Forschung aus einer vermutheten alten Volksmischung mit den Gothen erklärt.[64]

mehr russisch gedruckt wurde, als in allen Städten der russischen Ostseeprovinzen zusammengenommen. Alle Bibliotheken des Landes bestehen blos aus deutschen und französischen Büchern, und nur die öffentlichen haben hie und da einen Anhang von russischen Schriften." (Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen oder Natur- und Völkerleben in Kur-, Liv-, und Esthland, von J. G. Kohl, Dresden und Leipzig, 1841, 2. Band, S. 362 und 63.)

63 Kohl in derselben Schrift, Band 1, S. 413 ff., bemerkt darüber: „Nicht nur an ihren Edelhöfen nahmen die Besitzer viele Bauern, die sie ein Handwerk oder eine Kunst lernen ließen, als Schmiede, Tischler, wie auch als Bediente, Haus- und Hofmeister ꝛc. auf, sondern auch auf eigene Hand siedelten sich viele Freigelassene in den Städten des Landes als Handwerker, Krämer, und Wirthsleute an, die dann alle eine mehr oder weniger deutsche Bildung annahmen ..... Man nennt sie im Land „Halbdeutsche" ..... Nach wenigen Generationen verliert sich der lettische oder esthnische Anstrich ganz aus solchen verdeutschten Familien, und sie werden dann vollkommen zu den deutschen Bürgern gezählt."

64 Christian Gottlieb v. Arndt („Über den Ursprung und die verschiedenartige Verwandtschaft der europäischen Sprachen, nach Anleitung des russischen

Digitized by Google

Litthauer, außer denen im vormaligen Großfürstenthum, das nun russisch ist, wohnen noch im nördlichsten Theile von Ostpreußen; die ethnographische Gränze beginnt bei Labiau, läßt jedoch eine Menge deutscher Sprachinseln nördlich von sich, und zieht in der Richtung von Goldap ostwärts, in Ostpreußen Litthauer und Deutsche, im Nachbarreiche, oberhalb Suwalki und Grodno, Litthauer und Polen scheidend. Nach dem Süden zu, vom Mauersee an, schließt Ostpreußen auch polnische Volkstheile in sich; der Kern des Landes aber ist deutsch, verstärkt noch im vorigen Jahrhundert durch zwei größere Einwanderungen aus Oberdeutschland: 1720 und in den folgenden Jahren, nach der verheerenden Pest von 1710, durch Schweizer, Franken, Pfälzer ꝛc., und 1732 durch flüchtende Salzburger evangelischen Glaubens, 15- bis 16,000 an der Zahl, denen Friedrich Wilhelm I. eine Freistätte bot. Verhältnißmäßig zahlreicher sind die slawischen Elemente in Westpreußen, nicht blos nach der polnischen Gränze hin, sondern auch gegen Westen, mit einer Abzweigung nach Pommern hinüber; da jedoch von Thorn abwärts beide Weichselufer, das rechte mit einer Unterbrechung bei Graudenz, ethnographisch deutsch sind, so bilden die Kassuben, Wenden, und Pommerinken eine rings umfaßte Sprach-

allgemeinen vergleichenden Wörterbuchs", Frankfurt a. M., 1827) führt zu Gunsten dieser Ansicht eine Anzahl „lettisch-germanischer Wörter" auf, worunter folgende: „Nacht, lettisch **Nakts**, **Naktis**, **Nakte**, im Mösogothischen **Nagts**; Mond, lett. **Menes**, **Menns**, mösogoth. **Mana**, **Mena**; Thüre, Thor, ltt. **Duris**, **Durvis**, mg. **Daura**; Gewalt, ltt. **Waldes**, **Waldetschina**, **Gwalt**, mg. **Waldawul**; Mund, ltt. **Mutte**, mg. **Munths**, angelsächsisch **Muth**; Kind, ltt. **Bärns**, **Bers**, **Bernelis**, mg. **Barns**, im Schwedischen, Dänischen, Friesischen **Barns**, im Niederdeutschen **barn**, geboren; Tochter, im litthauischen Dialekte **Dukte**, im eigentlich Lettischen **Malte** (Mädchen); Sohn, im litth. Dial. **Sunus**, im Mösogoth. **Sunus.**" (Aber könnte nicht z. B. das Wort **Gwalt** zur Deutsch-Ordens-Zeit in das Lettische gekommen seyn?) Mit dem Lateinischen und Mösogothischen treffen zusammen: „Mann, ltt. **Wirs**, **Wiras**, lat. **Vir**, mg. **Wairs**; Zahn, im litth. Dial. **Dunins**, lat. **Dens**, mg. **Tunins**; Ohr, ltt. **Ausis**, **Ause**, lat. **Auris**, mg. **Auso.**" Der Verf. weist zugleich auf die Stelle bei Tacitus, wo dieser im Zweifel ist, ob er die Peuciner oder Bastarner zu den Germanen rechnen soll, gleich darauf aber bemerkt, daß sie in Sprache, Tracht, und häuslichen Gebräuchen sich germanisch anließen (ut Germani agunt); die Annahme einer Volksmischung würde diesen Widerspruch lösen.

Digitized by Google

inſel, gleichwie die Wenden oder Serben in der Ober- und Niederlauſitz.[65]

Der noch übrige Theil der ethnographiſchen Nordgränze, von den Kaſſuben am linken Weichſelufer an bis wieder nach Grevelingen bei Calais, von wo im Weſten unſere Ueberſicht ausgieng, ſtößt beinahe durchgehends an die See; nur im Herzogthum Schleswig iſt es eine Landgränze.

Was die dem Küſtenland vorliegenden Inſeln betrifft, ſo iſt Rügen an der pommerſchen, ſo wie Fehmern an der holſteiniſchen Küſte, letzteres übrigens politiſch mit Schleswig verbunden, ethnographiſch deutſch, während Alſen an der ſchleswigſchen, mit Ausnahme von Auguſtenburg und Umgebung, dem Deutſchthum fremd iſt. Eine vereinſamte deutſche Bevölkerung, urſprünglich eine holländiſche Kolonie, jetzt aber das Niederdeutſche mehr nach baltiſcher Mundart ſprechend, hat die kleine Inſel Amak inne, gegenüber von Kopenhagen. Die zahlreichen Eilande an der Weſtküſte von Schleswig, obwohl theilweiſe zu Jütland gezählt und dem Stiftsamte Ripen untergeben,[66] ſind von Süderoog bis Romöe hinauf, die Nordſpitze von Sylt abgerechnet, ausſchließlich deutſch; auf den ſüdlichen wird ſächſiſche, auf den nördlichen frieſiſche Mundart geredet. Zu Schleswig gehörte vordem, 1217 bis 1808, auch Helgoland; (vor 1217 gehörte es zu Holſtein;) 1808 wurde die Inſel von den Engländern weggenommen, und 1814 von Dänemark, als däniſches Beſitzthum, an ſie abgetreten. Die Helgoländer ſind Deutſche. Deßgleichen ſind die Inſeln längs der Küſte, die ſich vom Ausfluß der Elbe bis zur Scheldemündung erſtreckt, deutſchen Volksthums.

Auf dem Feſtlande von Schleswig zieht ſich die deutſche Sprach-

[65] Für die Provinz Preußen ergab die Volkszählung von $18^{61}/_{62}$, das Militär mit 32,834 Mann nicht eingerechnet, 2,006,178 Deutſche und 827,854 Nicht-Deutſche. Pommern zählt nur 3677 Nicht-Deutſche neben 1,365,292 Deutſchen; wendiſch Redende kommen auf Schleſien 32,357 und auf Brandenburg 49,875.

[66] Ripen iſt der Sitz eines Bisthums, das von Otto I. 946, nach ſeinem Sieg über den Dänenkönig Harald Blaatand, geſtiftet wurde. In das Stiftsamt Ripen gehört, außer dem weſtlichen Theile der Inſel Föhr, der nördlichen Ecke von Sylt, und dem Süden von Romöe, auch die Inſel Amrom, obgleich ſie näher an der Eider, als an der Königsaue liegt.

Digitized by Google

gränze in der Richtung Tondern-Glücksburg quer herüber; nördlich von dieſer Linie iſt die Grundſchichte der Bevölkerung deſſelben Stammes, wie in Jütland, und nur in den Städten, da mehr, dort minder ſtark, von deutſchen Beſtandtheilen überragt; reindeutſch iſt ſogar hoch im Norden Chriſtiansfeld. Mehr als die Hälfte der Schleswiger, ſey es durch Geburt oder Bildung, gehört dem Deutſchthum an.[67] Zwiſchen der Eider und Schley, auch noch ein Stück weit jenſeits der letzteren, iſt die Bevölkerung ſächſiſch, wie in Holſtein; hier gründete Heinrich I., die deutſche Reichsgränze von der Eider nach der Schley vorrückend, die Markgrafſchaft Schleswig. Dieß iſt der ungemiſcht deutſche ſüdliche Theil. Von da an der Weſtküſte aufwärts, von Huſum bis Tondern, ſitzt ein frieſiſcher Stamm; ihm gegenüber nach der öſtlichen Küſte zu, an der oberen Treene bis zur Landſpitze von Glücksburg, zwiſchen Flensburg und Kappeln, beide Städte nicht mitgerechnet, ſind die Pathen des Namens England anſäßig: die Angeln, deren Mundart der flämiſchen Schriftſprache nahe kommt.[68] Frieſen, Angeln, und

[67] K. J. Clement (Strickers Germania, 2. Bd., 1848, S. 353 und ff.) rechnet auf eine Geſammtzahl von (damals) 350,000 Schleswigern nicht weniger als 258,750 Deutſche, und zwar: 70,000 Frieſen, (14,300 Inſel- und 55,700 Feſtlandsfrieſen, unter jenen 5,300, unter dieſen 25,700 mit ſächſiſcher Mundart,) außer den Frieſen aber 148,750 Deutſche als Landbevölkerung, und 40,000 weiter in den Städten und Flecken (in Flensburg 14,000, in der Stadt Schleswig 12,000). Ungefähr um dieſelbe Zeit fand eine däniſche Berechnung 25,000 Frieſen, 125,000 andere Deutſche, und 180,000 Dänen (d. h. Jüten) in Schleswig. Die richtige Verhältnißziffer der deutſchen zu den jütiſchen Schleswigern, die Anhänger der deutſchen Schriftſprache dabei den erſteren beigezählt, dürfte die von 11 zu 7 ſeyn.

[68] Der Fläminger Vandenhoven ſagt über das Angelſche: „Le dialecte qu'on parle dans l'Anglie *(Angelen)* entre Flensbourg et Sleswig, ne peut former une division spéciale: c'est presque du flamand littéraire.“ Einige rechnen auch Flensburg noch mit zu Angeln; Kutſcheit weiſt es der ſächſiſchen Mundart zu; für die Frage des Deutſchthums macht das Eine oder Andere keinen Unterſchied. Theilweiſe übrigens iſt das angelſche Sprachgebiet eine deutſche Zurückeroberung gegenüber eingedrungenem Dänenthum. „**In Angeln** — ſo lieſt man bei Firmenich („Germaniens Völkerſtimmen“) in angelſcher Mundart ſelbſt — **is de öbergang von dat Dütſche in dat Dän'ſche. Süden von de Slie ſprikt keen Minſch dän'ſch, un nohren von de Flensburger Wyk ſprikt man keen Dütſch. In Angeln verſteit man beide Sprooken, un de nohrer Hälfte kann ock beide Sprooken ſpreken, utnoahmen en Deel von de junge Lüde. Daogegen**

Sachsen, urdeutsche Stämme, sind auch die geschichtlich ältesten Insaßen dieses Landes; sie waren vor den Jüten da, welche erst von Norden her in die Lücke einrückten, die der angelsächsische Wanderzug nach England hinter sich ließ. Zwischen den schleswigschen Friesen und Angeln nun, in dem Raum eines Dreiecks, dessen Basis mit in die Linie Tondern-Glücksburg fällt, während die Spitze sich den Sachsen im schleswigschen Süden zukehrt, auf einem Boden, wo in der Vorzeit Friesen und Angeln wohl unmittelbar aneinander gränzten, wohnt eine früher jütische oder gemischte Bevölkerung, bei der im Lauf der Jahre allmählich das Deutsche die Oberhand erhielt, und als gangbare Kirchen- und Schulsprache schon eine alte Errungenschaft war, lang ehe man in Kopenhagen an eine Zwangsmaßregel der Verhinderung dachte. Um diese Bevölkerung hauptsächlich, wenn auch nicht ausschließlich, dreht sich der schleswigsche Sprachenstreit. Sie selbst, wie der Augenschein lehrt, da sonst von der andern Seite kein Zwang erforderlich wäre, zieht das Deutsche vor, und zwar deßhalb, weil es ihr örtlich näher und zum Verständniß nicht viel ferner liegt, als das Dänische, in Handel und Wandel aber weitaus förderlicher ist. Dänische Schriftsprache müßte sie eben so wohl erst erlernen. Das Jütische in Schleswig nämlich, auch noch in der Westhälfte von Jütland selbst, fällt keineswegs mit dem Dänischen in Eins zusammen, sondern weicht in wesentlichen Stücken davon ab;[69] so

sind in de süder Deel man enige ole Lüde, de dän'sch spreken könen. De Stadt Flensburg is meistlo gans dütsch ..... De dütsche Slääde langen wieder henaf naoh't nohren, as de dütsche Dörper. De dütsche Spraok bredet sik in Angeln immer mehr ut, un dat Dän'sche rittereert naoh nohren to. Kaspeln, wo vär föftig Jaahr bienaoh inter Dän'sch spraoken worr, sind nu meistlo gans dütsch word'n; tum Biespil: Alsbye, Jaoirup, Thumbye, Loel. De dütsche Spraok is nich alleen dör de Hannel mit de Dütschen, de is ock dör Kaarken un Scholen, de aallohopen dütsch sind, väber dat Dän'sche her worden; daobor hett dat angelsche Dütsch vel hochdütsche Wörer in sick opnaohmen.“ (Wyk — Bucht; ole — alte; langen wieder — reichen weiter; rittereert — retirirt, weicht zurück; Kaspeln — Kirchspiele; Kaarken — Kirchen; aallohopen — allesammt.)

[69] Nach Clement hat das Plattdänische, wie er das Jütische nennt, im Herzogthum Schleswig und in der Westhälfte Jütlands manche friesische Bestandtheile in sich aufgenommen. Der Jüte und der Ostseedäne verstehen einander kaum. Einerseits ist dem Jütischen eine Menge der gangbarsten dänischen Wörter fremd und unbekannt, wie z. B. usädvanlich, ungewöhnlich; stadfäste,

Digitized by Google

unter Anderm darin, daß es den Artikel dem Hauptworte vorsetzt, wie es die Deutschen, nicht ihn dem Hauptworte hinten anhängt, wie es die Dänen thun. (Jütisch z. B.: ä Manj, der Mann, dänisch: Manden; jüt. ä Barn, das Kind, dän. Barnet.) Ebenso nähert sich das Jütische dem Deutschen in der Bildung des Passivs der Zeitwörter vermittelst vär, wird; das Dänische seinerseits gebraucht hiebei nicht ein Hilfszeitwort, sondern fügt als Endung ein s an. (Dän. jeg elsker, ich liebe; jeg elskes, ich werde geliebt.) Selbst eine Schriftsprache zu seyn, ist für das Jütische unthunlich; in der Wahl zwischen den zwei Schriftsprachen also, deren Gränznachbar der Jüte ist, hat sich das jütische Fortschrittselement für die deutsche entschieden, welche, als ungleich weiter verbreitet, den Eingang in eine größere Welt eröffnet, als das Dänenthum. Altherkömmlich war bis zu dem dänischen Sprachenzwang für

bestätigen; Oprindelse, Ursprung; nägte, leugnen; Legemet, der Leib; färskilt, getrennt; Fremskridt, Fortschritt; Hykleri, Heuchelei; naar, wenn und wann; Kundskab, Kenntniß; aldrig, niemals; elske, lieben; Dyd, Tugend; sjensynlich, augenscheinlich; mätte, sättigen; umättelig, unersättlich; Ihukommelse, Erinnerung; danne, bilden; Dannelse, Bildung; Läge, Arzt; färdeles, besonders; sandselig, sinnlich; Modsigelse, Widerspruch; Ugudelighed, Gottlosigkeit ꝛc. ꝛc. Anderseits sind in das Jütische viele rein hochdeutsche Wörter übergegangen, wie: gerecht, allwissend, witzig, hitzig, demüthig, dauerhaft, Laster, wahrhaftig, Absicht, Hinsicht, Zweck, allgemein, Gedächtniß, Fortschritt ꝛc.; oder nur wenig umgeändert, wie: vergängele, vergänglich — grünele, gründlich — Auergewicht, Übergewicht — geneegt, geneigt — sinnele, sinnlich — Grundsatze, Grundsätze ꝛc. Als Sprachprobe wird von Clement das Gleichniß vom Säemann aus dem Ev. Matth. (Kap. 13) jütisch und dänisch neben einander gestellt; Vers 2 und 3 lauten wie folgt:

Jütisch.

2. Aa deer sammelt sä müe Folk te ham, saa at han triin i ä Skip, aa sott, aa ailt (altj) Folk sto ve ä Kaint (Kantj). 3. Aa han sooi te dem oll slau i Gleichnisser, aa sooi: deer gik en Karl u te saa.

Dänisch.

2. Og meget Folk forsamledes til ham, saa han steg i Skibet, og satte sig, og alt Folket stod paa Strandbredden. 3. Og han talede meget til dem ved Lignelser, og sagde: see, en Sädemand gik ud at saae.

Deutsch.

2. Und es versammelte sich viel Volkes zu ihm, also, daß er in das Schiff trat, und saß, und alles Volk stund am Ufer. 3. Und er redete zu ihnen mancherlei durch Gleichnisse, und sprach: siehe, es gieng ein Säemann aus, zu säen.

Digitized by Google

228,000 Schleswiger das Deutsche, für 142,000 das Dänische die Kirchen- und Schulsprache gewesen; von Regierungs wegen sprach man nun 46 Kirchspielen mit 56,000 Einwohnern das Deutsche ab, und drängte ihnen gegen ihren Willen dänische Predigt und Schule auf. In Betracht, daß man nicht blos innerhalb der Schule lernt, sondern auch außerhalb derselben im Weltverkehr, und daß die Motive, aus denen jene Vorneigung für das Deutsche hervorgieng, nach wie vor bestehen bleiben, ist Das schwerlich der Weg zu einem dauerhaften Erfolg. Die Sprachverhältnisse in Schleswig haben sich aus der Natur der Dinge entwickelt; es gibt keine Regierungsmaßregel, die im Stand wäre, aus dem Dänischen eine Sprache ersten Rangs zu machen, wie es die deutsche ist.

Auf mehreren Punkten, wie man sieht, ist das deutsche Sprachgebiet in Verringerung begriffen oder mit Verringerung bedroht. In Schleswig zur Zeit noch nicht, aber an den westlichen Enden und im südlichen Tyrol weicht die ethnographische Gränze rückwärts; auch in Ungarn und Siebenbürgen verliert das Deutschthum fortwährend an Boden. Im 15. Jahrhundert, als Aeneas Sylvius die Worte schrieb, die als Motto am Eingang dieses Kapitels stehen, war noch deutsches Vorrücken die Regel; jedoch überschätzt er theilweise die von ihm bewunderte Ausbreitung. Denn einerseits war die Begränzung durch Rhein und Donau nicht gleichzeitig mit der durch die Weichsel und die Marken des späteren Ungarns; das deutsche Urgebiet war größer; jener Raum wäre zu enge gewesen für die Anschwellung der deutschen Völkerflut, die nachher das römische Reich überschwemmte. Auch nennt Tacitus deutsch redende Völker noch jenseits der Weichsel, übereinstimmend mit dem älteren Zeugnisse des Massiliers Pytheas, welcher um 350 v. Ch. an der Bernsteinküste war und sie von Deutschen bewohnt fand; nachmals, und zwar noch unmittelbar vor dem Einbruche der Hunnen, erstreckten sich deutsche Stämme bis an das Schwarze und Asow'sche Meer. Auf der andern Seite war die Eroberung Galliens und Italiens, der pyrenäischen Halbinsel, Englands ꝛc., da ihr schließlich ein Aufgehen der Sieger in neu entstehenden Nationalitäten folgte, nicht sowohl ein Gewinn, als vielmehr ein Verlust für das deutsche Volksthum. Die Geschichtschreibung

Digitized by Google

hat sich gefallen in dem Bilde, wie durch diese „Barbaren" dem alternden Romanenthum wieder frisches und unverdorbenes Blut in die Adern gegossen ward; indeß je stärker die Blutsveredlung, um so mehr war der Aufwand dafür eine Abgabe heimischer Kräfte, eine Beisteuer zum Aufschwung künftiger Gegner. Ueberdies zog das deutsche Vordringen in die Römerwelt, mit Gründung zum Theil weit entlegener Neugebiete, in entsprechendem Maß einen Gebietsverlust im Rücken nach sich. Als unter Karl dem Großen die deutsche Nation, nun im fränkischen Reiche geeinigt und nur noch durch die Sachsen zu ergänzend, auch gegen Nordost wieder Front machte, fand sie hinter den Sachsen, bis an die Mittelelbe und längs dem rechten Saalufer hinauf, slawisch-wendische Völker nachgerückt, also ihr altes Gebiet wesentlich verkleinert. Auch noch unter den sächsischen Kaisern lief die wendische Sprachgränze von Wagrien aus, dem östlichen Küstenlande Holsteins nebst dem Travegebiet, an den Obotriten und Polaben vorüber nach der Elbe herab, stieß zwischen Hamburg und Lauenburg auf den Strom selbst, folgte seinem rechten Ufer bis zur Mündung der Saale, ließ deren linkes Ufer deutsch, und zog sich dann querüber östlich gegen Böhmen hin; ja ein Stück Wendenland, ob auch geringen Umfangs, lag sogar weit unten links der Elbe, um Salzwedel herum, zwischen Lüneburg und Stendal, — nach dem Chronisten Helmold (übrigens nicht einem zeitgenössischen Zeugen, da er bis 1170 schrieb) eine wendische Errungenschaft aus dem großen Aufstande von 983, ursprünglich aber vielleicht schon von den Sachsenkriegen Karls des Großen her, welcher namentlich 804 die Wenden im Rücken Sachsens als Helfer benützte, — ein in das alte Sachsenland einspringender Winkel, von dem nachher die Markgrafschaft Brandenburg ausgieng. Es waren Jahrhunderte nöthig, um das alte Gebiet wieder zurückzugewinnen. Unterwerfen konnte das Schwert, und Dies that es auch, wiewohl nicht ohne Zwischenzeiten des Umschlags; den ethnographischen Erfolg aber, den Sieg deutscher Sprache und Bildung, errangen die Waffen des Friedens: — das deutsche Talent für großartige Ansiedlung, die Ueberlegenheit deutschen Bürgerthums,[70] der deutsche Einfluß der Kirche. Das

[70] Städte hatten die Wenden auch; an der Seeküste trieben sie einen ausgebreiteten Handel; dessenungeachtet fällt die Blüte des Städtewesens, auch in

Schwert führten zunächst die Markgrafen als Hüter der Gränze, die Vorkämpfer für den ständigen Krieg; in besondern Fällen bot der Kaiser ein Reichsheer auf. Um besser zu vertheidigen, griff man auch an, denn die Markgrafschaft galt als ein Anrecht auf Eroberung; wichtige Punkte auf gewonnenem Boden befestigte man, d. h. man erbaute Burgen, was schon eine Art von Ansiedlung war; hatte man solchergestalt einen Landstrich hinlänglich gesichert, so schob sich die Mark und der Gränzkrieg wieder um ein Stück Landes weiter vor. Die Markgrafschaften erstreckten sich längs jener ganzen Gränze, und zwar als Neugebiet jenseits derselben, von der Gegend um Salzwedel bis in die Nähe des Erzgebirgs; von Lüneburg nordwärts, den Polaben und Obotriten gegenüber, versahen die Herzoge von Sachsen den Markgrafenberuf; die von Heinrich I. errichtete Mark Schleswig, so lange sie bestand, (Konrad II. gab sie 1026 auf,) war eine Ergänzung dieser Reihenfolge. Hinter den Lanzen der Markgrafen drein fand denn auch deutsche Ansiedlung ihren Weg; jedoch beschränkte sie sich keineswegs auf die Marken, sondern drang auch in die weiter vorliegenden Länder ein, deren Besitz, wie in Pommern und Mecklenburg, wendischen Fürstenhäusern verblieb. Das deutsche Bürgerthum war dem wendischen überlegen, weil es politisch mündiger war; — durch freies Aufstreben, Gewöhnung an Rechte, Erkenntniß und zähes Festhalten der Korporationsmacht. Von der Kirche gieng ein deutscher Einfluß aus, insofern jedwedes neue Bisthum, das einem deutschen Erzstuhl untergeben wurde, damit mittelbar auch in einen Zusammenhang mit Deutschland eintrat. Daß z. B. das 973 errichtete Bisthum Prag in die Erzdiözese Mainz gehörte, war eine kirchliche Anknüpfung an Deutschland; die Bischöffe von Riepen und Aarhuus in Jütland, vermittelst der Stiftung durch Otto I. gleich dem von Schleswig dem Erzbisthum Hamburg zugetheilt, erschienen 948 auf der deutschen Synode zu Ingelheim, der Riepener mit dem Schleswiger 1005 in Dortmund, und wurden erst durch das

Betreff des Handels, erst in die Zeiten der deutschen Bevölkerung. Von Stettin z. B. führt Barthold in seiner „Geschichte der deutschen Städte und des deutschen Bürgerthums“ an, daß die dortige „deutsche Gemeinde, im Jahr 1187 nur geduldet, alsbald den Sitz des pommerschen Verkehrs in ihre neue Umwallung zog.“

Digitized by Google

Erzbisthum Lund (1103) gänzlich entfremdet; das von Otto II. gegründete Bisthum Posen, als es 1035 aus dem erzbischöfflichen Sprengel von Magdeburg in den Gnesener übergieng, fiel damit auch aus dem Zusammenhange mit Deutschland heraus. Der deutsche Metropolitanverband war ein Mittelpunkt deutscher Entwicklung. Waren doch die Bischöffe und Erzbischöffe Deutschlands ja zugleich Landesherren und Reichsfürsten, Theilhaber im Rath und im Feldlager! Es liegt auch gleichsam eine Schlachtordnung in der Art, wie man die neuen Bisthümer im wendischen Gränzland aneinander reihte. Das älteste derselben, 946 gestiftet, ist Havelberg; 949 folgte Brandenburg; 952 Oldenburg in Wagrien, an der nordöstlichen Spitze Holsteins, der Insel Fehmern gegenüber; 968 kam die Reihe an Merseburg, Zeitz (später Naumburg) und Meißen; 992 wird erstmals ein Bischoff von Mecklenburg genannt;[71] dann wieder, um 1050, ein Bisthum Mecklenburg als neu gegründet, also nach einer Zwischenzeit des Verfalls, nebst einem neuen Bisthum Ratzeburg; durch Heinrich den Löwen endlich, nun auf die Dauer, werden die Bisthümer Ratzeburg, Oldenburg (mittlerweile eine Zeit lang Eutin), und Mecklenburg wieder frisch aufgerichtet: — Ratzeburg 1154, Oldenburg und Mecklenburg, mit Verlegung nach Lübeck und Schwerin, 1163 und 1170. Die Jahreszahlen der Stiftung und Erneuerung bezeichnen die Stufenfolge, in der man vorwärts kam. Wie man die Marken allmählig erweiterte, legt sich beispielsweise an den Fugen der Bestandtheile dar, aus denen Churbrandenburg zusammenwuchs: — die Altmark, früher die Nordmark Sachsen, mit Salzwedel und Stendal, gehörte noch dem linken Elbufer an; die Vormark, auch die Priegnitz genannt, hatte schon die Havelmündung hinter sich; die Mittelmark, um Berlin gruppirt, und die Uckermark, mit Schwedt und Prenzlau, erreichten die Oder; die Neumark, mit Küstrin und Landsberg, dehnte sich jenseits aus. Der Erwerb des Hauptlandes fand 1147 bis 1162 statt; die Vergrößerung durch die Uckermark 1251, durch die Neumark 1220 bis 1267. Über das jeweilige Vorschieben der Sprachgränze hat man natürlich derartige Ziffern nicht; ein ethnographisches Wann und Wo

[71] Bischoff Raginbrat, als mit andern Kirchenhäuptern der Einweihung einer Kirche in Halberstadt beiwohnend.

fällt nicht so ins Auge, wie eine äußere Veränderung, die sich einem bestimmten Jahr, oft sogar einem Monatstag anheftet. Langwierige Übergänge vollziehen sich unmerklich, bis ein Ergebniß fertig ist; dann aber ist es eben da und wird von den Zeitgenossen dafür angesehen, daß es sich von selbst verstehe. Abgelegene Landschaften (unmerklich im Raume, wie ein langsamer Übergang in der Zeit) entziehen sich dem Blick ebenfalls; der Gesammteindruck, den man empfieng, muß ein deutscher gewesen seyn, sobald Heerstraße und Fahrwasser, d. h. die Stationen davon deutsch waren. Im 15. Jahrhundert, scheint es, ist auf dem ehemals wendischen Boden die Ausbreitung des Deutschthums bereits alt genug, daß Aeneas Sylvius nicht hierin, sondern nur in dem großen deutschen Ordensstaate einen deutschen Fortschritt sieht und bewundert; jene übrigens verdiente es eben so gut, wie dieser, und beide zusammen, ethnographisch betrachtet, verdienten es mehr, als der Einbruch in die altrömischen Kronländer und die Stiftung germanischer Reiche daselbst, welche zwar weithin glänzte, das deutsche Volksthum ihrer Stifter aber zuletzt auffog.

Eine ethnographische Absicht hatte man mit den Wenden nicht gehabt; dieser Erfolg kam von selbst. Es war nicht ein Rassenkampf, den man unternommen hatte, sondern ein Religionskrieg. Nach den Begriffen der Zeit war es Christenpflicht, einen heidnischen Nachbar zu bekehren, und Dies that man am liebsten mit dem Schwert; ohnehin galt Widersetzlichkeit als eine Auflehnung gegen den Himmel, die man züchtigen mußte. Nach dieser Auffassung war ein heidnischer Nachbar schlechtweg ein Feind; er wurde es doppelt, da er das Verhältniß gleichmäßig so nahm und den Bekehrungseifer mit finsterem Hasse vergalt. Christ und Heide bekämpften einander, auch wenn sie gleichen Stammes waren. So hatte der Franke den Sachsen bekämpft; so griff der christliche Pole seinen heidnischen Stammesbruder in Pommern an. Letzteres Land nämlich wurde von Polen aus bekehrt, durch Boleslaw III., und dabei trotz der slawischen Stammesverwandtschaft nahezu in eine Wüste verwandelt. Religionskriege, gleich den Kämpfen politischer Parteiung, pflegen grausam zu seyn; auch sind die geschichtlichen Quellen einhellig in Schilderungen der Zerstörungswuth, die den

Digitized by Google

Kampf begleitete,[72] der Verödung und Menſchenleere, die er zurückließ.[73] Was das Schwert etwa verſäumt hatte, holte der Hunger

[72] Helmold (chronicon Slavorum et Venedorum) ſchreibt Dies vorzugsweiſe den Slawen zu. Fuit praeterea, bemerkt er in Bezug auf ſeine eigene Zeit, Slavorum genti crudelitas ingenita, saturari nescia, impatiens ocii, vexans terrarum adjacentia terra marique. Quanta enim mortium genera Christicolis intulerint, relatu difficile est, cum his quidem viscera extorserint, palo circumdantes, hos cruci affixerint, irridentes signum redemptionis nostrae. Wo ein Rückſchlag des Heidenthums die Oberhand gewann, wurden regelmäßig die chriſtlichen Städte zerſtört, die Bewohner niedergemetzelt oder in die Sklaverei verkauft, die Prieſter insbeſondre erſt gemartert, ehe man ſie umbrachte; ob der Chriſt Wende oder Deutſcher war, machte dabei keinen Unterſchied. So war der heidniſche Aufſtand von 1066 zunächſt gegen den obotritiſchen Fürſten Gottſchalk gerichtet, der, früher ſelbſt ein Chriſtenverfolger, ſich als Bekehrter auch in einen Bekehrer verwandelt hatte; Gottſchalk wurde ermordet, ſeine Gemahlin, eine Prinzeſſin von Dänemark, mit den andern Weibern nackt ins Weite gejagt, der Biſchoff von Mecklenburg mit abgehauenen Händen und Füßen auf die Gaſſe geworfen, ehe man ihm den Kopf abſchnitt, um ihn dem Götzen Radigaſt zu opfern ꝛc. Slavi rebellare parantes, erzählt Helmold, primo omnium Godescalcum interfecerunt. Passus est autem in urbe Leontio, quae alio nomine Lenzin dicitur, 7. idus Junii, cum Presbytero Eppone, qui super altare immolatus est, et aliis multis tam Laicis quam Clericis, qui diversa pro Christo pertulerunt supplicia. Ansuerus Monachus et cum eo alii apud Racesburg lapidati sunt. Idibus Iulii passio eorum occurrit ..... Ioannes Episcopus senex, cum caeteris Christianis in Magnopoli, id est Meckelenburg, captus, servabatur ad triumphum. Ille ergo pro confessione Christi fustibus caesus. Deinde per singulas civitates Slavorum ductus ad ludibrium, cum a Christi nomine flecti non posset, truncatis manibus ac pedibus corpus ejus in platea projectum est. Caput vero desectum, quod barbari conto praefigentes in titulum victoriae Deo suo Radigasto immolaverunt. Haec in metropoli Slavorum Rethre gesta sunt, IV. idus Novembris ..... Filia regis Danorum apud Mykelenburg, civitatem Obotritorum, nuda demissa est cum caeteris mulieribus ..... Et Slavi quidem victoria potiti totam Hammenburgensem provinciam ferro et igne demoliti sunt; Sturmarii et Holsati fere omnes aut occisi, aut in captivitatem ducti. Castrum Hammenburg funditus excisum, et in derisionem salvatoris nostri etiam cruces a paganis truncatae sunt. Ipso eodemque tempore Sleswich, quae slavico nomine Hadibo dicitur, civitas opulentissima atque populosissima, ex improviso barbarorum incursu funditus excisa est. Itaque omnes Slavi, facta conspiratione generali, ad paganismum denuo relapsi sunt, eis occisis, qui perstiterunt in fide. Von dieſer Art waren die wendiſchen Aufſtände insgeſammt.

[73] Die Entvölkerung wird von Helmold ausdrücklich als der Grund

Digitized by Google

nach; ganze Landſtriche ſollen entvölkert gelegen ſeyn. Glaublich genug, wenn man erwägt, daß dieſe Gegenden überhaupt, nach unſerm heutigen Maßſtabe wenigſtens, nicht eben dicht bewohnt, und daß ſie um ſo bälder entvölkert waren, als in der Regel noch jeder Waffenfähige mit in den Kampf zog. Die Verödung, da ein ungebauter Boden keine Einkünfte abwarf, ließ das Bedürfniß neuer Anſiedelung empfinden; die neuen Anſiedler aber, gleichviel, ob in Stadt oder Landſchaft, waren Deutſche, als Einwanderer geſucht und herbeigerufen. „Fläminger und Holländer, Sachſen und Weſtfalen" zählt Helmold auf an einer Stelle, wo er einen Fürſten der Obotriten bitterlich klagen läßt, daß „die gewaltthätige Macht des Herzogs" (es iſt Heinrich der Löwe gemeint) ihnen das Land ihrer Väter entfremdet und mit unwendiſchem Volk aller Art beſetzt habe.[74] Die deutſchen Gränzkämpfer, deren Zugriff

angeführt, warum man ſich nach Einwanderern umſah. Graf Adolf von Holſtein berief neue Anſiedler nach Wagrien, „weil das Land verlaſſen war"; Markgraf Albrecht der Bär in ſeine Marken, „weil es mit Slawen allmählig auf die Neige ging" (ſ. die lateiniſchen Worte Helmolds im Zuſammenhang in der nächſtfolgenden Anmerkung). In Bezug auf Pommern ſchreibt ein pommerſcher Chroniſt, der zwar erſt dem 16. Jahrhundert angehört, Thomas Kanzow († 1542), man habe aus Noth Deutſche ins Land fordern müſſen, weil es bei der Neuheit des Chriſtenthums (um 1150) an einheimiſchen Prieſtern gefehlt habe, „vnd nicht allein darumb, ſondern ook deshalffen, dat de ſtede vnd dat land vhaſt verwüſtet was, dorch vele krich, ock dorch wechfohrent der pamern, de hertoch Bolislaff van Palen gedhan hedde." Wie es in den Obotritenländern und deren Nachbarſchaft zur Zeit Heinrichs des Löwen ausſah, ſchildert Helmold wie folgt: Omnis ergo terra Obotritorum et finitimae regiones, quae pertinent ad regnum Obotritorum, assiduis bellis, maxime vero hoc novissimo bello, tota in solitudinem redacta est ..... Si quae Slavorum extremae remanserant reliquiae, propter penuriam et agrorum desolationes tanta inedia confecti sunt, ut congregatim ad Pomeranos sive ad Danos confugere cogerentur, quos illi nihil miserantes Polonis, Sorabis, atque Boemis vendiderunt. Daß obotritiſche Flüchtlinge von Pommern, bei denen ſie Schutz ſuchten, an Polen, Sorben, und Böhmen, alſo von Stammesgenoſſen an Stammesgenoſſen verkauft wurden, iſt denn allerdings ein Zug von Mitleidsloſigkeit, wie ſie Helmold mit der crudelitas ingenita meinte.

[74] Notum est omnibus vobis, heißt es dort, quantae calamitates et pressurae apprehenderint gentem nostram, propter violentam ducis potentiam, quam exercuit in nos, et tulit nobis hereditatem patrum nostrorum, et collocavit in omnibus terminis ejus advenas, scilicet Flamingos et

Digitized by Google

allerdings rückſichtslos war, ſahen in deutſcher Anſiedelung natürlich zugleich eine beſſere Sicherung neudeutſchen Gebietes; allein auch wendiſche Fürſten, bei denen ein ſolches Motiv wegfiel, in Pommern ſowohl als in Mecklenburg, zogen nicht minder eifrig deutſche Anſiedler an ſich, alſo offenbar, gleichwie die piaſtiſchen Herzoge Schleſiens, im Intereſſe der Landeskultur. Nur in Hinterpommern (mit Pomerellen) blieb ein Schmoll- und Trutzwinkel übrig, der ſich gegen das Deutſchthum mißtrauiſch abſperrte;[75] dort, im heutigen Weſtpreußen, ſind denn auch noch weite Strecken von

Hollandos, Saxones et Westphalos, atque nationes diversas. Ähnlich verfuhr Albrecht der Bär, Markgraf von Brandenburg, von welchem Helmold ſagt: Ad ultimum, deficientibus sensim Slavis, misit Trajectum et ad loca Rheno contigua, insuper ad eos, qui habitant juxta Oceanum et patiebantur vim maris, videlicet Hollandos, Selandos, Flandros, et adduxit ex eis populum magnum nimis, et habitare eos fecit in urbibus et oppidis Slavorum. Der Chroniſt fügt namentlich bei, daß die Bisthümer Brandenburg und Havelberg dadurch ſehr gewannen, durch Vermehrung der Kirchen „und Zehnten", hat übrigens mit der Neubevölkerung im Ganzen ein viel weiteres Gebiet im Auge, denn er läßt holländiſche Einwanderer Landſchaften und Städte beſetzen „usque ad Saltum Bojemicum." Von dem Grafen Adolf von Holſtein, dem Gründer des neuen Lübecks, erzählt Helmold in Bezug auf Wagrien: Quia autem terra deserta erat, misit nuncios in omnes regiones, Flandriam et Hollandiam, Trajectum, Westphaliam, ut quicunque agrorum penuria arctarentur, venirent cum familiis suis, accepturi terram optimam, terram spaciosam, uberem fructibus, redundantem pisce et carne, et commoda pascuorum gratia. Dixitque Holsatis et Sturmariis: Nonne vos terram Slavorum subegistis, et mercati eam estis in mortibus fratrum et parentum vestrorum? Cur ergo novissimi venitis ad possidendum eam? Estote primi, et transmigrate in terram desiderabilem, et incolite eam, et participamini deliciis ejus, eo quod vobis debeantur optima ejus, qui tulistis eam de manu inimicorum. Ad hanc vocem surrexit innumera multitudo de variis nationibus, assumptisque familiis cum facultatibus venerunt in terram Wagirensium ad Comitem Adolfum, possessuri terram, quam eis pollicitus fuerat.

[75] Kanzow ſchildert Das, als ob er mit zugeſehen hätte; er denkt ſich dabei in die Stimmungen des 12. Jahrhunderts hinein, vermuthlich in Anlehnung an ähnliche, die noch zu ſeiner Zeit übrig waren. Als nämlich aus obgedachten Urſachen (Mangel an chriſtlichen Prieſtern und Verwüſtung des Landes durch Boleslaw, den Bekehrer) zahlreiche Deutſche ins Land gerufen wurden, „vnd de verwuſteden ſtede jnnhemen, vnd wedder vprichteden, vnd ſick duncken lieten, vele geſchickeder vnd beter ſyn als de Wenden, begunden ſe de Wende to

Digitized by Google

Kaſſuben und Wenden bewohnt. Die Annahme des Chriſtenthums war ihnen aufgezwungen worden; zur Annahme des Deutſchthums zwang ſie kein Menſch. Auf ethnographiſche Bekehrung hatte man es nicht abgeſehen. Das deutſche Bürgerthum inſonderheit ging ſo wenig darauf aus, daß es dem wendiſchen gegenüber ſich vielmehr ſtreng abſchloß. Ein Haupthebel der bürgerlichen Macht und Selbſtregierung lag damals in den Zünften, und eben in die Zünfte ließ man den Wenden grundſätzlich nicht zu; er war ſtatutengemäß gar nicht aufnahmsfähig. Im Verlaufe der Zeit haben ſich nachmals ohne Zweifel auch Wenden germaniſirt; vermittelſt jener Anſiedelungen aber kam gleich anfänglich das Deutſchthum maſſenhaft ins Land, nicht als Gedankending, ſondern in Fleiſch und Blut, bereits fertig, ſo zu ſagen als ein lebender Einfuhrartikel. Wie ungemein raſch eine Einwanderung feſtwurzeln und emporwachſen kann, wies das laufende Jahrhundert in Nordamerika auf, und zwar theilweiſe ebenfalls an Deutſchen, als welche nun einmal eine beſondere Begabung dazu habe... Wenn nun auf ehemals wendiſcher Erde der deutſche Anſiedler gedieh, ſeine Nachkommenſchaft anwuchs, und im Verhältniß damit der Pflug weiteren Boden verlangte, die Axt neue Lichtungen in die Wälder brach, ſo war Dies im Einzelnen ein gleicher Entwicklungsgang, wie ſpäterhin bei deutſchen Niederlaſſungen in der „neuen Welt“, und auch das Ergebniß ein gleiches, nämlich eine neue Bevölkerung von außen her. Einer Germaniſirung des Wenden bedurfte es hiezu nicht; dem deutſchen Bauer auf ſeiner Hufe war ſie unnöthig, wie dem deutſchen Bürger in ſeiner Zunft. Denke man ſich den Fall, in die Wallachei, als ſie, wie noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts, auf 900,000 Einwohner herabgekommen war, hätte ſich ein Strom deutſcher Einwanderung ergoſſen, wie er daheim zeitenweiſe

verachten vnd to verhaten, vnd makeden geſette, dat kein Wend tho eren Gilden edder wercken jn den ſteden ſcholde geſtadet werden, vnd ſollicks deden ſe thom vornehmeſten jn vorpamern.“ Den Hinterpommern aber, welche Solches ſahen, wurmte es „ſehre“, und der dortige Herzog Zubislaw „ſach ſampt ſyner Lantſhop mit allem fliete vor, dat nicht dorch jennige orſake de budiſchen ſick tho en jnnſchrodeden vnd macht by en kregen.“ In der Beſorgniß, das Deutſchthum möchte ſich einniſten und Macht bekommen, d. h. aus Furcht vor deutſcher Überlegenheit, entbehrte man lieber die Vortheile der Einwanderung für Landeskultur und landesherrliche Einkünfte.

Digitized by Google

als Auswanderung abfloß,[76] so wäre bis zur Sättigung des Raums, welcher das Vier- oder Fünffache an Einwohnern vertrug, der Antheil der Deutschen an der Volkszahl der Wallachei längst der überwiegende gewesen. So ungefähr mag es zugegangen seyn, daß die vormaligen Hauptgebiete des Wendenthums ethnographisch deutsch wurden. Der Raum für deutsche Einwanderung war da; ein dazu geeigneter Ueberschuß deutscher Bevölkerung, wie man aus dem Hinausströmen bis nach Livland und Siebenbürgen ersieht, ebenfalls; für den Zeitaufwand aber, anstatt einiger Menschenalter, wie in Nordamerika, ein halbes Jahrtausend und drüber.

Ueberschwängliche Slawenthümler haben die Eitelkeit gehabt, z. B. in den heutigen Brandenburgern halbe Slawen zu sehen, und dieser vorgeblichen Eigenschaft sodann, im Gegensatze „deutschen Phlegma's", ein Hauptverdienst daran zuzuschreiben, daß aus der militärischen Entwicklung Brandenburgs eine Großmacht hervorgieng. Seltsam genug ausgelegt! Die Zusammenhaltung der Mittel, die zähe Ausdauer, wodurch Preußen groß wurde, ist ja genau Das, was gleich der nächste Slawenstaat, der polnische, an sich vermissen ließ, und an dessen Mangel er auch zu Grunde gieng, kann also nicht wohl ein Zeichen slawischer Herkunft seyn. Und warum, da denn doch jene weiten Landstriche ostwärts der Elbe eine deutsche Zurückeroberung sind, soll ein militärisches Verdienst der neuzeitlichen Insaßen gerade von dem Theile stammen, der damals unterlag? Die Sieger unmittelbar nicht, wohl aber die nachrückenden Ansiedler, scheinen sogar die Mehrheit der Zahl erlangt zu haben. Dafür spricht eine Reihe von Thatsachen; zunächst die, daß noch bis auf den heutigen Tag, unter längst deutscher Herrschaft, eine wendische Bevölkerung neben der deutschen fortbesteht, scharf unterschieden, ein lebendiges Beispiel örtlicher Erhaltung des Wendenthums, wo es nicht durch den Einschub

[76] Für die acht Jahre 1844 bis 1851 haben Statistiker die Zahl deutscher Auswanderer auf ein Minimum von 677,000 berechnet, wovon 109,000 auf 1847, — 112,000 auf 1851 kommen. In Neu-York allein langten 1852 deren 118,600, im folgenden Jahre 119,500 an; über Bremen allein giengen 1832 bis 1862 im Ganzen 793,267, — in dem einzigen Jahre 1854 nicht weniger als 76,875 ab.

Digitized by Google

anderer Volkstheile zerſetzt wurde. Die Lauſitz, obwohl rings von Deutſchen umgeben, iſt mit Ausnahme der Städte noch jetzt eine wendiſche Sprachinſel; links von der unteren Weichſel bilden die Kaſſuben und Wenden eine andere, gleichfalls von deutſchen Nachbarn umfaßt; ſelbſt noch dieſſeits der Elbe, in der Altmark und einigen lüneburgiſchen Aemtern, erhielt ſich bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Reſt wendiſcher Sprache, während ſie weitab nordöſtlich davon, auf der Inſel Rügen, einſt einem Hauptſitze wendiſcher Heiligthümer, ſchon im Laufe des 15. ausſtarb. Wo ſich das Wendenthum dicht beiſammen fand, war ihm die deutſche Oberherrſchaft, wie man ſieht, keine Hemmung des Beſtandes; wo es hingegen allmählig aufgeſogen wurde, muß es wohl, je nachdem der Übergang mehr oder minder Zeit brauchte, im Verhältniß dünner geſäet, lückenhafter, ſchon in der Minorität geweſen ſeyn. Wenn alſo da oder dort eine noch wendiſche Bevölkerung, hart nebendaran aber, unter ſonſt gleichen Umſtänden, eine deutſche ſeßhaft iſt, deutſch ſeit ſchon vielen Menſchenaltern, ſo führt ein ſo markirter Gegenſatz auf den naheliegenden Schluß, daß eben die letztere auch von andern Anfängen ausgieng, nämlich entweder ganz oder doch der Mehrheit nach von deutſchen Anſiedlern abſtammt. Eine Sprache wechſelt man nicht wie einen Rock; das Vorrücken einer Sprachgränze durch bloſe Aſſimilirung geht nach der Natur der Dinge nur ſehr langſam vor ſich. Man hat einen ungefähren Maßſtab dafür in der Beobachtung, daß eine ſich in ſolcher Art vorſchiebende Sprachgränze durchſchnittlich 50 Jahre braucht, um den Raum einer Meile zurückzulegen. Nach dieſem Maßſtab würde vom 10. bis ins 15. Jahrhundert die deutſche Sprache nicht über 10 Meilen weit jenſeits der Elbe vorgedrungen ſeyn; in der That aber hat ſie während dieſer Zeit nicht nur die Oder erreicht, ſondern ſie auch überſchritten, d. h. auf dieſer ganzen Strecke das Wendiſche überwunden oder in die Minorität verſetzt. Dies war zunächſt das Werk deutſcher Einwanderung, mithin des Zuſchuſſes einer neuen Volksmaſſe; wendiſcher Übergang zum Deutſchthum erfolgte erſt in Anlehnung daran, auch wohl durch Kreuzungen des Stamms. Mit dem wievielſten Theile des Ganzen nun germaniſirte Wenden dabei mit inbegriffen ſind, läßt ſich nicht mehr ermitteln, denn man kennt ſie nicht mehr heraus; auch iſt ein

Digitized by Google

Rückfall in das Wendenthum so wenig denkbar, daß hier keinerlei ethnographische Gränzverluste zu befürchten stehen, wie bei dem französischen Staatsgespenste der Fläminger oder den Überholungen durch das Welschthum in Tyrol. Wendisch klingende Ortsnamen ändern an dem deutschen Charakter der Einwohner Nichts; es ist eine alte Erfahrung, daß Örtlichkeiten aller Art, Wohnsitze, Berge, Gewässer, auch bei wechselnder Bevölkerung ihre vorigen Namen häufig unversehrt oder doch etymologisch kennbar behalten. Was die Adelsgeschlechter betrifft, so sind sie zum Theil ebenfalls nach wendischen Örtlichkeiten, nämlich nach Gütern benannt, die dem Sieger verfielen; die Namen auf itz oder ow machen ihre Inhaber eben so wenig zu Wenden, als die Benennung Böhmens nach den alten Bojern (Böheim = Bojerheimath) die heutigen Böhmen deutschen oder tschechischen Stamms in Kelten verwandelt. In ethnographischer Beziehung können auch anscheinend kleine Merkmale charakteristisch seyn. So ist z. B. bekannt, wie leicht der Slawe fremde Sprachen erlernt; der Pole und der Russe namentlich die französische bis zur Verwechselung mit einem Pariser. Nun, gerade den Meißnern und Brandenburgern geht dieses slawische Talent ab; der Berliner insbesondere, trotz seiner Liebhaberei für Einmischung französischer Brocken, welche auch in das Militärwesen übergieng, (casernement, tête, lisière, rendez-vous etc., jedoch abstechend davon „Truppen" anstatt troupes,) hat eine ganz eigenthümliche Aussprache des Französischen, die manche Wörter fast unkenntlich macht; Formen wie Juwernemang, Fellchedong, Tallche, Konselch, Kaffeh dü Rhäng, Odell de Bollonch ꝛc. (gouvernement, feuilleton, taille, conseil, café du Rhin, hôtel de Pologne etc.) muß ein Franzose halb errathen. In der Zopf- und Perückenzeit kommt jene Liebhaberei auch anderwärts vor; ethnographisch wird sie erst auf ehemals wendischem Boden und durch schlechten Akzent: — nicht daß sie französisch, wohl aber daß sie schlecht französisch redet, ist dort in so fern ein deutscher Zug, als er die entschiedene Verneinung eines slawischen ist.

Im Südosten Deutschlands waren den vordringenden Deutschen ebenfalls andere Völker nachgerückt, zumeist ebenfalls Slawen; die nach kurzer Machtfülle wieder verschwindenden Hunnen, von denen der Anstoß zur Völkerwanderung ausgegangen war, gehörten

Digitized by Google

dem mongolischen, die Avaren, gleich den Hunnen eine Zeit lang Beherrscher des heutigen Ungarns, dem tatarischen Stamme an. Den Avaren gegenüber hatte Karl der Große die Reichsgränze bis an die Theiß vorgeschoben; mit der Ausbreitung der Ungarn (Magyaren) wich sie zurück bis zur Ens, rückte dann langsam wieder vor bis gegen Preßburg, mit der Mark Pütten südlich davon bis gegen den Neusiedler See, und stellte sich zuletzt dauernd an der March und der Leitha fest. Die Magyaren, anfänglich mit Hunnen verwechselt und darum Hunugarn, von byzantinischen Geschichtschreibern auch wohl Turken oder Türken[77] genannt, in Wahrheit aber ein Zweig der finnischen Völkerfamilie, kamen von Osten her, durch die Petschenegen gedrängt, in das Gebiet zwischen den Donaumündungen und dem Dnieper, waren Verbündete des Kaisers Arnulf gegen Swatopluk von Mähren, ließen sich um 895 zwischen den Karpathen und der Donau nieder, und nahmen von hier aus in verheerenden Raubzügen nach Italien, Deutschland,

[77] Gfrörers allgemeine Kirchengeschichte, 3. Band, 3. Abth., S. 1373 und 74, führt aus Anlaß der von Konstantinopel ausgegangenen Bekehrungsversuche den Bericht eines griechischen Mönchs Georg Cedrenus an, worin es heißt: „(Ums Jahr 948) kam Bulosudes, ein Fürst der Türken, unter dem Vorwande, den christlichen Glauben anzunehmen, nach Konstantinopel, ward daselbst getauft, auch von Kaiser Konstantin dem Purpurgebornen mit der Würde eines Patriziers geschmückt. Reichlich beschenkt kehrte er nach seiner Heimath zurück. Bald darauf begab sich ein anderer türkischer Fürst, Gylas, derselben Absicht wegen nach Byzanz. Er ward getauft und auf gleiche Art behandelt wie Bulosudes. Bei seiner Rückkehr nahm er den Mönch Hierotheus mit sich, welchen der Patriarch Theophylaktos zum Bischoff der Türken geweiht hatte. Hierotheus bekehrte viele Türken; auch blieb Gylas seitdem dem Glauben treu, machte keine Einfälle ins griechische Gebiet mehr, und kaufte gefangene Christen los. Bulosudes aber fiel wieder ab und bekriegte die Byzantiner häufig mit allen seinen Leuten. Als er einst das Land der Franken ausplündern wollte, ward er gefangen und auf Befehl des fränkischen Königs Johannes gehenkt.“ So weit Cedrenus. „Statt des Königs Johann“, fügt Gfrörer hinzu, „nennt ein anderer gleichzeitiger Byzantiner, Johann Scylizes, den König Otto, und durch diese kleine Veränderung wird der Bericht des Cedrenus klar. Unter den „Türken“ des Mönchs sind die Ungarn zu verstehen, welche damals allgemein für ein Volk türkischen Ursprungs gehalten wurden, und Bulosudes wäre demnach einer der ungarischen Fürsten, die nach dem großen Sieg auf dem Lechfelde 955 von den Deutschen gefangen und für ihre Räubereien mit dem Strange bestraft wurden.“

Digitized by Google

und Frankreich die frühere Rolle der Hunnen auf, bis die Niederlage auf dem Lechfelde, 955 gegen Otto I., ihnen für die Zukunft Einhalt that. Von da an spann sich ein Gränzkrieg fort, der, gleichwie es an der Wendengränze geschah, ganze Landstriche in Wüsteneien verwandelte, durch die Verödung selbst aber, gleichfalls wie dort, mit dem Vorrücken des deutschen Gränzschutzes neuem Anbau und neuer Bevölkerung die Bahn brach. Deutscher Einfluß der Kirche trat hier weniger in den Vordergrund; statt jener Reihe neuer Bisthümer, welche vom Erzgebirg und Thüringer Wald bis nach Schleswig reichte, theilten sich von Bayern aus in dieselbe Aufgabe die zwei längst bestehenden Stühle von Passau (schon vor 738 ein Bischofssitz) und von Salzburg (als Bisthum gegründet bereits um 700). Zu dem Salzburger Sprengel gehörte auch Kärnthen, woselbst erst 1070 unter dem nunmehrigen Erzstifte Salzburg das Bisthum Gurk entstand; zu dem Passauer das Land donauabwärts bis an die ungarische Gränze; auch war man namentlich in Passau auf Bekehrungsversuche jenseits derselben bedacht, jedoch ohne bleibenden Erfolg. In Ungarn selbst entschied sich vom Throne aus der Gesammtübergang zum Christenthum 997, und zwar mit eigenem Kirchenverband, 9 Bisthümern und einem Erzbisthum, also ohne Anlehnung an den Westen; von dem salzburgischen Kirchengebiet südlich aber erstreckte sich ohnehin altchristlicher Boden, reichlich besetzt mit Bisthümern, unter dem Erzstuhl Aglar oder Aquileja, welchem auch Istrien untergeben war. Ein Kampf des Christenthums gegen das Heidenthum war demnach schon im 11. Jahrhundert der ungarische Gränzkrieg nicht mehr, während im Norden Deutschlands noch auf die Slawenaufstände von 983 und 1066 jeweils ein andauernder Rückfall in das Heidenthum folgte. Das deutsche System der Markgrafschaften anderseits, auch einem christlichen Feinde gegenüber keineswegs entbehrlich geworden, that hier dieselben Dienste wie dort, theils als stete Waffenbereitschaft zur Abwehr feindlicher Angriffe, theils durch Gebietserweiterung für deutsche Kultur und deutsches Volksthum. Von dem in Zinspflicht zum deutschen Reiche stehenden Böhmen bis an das Adriatische Meer hinunter zog sich im 11. Jahrhundert ein Gürtel solcher Marken, rückwärts an Bayern und Kärnthen gelehnt, mit Kärnthen selbst übrigens die Entwicklungskräfte haupt-

Digitized by Google

sächlich aus Bayern ziehend, welchem Otto I. auch die südlichen Marken bei deren Gründung untergeben hatte. Den feindlichen Einfällen längs der Donau, als den gangbarsten, war die Mark Ostrich oder Österreich entgegengestellt, der als westliche Gränze die Ens, als östliche der Fortschritt ihrer Waffen zugewiesen war; noch vor der Mitte des 11. Jahrhunderts hatte sie die Gegend von Wien erreicht. Südwärts daneben, etwa von 1043 an,[78] zuerst dem Sohn eines ostkärnthischen Markgrafen zugetheilt, dann an die bayrischen Grafen von Neuburg-Formbach vererbt, bestand eine Zeit lang die nachmals wieder eingegangene Mark Pütten, gruppirt um eine Burg dieses Namens (jetzt Püttenberg bei dem Marktflecken Pütten in Niederösterreich), von der Leitha nach dem Neusiedler See zu, ein Gebiet von unbestimmter Begränzung,[79]

[78] Um diese Zeit wenigstens fanden in diesem Gränzstriche Abtretungen von Seiten Ungarns statt. Henricus rex, sagt Hermann der Lahme vom Jahr 1043, iterum Pannonias petens, ab Ovone, vix pactum impetrante, suscepta satisfactione obsides, munera, regnique usque ad Litha fluvium partem accipiens, et muneribus discessit. Der Ausdruck „bis zur Leitha" läßt zweifelhaft, wie er gemeint ist; man sieht nur, daß der Chronist ein Vorrücken der deutschen Gränze bezeichnen will und die Bekanntschaft mit der bisherigen dabei voraussetzt. Es kommt aber darauf an, von wo aus man die Richtung nimmt. Von der Mark Österreich aus deutet der gebrauchte Ausdruck offenbar auf den Raum zwischen der Leitha und Donau; von der damaligen Mark Ostkärnthen oder der späteren Steyermark aus hingegen — wo eben ein Jahr zuvor (1042) der nachmalige erste Markgraf von Pütten, Gottfried, Sohn des Markgrafen Arnold von Ostkärnthen, einen Sieg über die Ungarn davon getragen hatte — bezeichnen die Worte „bis zur Leitha" einen Landstrich, der von Süden herauf nördlich an die Leitha stößt. In dem letzteren Sinne passen sie auf die Mark Pütten. (Heutzutage sind an der oberen Leitha beide Ufer niederösterreichisch; vordem gehörte die rechte Seite zur Steyermark.)

[79] Eine Lebensbeschreibung des Bischoffs Adalbero von Würzburg, jüngeren Bruders des Markgrafen Gottfried, dem die Mark Pütten zufiel, erwähnt den Letzteren als virum strenuum et fortem, virum rebus bellicis aptissimum, crebris preliorum successibus fortunatum, und fährt dann fort: Cujus ditioni cum reditibus circumjacentibus serviebat Putina, urbs inclyta et famosa, quae quasi metropolis et mater civitatum versus Pannoniam ad australem plagam ad arcendos hostiles Pannoniorum incursus et devastationes antiquitus constituta fuit. Wie weit das Gebiet von Pütten nach Osten gieng, erhellt daraus nicht; eine Ausdehnung desselben bis an den Neusiedler See selbst ist bloße Vermuthung, gestützt darauf, daß die Worte regni partem auf eine Abtretung von Umfang schließen lassen, und daß die heutige Bevölkerung zwischen Pütten

Digitized by Google

dessen östlicher Theil später wieder an Ungarn zurückfiel. Nächstan, sowohl an Ostrich als das im Eck vorspringende Pütten, reihte sich die Mark Ostkärnthen, auf beiden Seiten der Muhr, mit einer südöstlichen Spitze umbiegend über die Drau (bei Pettau) bis zu der Save hinab (zwischen Cilly und Agram); wie man sieht, die nachherige Steyermark, so benannt nach den westlich der Ens angesessenen Grafen von Steyer, mit denen, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, der Name auf die von ihnen erlangte Mark Ostkärnthen übergieng, wogegen ihr Stammland an der Steyer selbst, einem Nebenflusse der Ens, in der Folgezeit ein Bestandtheil Oberösterreichs wurde. Weiter dem Süden zu folgten die Marken Krain, Istrien (die Halbinsel mit Triest und Pola), und vom Timavo bis zur Etsch Aglar (Aquileja), letztere über Trient hinaufreichend in das heutige Südtyrol, wo von der andern Seite her wieder das Herzogthum Bayern die Hand bot. Die Mark Aglar, nachgehends gewöhnlich die veronesische Mark genannt, war 951 durch Otto I. erobert worden; von deutschen Ansiedelungen daselbst aus der Zeit der sächsischen oder fränkischen Kaiser sind wohl die „sieben" und „dreizehn Gemeinden" Überbleibsel, — heutigen Tags isolirt, damals Theile eines größern Zusammenhangs.[80] Aus derselben Zeit mag denn auch die deutsche Bevölkerung stammen, die in Krain die Sprachinsel Gottschee bildet;

und jenem See, nur mit Kroaten untermischt, ethnographisch deutsch ist. Dies ist sie aber auch jenseits des Neusiedler See's, bis wohin die Mark Pütten nicht reichte.

[80] Joseph Bergmann faßt die Ergebnisse seiner Untersuchung in Betreff der sieben Gemeinden zusammen, wie folgt: „Außer deutschen Stämmen während der Völkerwanderung haben sich ohne Zweifel auch nachher einzelne größere und kleinere Familien desselben Blutes, z. B. die gewaltigen Ezelini da Romano um Bassano ꝛc., nach geleisteten Kriegsdiensten friedlich auf den italienischen Ebenen der Brenta niedergelassen und Lehen bekommen; selbst das bayerische Bisthum Freising erhielt durch Kaiser Otto I. im Jahr 972 nicht unbedeutende Besitzungen um Castelfranco im Trevisanischen, in welche wohl deutsche Ansiedler und Knechte aus dem freisingischen Innichen in Tyrol kommen mochten, wie die vielen deutschen Namen in Urkunden jener Jahrhunderte bestätigen. Viele Bewohner, von der Brenta am Fuße des Bergwalls bis über Malo und Schio hin, verrathen heute noch in ihrer Gesichtsbildung und ihrer ganzen Haltung deutsche Abstammung. Noch um das Jahr 1405 war zu Malo auch ein deutsch redender Priester wegen der Leute auf Monte di Malo, und vor nicht langer Zeit erlosch das Deutsche um Schio."

Digitized by Google

gleichsam eine Seitenverwandtschaft zu den „Cimbern", oder ein abgeirrter Vorposten der massenhaften Neubesiedelung, die unter jenen Kaisern etwas oberhalb Krains in diesen Gränzlanden vor sich gieng. In Kärnthen und Steyermark, welche noch heute von einer Sprachgränze durchschnitten werden, erfaßte die ethnographische Umwandlung durch Ansiedler nur den nördlichen Theil, während der südliche windisch blieb; in Österreich, als welches am stärksten entvölkert gewesen, griff sie vollständig durch. Daß der Grundstock dieser Einwanderung aus Bayern kam, zeigt sich, von der fortlebenden Mundart abgesehen, auch in Ortsnamen, wie Bayrisch-Gärsten und Bayrisch-Gratz (so hieß die heutige Hauptstadt der Steyermark noch im 13. Jahrhundert) neben Windisch-Gratz und Windisch-Gärsten; indeß kamen auch Franken, Schwaben, und Alemannen mit. Schritt für Schritt, wie namentlich in der Mark Ostrich ersichtlich, rückte der Pflug des Ansiedlers dem Schwerte des Kriegsmannes nach.[81] Um 970, durch Otto I., war diese

[81] Vortrefflich schildert Dies Gfrörer im ersten Bande seines Gregorius VII., wo er unter Anderm sagt: „Die Errichtung der Marken längs der Ungargränze war nicht blos ein gegen das feindliche Volk der Magyaren aufgeführtes Bollwerk, sondern sie war zugleich ein Rüstzeug deutscher Kolonisation auf dem Boden der Südslawen ..... Man nehme die Karte zur Hand. Auf dem weiten Gebiet, wo einst Carentanen hausten, kommt auf zehn deutsche Ortsnamen kaum ein windischer. Alle diese neuen Ansiedelungen sind aber fast ohne Ausnahme im Laufe des 10. und 11. Jahrhunderts entstanden.' Außer den Namen der Dörfer und Städte legen auch die der Flüsse Zeugniß ab. Warum gibt es dort eine steyrische Salza (fällt oberhalb Altenmarkt in die Ens), warum eine kärnthische Glan (bei Klagenfurt), eine oberösterreichische Traun, eine niederösterreichische Fischaha, neben den altbayrischen, salzburgischen, schwäbischen Flüssen gleichen Namens? Offenbar deßhalb, weil Ansiedler, die aus letztgenannten Ländern kamen, den Gewässern, die sie in den neuen Wohnsitzen antrafen, Namen der alten Heimath ertheilten! Sodann finden sich auf dem ehemaligen Slawenboden Orte, die im Lande selbst mit dem Beisatze „windisch" Doppelgänger haben: Bayrisch- und Windisch-Gratz, Bayrisch- und Windisch-Matrei, Windisch-Gärsten, Windisch-Baumgarten, Windisch-Kappel, Windisch-Landsberg, Windisch-Bleyberg, Windisch-Feistritz, Windisch-Wagram. Wie sind diese Doppelgänger entstanden? Ich denke so: entweder gründeten deutsche Ansiedler einen neuen Ort, dem sie nach Erinnerungen aus der Heimath einen Namen schöpften, oder besetzten sie einen schon von Slawen bewohnten Ort, drängten diese allmählig hinaus, und formten den slawischen Ortsnamen nach ihrer Weise um: Görz statt Goriza, Gratz statt Gradiska ꝛc. Hatte ein solcher

Mark errichtet worden; zunächſt für den Schutz der Gränze, nebenbei auch als Anwartſchaft auf Gebietserweiterung. Bis 983 war Mölk, etwa halbwegs zwiſchen Linz und Wien, noch die Raubburg eines ungariſchen Magnaten; 985 erwähnt eine kaiſerliche Urkunde der Klagen des Biſchoffs von Paſſau, daß ihm ſein Landbeſitz in der Oſtmark aus Mangel an Bewohnern zu Waldung verwildere;[82] ungefähr um dieſelbe Zeit fand bei Tuln ein bayriſch-öſterreichiſcher Landtag ſtatt, auf dem man unter Anderem auch über Heranziehung von Anſiedlern durch einzuräumende Vortheile berieth;[83]

Ort eine hinreichende Anzahl von Bewohnern, ſo zogen überzählige Bauernſöhne aus demſelben fort, ließen ſich unter Slawen nieder, gaben der neuen Heimath den Namen der alten, verlaſſenen. Die, welche im alten Wohnorte zurückgeblieben, vielleicht die Anſiedler zweiter Schichte ſelbſt, unterſchieden die neue Pflanzung von der alten durch den Beiſatz „windiſch.“ Sobald Dies geſchah, war es ein Beweis, daß der Doppelort eine gewiſſe Bedeutung beſaß, und dann ſtand es nicht mehr lange an, bis derſelbe die Eigenſchaft, weßhalb er den Beiſatz windiſch erhielt, vollends verlor ..... Zwar die Chroniſten, lauter Geiſtliche, die entweder mit den Intereſſen ihrer Klöſter oder mit dem Zweikampfe zwiſchen Kirche und Staat beſchäftigt ſind, melden ſo viel als Nichts von einer Bewegung, welche Maſſen von Menſchen in eine neue Heimath fortriß; aber dennoch deuten ſie auf eine Maßregel hin, die mit der Koloniſation zuſammenhieng. Was mußte vor Allem geſchehen, damit Auswanderer ſicher Pflanzungen gründen konnten? Eine militäriſche Organiſation des Bezirks mußte geſchaffen werden. Eben dieſen Sinn hatte die Errichtung der Marken: hinter dem Markgrafen und ſeinen Lanzknechten her zog eine lange Reihe von Pflanzern mit Weib und Kind, mit Geſinde und Vieh.“

82 .... Episcopatus sui pertinentiam in orientali plaga, barbarorum limiti adjacentem, creberrima eorum devastatione infestari, ... a quibus etiam barbaris moderno nostri quoque regni tempore .... tam inrecuperabili se damno lesum esse in interfectione et direptione ecclesiae suae familiae, praeter innumerabilia depraedationum et incendiorum dispendia, ut absque habitatore terra episcopi solitudine silvescat.“

83 In eodem concilio, berichtet Aventin, welcher noch manche ſeither verloren gegangene Überlieferungen vor ſich hatte, decretum, quando ea regio Boiarine, tedio vicinorum Ugrorum, ob horum crebras incursationes, in solitudinem redigebatur, et (ut verbo Imperatoris Ottonis utar) sylvescebat, ut allicerentur novi Coloni indulgentia et largitionibus, qui nomina sua darent, terramque excolerent; tributa, militiae vacationem terram eam repurgantibus atque incolentibus remittendam esse. Novos incolas omnium munium expertes fore, constitutum. Dataque Boiorum Episcopis, monachis, sacerdotibus, nobilitati ibi castella, oppida, arces adversus Ugros construendi muniendique potestas.

Digitized by Google

1043 bildete sich zwischen der Fischa und Leitha, so wie auf dem andern Donauufer nach der Thaya zu, aus ungarischen Abtretungen der Anfang einer neuen Mark,[84] der aber bald darauf mit der alten vereinigt wurde; 1144 legte Heinrich Jasomirgott den Grund zu der Wiener Stephanskirche; 1156 endlich, durch das Land ob der Ens vergrößert, erhob sich Österreich zu einem Herzogthum, d. h. es galt nun für stark genug, auch für sich allein einem feindlichen Angriff die Spitze zu bieten. Zwischen jener Entvölkerung von 985 und dem Herzogthum von 1156 liegen 171 Jahre: — in diesen verhältnißmäßig kurzen Zeitraum fällt eine deutsche Errungenschaft, die nachmals einem Kaiserhaus ihren Namen gab.

So war denn auch hier, wie im Norden, ein verloren gegangenes Stück Deutschland zurückerobert, erst durch das Schwert, dann durch den Pflug. „Woraus man fast schließen sollte", bemerkt in Beziehung darauf Michael Ignaz Schmidt in seiner Geschichte der Deutschen, „daß man damals die Kunst, ein Land zu bevölkern, besser verstanden als jetzt." Der Ausspruch ist noch heute richtig; die deutsche Neuzeit hat Nichts aufzuweisen, was der großartigen Kolonisirung gleichkäme, die vom 10. Jahrhundert an auf der gesammten Ostgränze des Deutschthums vorwärts drang, gleichzeitig von der Ens, wie von der Elbe und Saale aus. Mehr als ein Drittheil des heutigen Deutschlands, und zwar mit den Hauptstädten zweier Großmächte darin, ist ethnographisch der Erwerb jener deutschen Ansiedlungskunst. Michael Schmidt vergleicht sie deßhalb mit der sonst in Verlust gerathenen Kunst der alten Römer, besiegten Völkern ihre Sprache, Sitte, Tracht ꝛc. „beizubringen"; Barthold (Geschichte der deutschen Städte und des deutschen Bürgerthums) bewundert in ihr die „kaum glaubliche Selbsterzeugungskraft" des deutschen Volkes; „denn", sagt er von jener Periode,

84 Gfrörer a. a. O., Band 1, S. 411, macht zwei Urkunden von 1045 namhaft, in denen ein Besitzthum zwischen der Fischa und Leitha, sodann ein anderes an der Thaya als im Gebiete des Markgrafen Siegfried liegend bezeichnet wird; eine Urkunde von 1058 dagegen vergabt an das Stift St. Pölten drei Königshöfe zu Mannswörth an der Donau, „gelegen zwischen Schwechat und der Fischa in der Mark Ostrich und im Komitate des Markgrafen Ernst." Letzterer war seit 1055 der Nachfolger seines Vaters Adalbert; es bestanden also um diese Zeit zwei Marken neben einander, von denen die neuere und vorwärts liegende jenseits der Fischa begann.

Digitized by Google

„während alle früheren Städte auf heimischem Boden mächtig emporwuchsen, zahllose neue Orte entstanden, sehen wir, wie aus dem Bienenstock im Lenz, dichte Schwärme in entfernte undeutsche Länder ausziehen und schnell erblühende Niederlassungen begründen.“ Schwärme von Auswanderern kennt die Neuzeit auch; sie trugen massenhaft bei zur Urbarmachung amerikanischer Einöden in Urwald oder Prärie, verloren aber theilweise ihre Nationalität an das Yankeethum. Die deutschen Auswanderer des Mittelalters trugen den Kopf höher; sie brachten überallhin deutschen Geist und deutsche Sprache mit und blieben nicht nur Beidem getreu, sondern breiteten ihr Volksthum weiter aus, der Nachwelt eine geistige Schöpfung hinterlassend, die ihre Gründer überlebte. Die „Cimbern“ der sieben und dreizehn Gemeinden erhielten sich deutsch auch noch unter venetianischer Herrschaft; die Siebenbürger Sachsen wurden weder unter der alt-ungarischen Krone zu Magyaren, noch zu Türken unter den Vasallenfürsten des Sultans; im heutigen Ostpreußen lebt die deutsche Sprache fort, die man vor 600 Jahren dahin brachte, und die preußische selbst ist ausgestorben; in Liv- und Kurland sind noch heute Bürgerthum und Adel deutsch, wie zur Ordenszeit. Hierin, d. h. in geistiger Vererbung auf die Nachwelt, liegt denn allerdings ein Zug von Ähnlichkeit mit den alten Römern; jedoch tritt auch der Unterschied einer Eigenthümlichkeit auf Seite des Deutschthums hervor. Die römische Kultur drang nach außen im Gefolge römischer Legionen und mit dem ganzen Triebwerk und Hebeldruck des römischen Staatswesens; die deutsche anderseits bahnte sich ihren Weg auch da, wo sie lediglich auf die Kraft ihrer Volksnatur angewiesen war. Herbeigerufen als Ansiedler, wie die Deutschen, wurden die Römer ohnehin nicht. Den deutschen Einwanderern nach Siebenbürgen zog keine Legion voran, um dort Standquartier zu nehmen; das deutsche Bürgerthum in dem alten Krakau stützte sich auf sich selbst, nicht auf Kaiser und Reich; der deutsche Ordensstaat in Preußen entstand so zu sagen als eine Privatunternehmung. So wirkte im Gegensatze des Römerthums, das hinter seiner Staatsmaschine stand, das Deutschthum auch über die Reichsgränze hinaus, in freiem Sichgehenlassen einer Volkskraft, welche *als solche*, durch Gediegenheit, praktischen Schick, zähe Ausdauer, und ein entsprechendes Selbstgefühl, sich ihre Geltung

Digitized by Google

errang. Es gehörte, wie man sieht, ein kernhafter Charakter dazu; auch war das Geschlecht, das ihn bethätigte, wesentlich anders geartet, als jene (ob auch vereinzelten) Enkel, die man ihre deutschen Namen heutzutage in Sprachen zweiten und dritten Rangs übersetzen sieht.

Zur Zeit Napoleons I. gab es ein politisches Motiv, das den Süd- und Westdeutschen gern eine Ader keltischen Geblütes zuschrieb; denn so konnte man z. B. den Bayern, welche man kurzweg für die alten Bojer nahm, beschönigend auseinandersetzen, daß der Anschluß an Frankreich, wie man die Rolle des Gehorchens nannte, Nichts als ein Bündniß mit alten Stammesgenossen sey, gleichsam ein Wiederfinden nach unnatürlicher Trennung. Nicht französische, sondern deutsche Politiker verfielen darauf; es war ein Argument, wie jenes, das den Begriff deutscher Nationalität als ein Aufgehen im „Bürgerthum der Welt" bestimmte. Mit dem Sturze Napoleons verlor die Ankünstelung einer keltischen Blutsverwandtschaft ihren politischen Boden; was später wieder in ähnlicher Richtung auftauchte, war nur noch eine ethnographische Liebhaberei, keine Politik mehr. Den Anhaltspunkt dafür bot der Umstand, daß in der That eine Anzahl Fluß-, Berg-, und Ortsnamen in Deutschland keltischen Ursprungs ist; — theils noch aus der vorgermanischen Zeit her, als die Kelten auch Oberitalien und das heutige Deutschland innehatten, theils aus der späteren der Römerherrschaft, so weit diese sich auf Gränzland am Rhein oder an der Donau erstreckte und dort keltischen Insaßen ihren Schutz verlieh. Im ersteren Falle namentlich ist der zu erklärende Ursprung alt genug, um dunkel zu seyn; wie leicht man aber im Einzelnen irregehen kann, auch wo man sich einer Etymologie sicher glaubt, that sich in dem neckischen Zufall dar, der einen namhaften Forscher das nassauische Montabaur, seiner Namensendung halber, für altkeltisch ansehen ließ, während es erst 1217 als Mons Tabor gegründet wurde. Namen wie Eberbach, Lerchenfeld, Weißenfels, Winkel und dergleichen für keltisch anzunehmen,[85] ist denn ebenfalls

[85] „Aber, w. und g. Mündung, besonders der Zusammenfluß eines kleineren Baches mit einem größeren oder einem Flusse. Davon könnte Eberbach am Neckar den Namen haben, denn es liegt an der Mündung der Itterbach." Mone's Urgeschichte des badischen Landes, S. 78 und 79. (w. = wallisisch oder wälisch [von Wales in England]; g = gaelisch, d. h. hochschottisch.)

Digitized by Google

eine harte Zumuthung. Im Ganzen reichen die Ansprüche keltischer Etymologie für einzelne Ortsnamen nördlich bis Schleswig und östlich bis zur Elbe, also noch etwas über die Sprachgränze hinaus, die dort im 10. Jahrhundert Deutsche und Slawen schied. Chr. Keferstein hält die „Halloren" in Halle an der Saale für

„Lerch, kleine Erhöhung, auch Ebene: i. learg. Es gibt viele Gemarkungsnamen Lerchenberg, Lerchenfeld und dgl., die man nicht wohl von den Lerchen ableiten kann, denn sonst müßte man jedes Feld Lerchenfeld heißen, sondern die wahrscheinlicher von ihrer Beschaffenheit so genannt wurden, wobei man das keltische Wort durch ein deutsches verständlich machen wollte." Mone's gallisches Glossar in seiner Schrift: „die gallische Sprache und ihre Brauchbarkeit für die Geschichte", S. 191. (i. = irisch.)

„Us, os, wis, wisc, fließendes Wasser; w. gwysg, i. uis, uisge. Viele Beispiele dieser manigfaltigen Formen liefern die Flußnamen in Deutschland .... Die Waldoussem am Niederrhein, die in die Urft geht, heißt in Urkunden Waltiuusena rivulus, d. h. uisg-ean, Bächlein, mit dem deutschen Zusatz Wald-Bächlein, daher rivulus. Der Fluß Wieſe oder Wieſen bei Lörrach, die Oos, alt Aucia, bei Baden, die Wiesatz, Wieselbach, Wiesmad im Oberamt Reutlingen, die Weissach in Würtemberg, die Weis im Oberelsaß, die Wetzbach bei Wetzlar, Usbach bei Usingen, die Wietze, die in die Oerze fließt, in Urkunden Wizena, d. h. kleiner Bach, woraus sich ergibt, daß Wieſen, Wuſſem, und Wietze Deminutive sind. Das Dorf Moselweis bei Koblenz, die Weismühle bei Lahnstein sind auch davon genannt ..... Viele Ortsnamen, die am Waſſer liegen, haben den Namen auch von uisg, z. B. Weißenbach im Murgthal, Weißenstein bei Pforzheim, Weisweil im Breisgau, Weißenburg im Elsaß, Weißenfels in Sachsen, Weischenfeld u. a." Mone's belgisches Glossar in der oben erwähnten Schrift, S. 105 und 106. (Unter belgisch versteht Mone ein altes Sprachgebiet von der Schelde bis zu den Alpen, unter gallisch ein davon westlich gelegenes an der Seine und Garonne; das Belgische in diesem Sinne kommt dem Wallisischen, das Gallische dem Irischen zunächst; in der Etymologie von Ortsnamen in Deutschland weist das Gallische auf einen älteren, das Belgische auf einen etwas jüngeren Ursprung.)

„Wic, geschlossener, sicherer Aufenthalt, Stadt, feſter Platz; w. gwig, geschützter Ort, Winkel, Rückhalt in Waldungen durch Gebüsch und Verhau gesichert. Hat gleiche Wurzel mit dem lateinischen vicus, kommt aber nicht davon her, denn man findet es in den Ländern, wohin die römische Herrschaft nicht ausgedehnt wurde. Englisch wich, wie Norwich; niederl. wyk, wie Harderwyk; franzöſ. vi, wic, wie Quentowic (jetzt Etaples, an der Mündung der Canche, Quantia); niederdeutsch wik, wig, wie Bardewik, Schleswig; hochdeutsch weig, wie Braunschweig. .... Auch mag das deutsche Wort Winkel in Ortsnamen manchmal das keltische wic ersetzt haben." Mone's belgisches Glossar, S. 108.

Digitized by Google

keltisch; Owen Pughe, ein englischer Gelehrter, geht noch weiter vor, indem er die Wenden in der Lausitz für Kelten erklärt; Andere leiten die Benennung der West- und Ostfalen, ja den Spitznamen der Neuengländer in Amerika (Yankees) aus dem Keltischen ab.[86] Eine keltische Abstammung übrigens behaupten sie bei den Westfalen oder Yankees nicht, glauben auch nicht an die von Owen behauptete der Wenden; in Bezug auf die Letzteren ist Mone vielmehr der Ansicht, daß sie, da vor ihnen allerdings Kelten dort ansäßig waren, nur einen keltischen Namen überkommen haben. Es entspricht Dies, wenn man mit ihm den Namen für keltisch nimmt, der ethnographischen Erfahrung, daß oft genug ein örtlicher Name haften bleibt, während die Bevölkerung wechselt, und daß er somit auch einen Umschlag des Volksthums überlebt. Die Neapolitaner der Gegenwart, obwohl mit einem griechischen Namen benannt, sind keine Griechen; die heutigen Kölner, Koblenzer, Konstanzer, Augsburger ꝛc. sind keine Römer, obwohl sie unzweifelhaft eine römische Namenserbschaft fortführen. In Frankreich selbst, wo mit Ausnahme der Bretagne, welche noch heute keltisch redet, das Keltische schon gegen Ende des 7. Jahrhunderts ausstarb, liefern die Ortsnamen keltischen Ursprungs gerade den Beweis, daß auch der Römer und nach ihm der Franke sie beibehielt; — Beide, ohne dadurch keltisch zu werden. Die Volksart wird nicht durch die Ortsnamen bestimmt. Daß der Franzose keltisches Blut in sich hat (römisches und fränkisches ungerechnet), erweist sich nicht in etymologischer Forschung aus den Ortsnamen, sondern in leibhafter Anschauung aus der fortlebenden Volksart, die noch in gar manchen Zügen so ist, wie Julius Cäsar die gallische schildert. Der keltische Irländer ist gleichsam der Doppelgänger dazu; leichten Sinnes, vergnügt in sich selbst, sorglos, gesprächig, nimmt er den Lauf der Welt am liebsten von einer heitern Seite, und ein Witzfunke zündet in einem Volkshaufen, wie in einer Adelsgesellschaft, stärker eindringend, als ein Vernunftgrund; Das ist irisch-keltisches Volksthum. Nun halte man beispielsweise den Schwarzwälder

[86] „Gang, Bauer; w. iangwr, Bauersmann. Kommt in Namen vor; chrodegang, freier Bauer, vom w. rhydd, frei. Der Spitzname Yankees für die Nordamerikaner ist wälisch und bedeutet Bauern, englisch farmers.“ Belgisches Glossar a. a. O. S. 97.

Digitized by Google

daneben: — in seiner bedächtigen Art, gewitzt für den Ernst des Lebens, vorsorgend und arbeitsam, eher wortkarg als das Gegentheil, sieht er nun einmal auf und nieder keinem Irländer ähnlich, und wenn auf dem ganzen Schwarzwald jede einzelne Sylbe jedes einzelnen Ortsnamens irisch wäre. Bei dem Westfalen trifft es nicht besser zu, als bei dem Schwaben und Alemannen; in Belgien sitzt der Wallone als romanisirter Kelte neben dem deutschen Fläminger, und das Nebeneinander hebt nur um so schärfer den Unterschied in der Volksart hervor; was endlich den Umstand betrifft, daß der Name der alten Bajoarier örtlich auf den noch älteren der keltischen Bojer folgte,[87] so wird dadurch, nach einem treffenden Ausspruche Schmellers, die deutsche Nationalität der Bayern eben so wenig in Zweifel gesetzt, als durch den alten Namen Bojohemum oder Böhmen die slawische der dortigen Tschechen.

Innerhalb der bezeichneten Gränzen nun, mit vorgeschobenen Sprachinseln, aber im Großen zusammenhängend, wohnt eine deutsche Bevölkerung von 52 Millionen. Hievon kommen 18 Millionen auf den Deutschen Bund ohne Österreich und Preußen, 16 auf den preußischen Staat, nahezu 8 auf das Kaiserthum Österreich; ungefähr 6 Millionen Deutsche zählt Niederland und Belgien, nicht viel unter 2 Millionen die Schweiz; $1^3/_4$ Million, etwas auf oder ab, rechnet man auf die ethnographisch deutschen Gebietstheile Frankreichs, vom Sundgau an der Schweizergränze bis nach Dünkirchen hinab; Schleswig enthält rund 250,000, die

[87] „Zu welcher Zeit", sagt Schmeller, „die in Noricum gebliebenen oder dahin zurückgeströmten Deutschen, vermuthlich nahe Verwandte der weiter südlich gezogenen Longobarden, nach früheren Bewohnern des Landes Baioarii genannt zu werden und sich so zu nennen mögen angefangen haben, ist schwer zu sagen. Leibnitz, in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Adlzreitter und Brunner, spricht von einem in des Rutilius Claudius Munatianus Itinerarium (v. circa 417 n. Chr.) vorkommenden Bajoarius obstans so bestimmt, daß ich ihm weniger gern ein Versehen, als die Einsicht irgend einer noch unbenutzten Handschrift zutrauen möchte, in welcher dieses Gedicht vollständiger, als in den bisherigen Ausgaben, die vom 2. Buche nur 64 Verse liefern, enthalten seyn konnte. Nach dieser bestrittenen wäre also die älteste Stelle über die Baioarii die des Jornandes, welcher sagt: Regio Suevorum habet ab oriente Baioarios, was wohl von seiner Zeit, also circa 540, zu verstehen ist."

Digitized by Google

vordem zu Schleswig (ursprünglich zu Holstein) gehörige Insel Helgoland gegen 3000 Deutsche.[88] Ein Verhältniß eigener Art,

[88] Die Ziffer für den Deutschen Bund ohne Österreich und Preußen, genauer 18,058,867, ist eine Addirung der Bevölkerungsangaben bei jedem einzelnen Bundesstaat im Gothaischen Taschenbuche von 1863; die betreffenden Einzelangaben sind jünger, als die Übersicht unter der Rubrik „Deutscher Bund" in demselben Taschenbuche, welche blos ältere Zahlen aufführt. Für Preußen gibt Engel („Land und Leute des preußischen Staats" ꝛc.) auf S. 8 die Zivilbevölkerung zu 18,222,848 an, worunter nach S. 9 („Sprachverschiedenheit") 15,718,637 deutscher und 2,504,207 nicht-deutscher Zunge, was aber nicht ganz stimmt, da die Addirung dieser beiden Bestandtheile eine Endziffer 4 anstatt 8 ergäbe; bei der Militärbevölkerung zu 268,372 läßt er die Sprachverschiedenheit unerwähnt; rechnet man für die Armee das gleiche Verhältniß der deutschen zur nicht-deutschen Zunge, wie bei der Zivilbevölkerung, nämlich 157 zu 25, so würde die Zahl der Deutschen im preußischen Staate um nicht ganz 50,000 unter 16 Millionen stehen. Andere Zahlen hat das Gothaische Taschenbuch; es setzt die preußische Gesammtbevölkerung auf 18,500,446 (Engel auf 18,491,220), die Einwohner nicht-deutscher Nationalität auf 2,480,609, wobei noch überdies 363 Holländer im Regierungsbezirk Düsseldorf als nicht-deutsch gerechnet sind, und läßt mithin, wenn man die Holländer wieder als deutsch einreiht, nach Abzug der anderen Sprachen 16,020,200 Deutsche für den preußischen Staat, was um etwa 70,000 von Engel abweicht. Halbirt man die Differenz, so hat man 15,985,000, oder in Rundzahl 16 Millionen. (Ein ähnliches ethnographisches Kuriosum, wie das Gothaische Taschenbuch mit seinen 363 nicht-deutschen Niederdeutschen, enthält anderseits die Engel'sche Schrift, indem sie die „kurische" Zunge mit der „wallonischen" zusammerzählt.) Auf das Kaiserthum Österreich kommen — nach Czoernigs statistischem Handbüchlein von 1861 — 7,889,925 Deutsche. Belgien ist mit $^4/_5$, die Schweiz mit $^3/_4$, Schleswig mit $^{11}/_{18}$ der Gesammtbevölkerung als deutsch gerechnet; Niederland mit der ganzen Einwohnerzahl, nur mit Abzug von Luxemburg und Limburg, als welche schon bei dem Deutschen Bunde mitgezählt sind. Die Ziffer für Frankreich beruht auf Schätzung. Der Franzose sieht lieber jeden Staatsgenossen auch gleich für einen Stammgenossen an, als daß es ihm darum zu thun wäre, die zahlreichen nicht-französischen Volkstheile in Frankreich ethnographisch zu unterscheiden; kommt er dennoch dazu, so wird er es als ein Zugeständniß behandeln, d. h. seine Ziffer wird als ein Minimum aufzunehmen seyn. („La France, tableau géographique, statistique, et historique", Paris, 1839, gibt für Elsaß und Lothringen 1,100,000 „Deutsche", für das Departement du Nord 180,000 „Flamänder" (Fläminger) zu; „on calcule", heißt es dort, „que 196,000 habitants du royaume environ parlent la langue italienne, 120,000 le basque, 1,100,000 le bas-breton ou celtique, 1,150,000 l'allemand, et 180,000 le flamand." Also, die Fläminger natürlich mitgerechnet, 1,330,000 Deutsche. Im Verhältniß, wie seitdem die Gesammtbevölkerung

geographisch und historisch an Ostpreußen anlehnend, stellt sich in Kur-, Liv-, und Esthland dar, wo, bis auf eine unbeträchtliche Minderheit, die Bürgerschaft in den Städten und der grundbesitzende Adel auf dem Lande, so wie auch die Geistlichkeit, in Sprache und Charakter deutsch, und seit dem Sturze des Ordensstaates weder unter schwedischer (theilweise polnischer), noch unter russischer Oberherrschaft davon gewichen sind; sie machen etwa ein Zehntheil der Gesammtbevölkerung aus, haben aber vermöge ihrer sozialen Stellung natürlich einen stärkeren Einfluß auf die übrigen neun Zehntheile, als diese auf sie.[89] Man hat da ein weiteres Beispiel vor sich,

Frankreichs, abgesehen von dem äußeren Zuwachs durch Savoyen und Nizza, sich von innen heraus vermehrt hat, würde sich für die Gegenwart diese Ziffer etwa um $^1/_8$ höher, folglich nahe an anderthalb Millionen stellen.) Das Elsaß besteht aus den Departements Haut- und Bas-Rhin; das alte Lothringen umfaßt die Departements Meurthe, Meuse, Moselle, und Vosges; das vormalige „Gouvernement Flandern" ist das heutige Norddepartement; in Betracht nun, daß am 1. Januar 1862 das letztgenannte 1,303,380, die beiden elsäßischen Departements zusammen 1,093,376, die vier lothringischen zusammen 1,596,125 Einwohner zählten, und daß das Elsaß ethnographisch beinahe ganz deutsch ist, erscheint die Schätzung der deutschen Bevölkerungstheile in den übrigen fünf Departements auf 7- bis 800,000 nicht als zu hoch gegriffen. Was endlich Esth-, Liv-, und Kurland betrifft, so beträgt die Anzahl der dortigen Deutschen (Esth-, Liv-, und Kurländer gegenüber den Esthen, Liven, und Kuren) als ein Zehntheil der Gesammtbevölkerung 175,423. Dies Alles zusammengenommen, stellt sich das Endergebniß wie folgt:

Deutscher Bund ohne Österreich und Preußen .	18,058,867.
Deutsche im preußischen Staat	16,000,000.
Deutsche im Kaiserthum Österreich	7,889,925.
Niederland ohne Luxemburg und Limburg . . .	3,153,925.
Deutsche Belgier	2,839,174.
Deutsche Schweizer	1,882,870.
Deutsche im Elsaß, in Lothringen, und dem französischen Flandern	1,750,000.
Deutsche Schleswiger	250,498.
Helgoland	2,800.
Esth-, Liv-, und Kurländer	175,423.
Gesammtsumme . .	52,003,482.

[89] Livland zählt 883,681, Kurland 567,078, Esthland 303,478 Einwohner, was zusammen 1,754,237 ergibt. Für Kurland gibt R. v. Erkert („Atlas ethnographique des provinces habitées en totalité ou en partie par des Polonais", St. Petersburg, 1863) 58,000 Deutsche an, also etwas über $^1/_{10}$

Digitized by Google

wie unvollkommen ein Ethnograph die geistige Physiognomie eines Landes auffaßt, wenn er prinzipmäßig die Städte außer Rechnung läßt; dem vorherrschenden Charakter nach, mit drei Ständen gegenüber einem, sind jene Ostseelande Provinzen des deutschen Volksthums, welchem auch die Esthen, Liven, und Kuren, schon durch die Religionsgemeinschaft, verhältnißmäßig befreundeter sind, als dem Russenthum. Nicht eben unwichtig, sollte man denken, für die ethnographische Wissenschaft! Wären z. B. in der Lombardei Städte, Geistlichkeit, und Adel in der Weise deutsch, wie es in den alten Ordenslanden zwischen Memel und Narwa der Fall ist, die Lombarden hätten schwerlich die Anwandlung gehabt, einmal Blicke der Sympathie nach Turin zu richten.

Dies ist das ethnographische Deutschland, dessen Kernmasse zugleich der Kern und Mittelpunkt Europa's ist. Allein das ethnographische Deutschland, abweichend hierin von dem politischen, hat auch seine außereuropäischen Besitzungen, seine Kolonien und Niederlassungen über See, und zwar von bedeutender Ausdehnung. Deutsche Ansiedler, fest angesessen auf Grundeigenthum, gibt es in

der Bevölkerung; bei den gleichartigen Verhältnissen kann man unbedenklich für alle drei Länder $^1/_{10}$ als deutschen Bevölkerungstheil annehmen. (Polen finden sich in Kurland nur 13,000.) Auch ist das Deutschthum daselbst keineswegs im Rückschritte begriffen, wie in Lothringen oder Tyrol. Eine Korrespondenz aus Narwa z. B., in der Neuen Preußischen Zeitung vom 15. Juli 1863, spricht zuerst von Narwa als einer „wirklich schönen Stadt mit ausgeprägt deutschem Charakter", und fährt dann weiter fort: „Die Fabrikanlagen und industriellen Etablissements in den baltischen Provinzen mehren sich von Jahr zu Jahr, und die Landgüter steigen im Preise. Das Deutschthum bricht sich auch in Esthland immer mehr Bahn, und deutscher Fleiß und deutsche Sitte heben diese Provinz mehr und mehr; bald dürfte sie ihren Schwestern Kurland und Livland nicht mehr nachstehen." Die große Mehrheit der Bevölkerung in den drei Provinzen ist protestantisch (1,473,009, d. h. beinahe $^6/_7$ der Gesammtheit); katholisch sind 61,836; die russische orthodoxe Kirche zählt dort 175,364 Bekenner, wovon 142,853 in Livland; russische Schismatiker gibt es daneben 16,828. Da man durch Unterstützung von oben herab eine ziemliche Anzahl Esthen und Letten zur russisch-orthodoxen Kirche bekehrt hat, (1846 zählte man solcher Bekehrten in Livland mehr als 30,000,) so ist der Bevölkerungsantheil der russischen Nationalität jedenfalls bedeutend kleiner, als der des russischen Kirchenwesens.

Digitized by Google

allen Welttheilen: in Australien, wie in Amerika, — im asiatischen Rußland (Grusien) und in Holländisch Ostindien (Java ꝛc.), — in dem nordafrikanischen Aldscherien und in dem südafrikanischen Kapland. Die Niederländer auf Java, wo man übrigens auch Oberdeutsche findet, sind dort eben so gut ethnographische Deutsche, wie sie es in Amsterdam sind, und mit den niederdeutschen Boers im Kapland und in Natal, welche auch unter englischer Herrschaft ihren ethnographischen Charakter bewahrt haben, verhält es sich ebenso.[90] Am stärksten ist Amerika mit Deutschen besetzt. In den Vereinigten Staaten allein zählte man 1860 deren 6 Millionen, worunter 4,139,000, die ihr Volksthum unversehrt aufrecht hielten, und 1,861,000, die in verschiedenen Abstufungen veramerikanert, jedoch, wie die Thatsache des Ausscheidens und Zählens oder Schätzens ergibt, noch immer als Deutsche erkennbar waren. Diesem Zahlenverhältniß entsprechend erscheint auch eine Menge deutscher

[90] Europäer überhaupt zählte man in Holländisch Ostindien im Jahr 1860, mit Einschluß europäischer Soldaten und ihrer Abkömmlinge, nur 43,755; dagegen rechnet man die „Boers“ (sprich: Buhrs) in Südafrika auf 200,000. Städtische deutsche Elemente weist Afrika auch in Egypten auf; über Kairo bemerkt, zugleich ein Stück deutscher Wanderlust schildernd, ein neuerer Reisender: „Von den hier lebenden deutschen Professionisten und Handwerkern zeichnen sich viele durch Anfertigung solider Waaren aus. Insbesondere gibt es in der Hauptstadt an dreißig deutsche Tischler, die meist gute Kundschaft haben. Auch fehlt es an Sattlern, Schneidern, und Maurern nicht; Schuster sind weniger zahlreich. Ebenso findet man deutsche Uhrmacher, Buchbinder, und Bäcker, und eine nicht unbedeutende Anzahl deutscher Juden. Deutsche Handwerksbursche wandern überhaupt nicht wenige im Orient, und ich habe sie von allen Zünften und von allen Arten, ordentlich und liederlich getroffen. Auch gibt es unter ihnen viele Originale, die sich entweder durch weiteres Vordringen in unbekannte Länder als Vorläufer wissenschaftlicher Reisenden auszeichnen, oder durch ihre wunderlichen Reisemethoden und Prätentionen als komische Subjekte erscheinen. So kam der Fall vor, daß ein deutscher Handwerksbursche den Weg von Skutari (Stambul gegenüber) nach Jerusalem zu Fuß zurücklegte. Als man ihn in der heiligen Stadt fragte, wie er sich habe durch Kleinasien und Syrien finden können, erwiederte er, daß er den Weg immer an den Küsten des Mittelländischen Meeres bis nach Jaffa verfolgt habe. Auf diese Weise war freilich kein Verirren möglich, aber deutsche Geduld nöthig. Auch ein deutscher Scharfrichter bereiste vor mehreren Jahren den Orient, um, wie sein Paß angab, in seinem Geschäfte sich zu vervollkommnen.“ (Morgenblatt zur Bayerischen Zeitung, 1863, Nr. 52.)

Digitized by Google

Zeitungen in den Vereinigten Staaten. [91] Philadelphia ſchließt mehr Deutſche in ſich, als die große Mehrheit der deutſchen Reſidenzſtädte im Mutterland, nämlich 80,000, und von Neuyork ſagt der engliſche Reiſende Trollope, das deutſche Viertel daſelbſt ſey die

[91] Unter den deutſchen Bauern in Pennſylvanien hat ſich durch Einmiſchung engliſcher Brocken ein verdorbener Dialekt gebildet, deſſen Beſchaffenheit man aus folgenden Muſterchen (Zeitungsanzeigen) erſehen mag:

„Achtung, ihr Bauern! Hier kehrt ein!

Unterzeichneter zahlt den Philadelphia-Preis für einiges Getraide, welches man ihm bringen wird, in Käſch" ꝛc.

(Einiges Getraide, any, d. h. jede Menge, jede Sorte; Käſch, cash, baar Geld.)

Hallo! Hallo! Ihr Schütze!

Eine Schutting mätſch wird ſtattfinden auf Faſtnacht den 16. Februar am Gaſthauſe des Unterſchriebenen am Centre Turnpeik für ein fettes Schwein von 200 ℔. Die Scharfſchütze ſind alle dazu eingeladen. Auch ſoll an ſelbigem Tag ein Faſtnachts-Frolik gehalten werden."

(Schutting mätſch, shooting match, Wettſchießen; turnpike, Zollſtraße, Scheſſee; frolic, Luſtbarkeit.)

Es gibt pennſylvaniſche Blätter, in denen auch die Redaktion nicht beſſer ſchreibt; ſonſt aber ſchreiben die deutſchen Zeitungen in Amerika hochdeutſch, wie in Deutſchland auch. Seltſamer Weiſe hat der pennſylvaniſche Dialekt auch einen Dichter gefunden: einen Pfarrer, Namens Harbaugh. Manche ſeiner Strophen, die zufällig von dem Miſchmaſch rein iſt, lieſt ſich recht hübſch, wie z. B. nachſtehende, welche ganz pfälziſch anklingt:

„Ich wees net, was die Urſach is,
Wees net, warum ich's thu!
Ein jedes Johr mach' ich den Weg
Der alte Hämath zu;
Hab weiter Nix zu ſuche dort,
Ke Erbſchaft un ke Geld: —
Und doch treibt mich das Hämgefühl
So ſtark in d' alte Welt."

Wo es freilich ſo dick mit engliſchen Brocken kommt, wie in der Stelle:

„Ich bin drauß rum in alle Eck'
Getravelled high un' low" —

oder in der ähnlichen:

„Do ſpeila noch die klene Fiſch,
So ſmart wie long ago" —

da geht der poetiſche Eindruck in dem der Widerlichkeit unter. Beſonders ſchlimmer jedoch, als das franzöſiſch-deutſche Rotwelſch, das man mitunter in Deutſchland hören kann, iſt das engliſch-deutſche des Pennſylvaniers am Ende nicht.

Digitized by Google

„drittgrößte deutsche Stadt der Welt," theilt ihm also den Rang unmittelbar nach Wien und Berlin zu. Auf das brittische Nordamerika rechnet man 100,000 deutsche Ansiedler; in Südamerika weist namentlich Brasilien, wenn auch nicht bis zu einer gleich hohen Kopfzahl, deutsche Niederlassungen für Landwirthschaft auf, hat auch eine deutsche Zeitung; an der Küste von Guyana und auf einigen westindischen Inseln findet man die niederdeutschen Holländer wieder; da überdies das amerikanische Festland südlich der Vereinigten Staaten, so wie auch Westindien, reichlich mit deutschen Geschäftsniederlassungen, Handelskontoren (meist hanseatischen) und Gewerben aller Art versehen ist, die das städtische Element überseeischer Ansäßigkeit darstellen, so erstreckt sich die Zahl der Deutschen in diesem Welttheile, welcher noch fortwährend weitere deutsche Einwanderer an sich zieht, immerhin so weit in die siebente Million hinein, daß es von Afrika, Asien, und Australien (in welchem letzteren ebenfalls eine deutsche Zeitung erscheint) keines großen Zuschusses mehr bedarf, um für die Deutschen in fremden Welttheilen überhaupt die Ziffer von 7 Millionen voll zu machen.

In Europa selbst gibt es ackerbauende deutsche Kolonien, zum Theil von ansehnlichem Umfang, im südlichen Rußland, vom Pruth bis zu der Wolga und dem Kuban hinüber. Die älteste und größte derselben, bei Saratoff, auf beiden Ufern der Wolga, hatte 1816 eine Bevölkerung von 61,143 und 1833 bereits von 102,369 Seelen, was ein Zeugniß ungewöhnlich raschen Gedeihens ist; die jetzige Gesammtzahl der deutschen Ansiedler in den Statthalterschaften Saratoff, Bessarabien, Cherson, Jekaterinoslaw, und Taurien [92] schlägt man auf eine Viertelsmillion an. Die deutschen

[92] In der Statthalterschaft Cherson, Kreis Odessa, finden sich unter andern die Ortsnamen Straßburg, Landau, Speyer, Worms, Mannheim (zweimal), Karlsruhe, Baden, Stuttgart; in Taurien, an der Molotschna, abermals ein Karlsruhe, sodann Durlach, Heidelberg, Altona, und auf der Halbinsel Krim ein Heilbronn. Die deutschen Kolonien in Bessarabien haben ein Leipzig und ein Katzbach; vergleicht man indeß die weiteren dortigen Ortsnamen, so sieht man, daß Dies nicht etwa auf Heimathserinnerungen der Einwanderer hinweist; denn neben Leipzig und Katzbach trifft man Borodino, Beresina, Brienne, Arcis ꝛc., also auf eine Gruppe von Kriegserinnerungen, — eine Namenreihe von Schlachtfeldern.

Digitized by Google

Kolonien in Grusien,[91] 8 Gemeinden, worunter ein „Neutiflis," sind die äußersten Endpunkte dieser Ansiedelungen, gehören aber schon in das asiatische Rußland. Sehr zahlreich sind die Deutschen in dem russischen Königreich Polen, dem sogenannten Kongreßpolen, — theils Landwirthe, theils Industrie- und Gewerbsmänner; nach einer statistischen Ziffer aus St. Petersburg ist diese deutsche

[93] Karl Koch, Professor der Botanik in Jena, bereiste wiederholt, 1836 bis 38 und wieder 1843 und 44, das südliche Rußland. Ueber die deutschen Kolonien in Grusien schreibt er das zweite Mal unter Anderm: „Ich habe schon in der Beschreibung meiner früheren Reise Gelegenheit gehabt, der deutschen Kolonisten jenseits des Kaukasus rühmend zu erwähnen. Damals hatte ich vor Allem die Bewohner Katharinenfeld's, 9 Meilen südlich von Tiflis, kennen gelernt; aber keineswegs wurde mir damals eine so günstige Gelegenheit, wie jetzt, wo ich selbst unter und mit Kolonisten lebte, geboten, um diese uns nun leider entfremdeten Landsleute kennen zu lernen. Das schöne Pfingstfest, welches ich in Helenendorf verlebte, war auch ganz geeignet, mich des Umgangs mit seinen Bewohnern zu erfreuen, und der gute Schulmeister, Christian Groß, bei dem man mich einquartiert hatte, trug auch alles Mögliche bei, mir den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Fast alle Einwohner Helenendorfs sind Schwaben, und da mir das schöne Schwabenland aus früherer Zeit bekannt worden war, und ich es liebgewonnen hatte, so konnte ich es auch um so mehr wagen, Parallelen zwischen den daheim Gebliebenen und den Ausgewanderten zu ziehen. Obwohl ein großer Theil der jetzigen Helenendörfer bereits in Transkaukasien geboren ist und ein anderer in der ersten Jugend einwanderte, so sind sie doch in Allem Deutsche und zunächst Schwaben geblieben. Derselbe treuherzige Sinn, dieselbe Religiosität, und dieselbe nicht genug anzuerkennende Thätigkeit und Ordnungsliebe, die mir bei meinen mehrmaligen Wanderungen durch das Schwabenland sich kund thaten, fand ich auch ohne Ausnahme in Helenendorf. Es war mir ein eigenthümliches Gefühl, als ich mich nach langer Entbehrung wieder einmal inmitten eines deutschen Dorfes befand, in dem Jedermann das so treuherzig klingende Schwäbisch redete." ..... „So wenig Einfluß im eigentlichen Rußland die deutschen, zum Theil blühenden Kolonien, wie sie z. B. sich an der Molotschna in Neurußland vorfinden, auf die nächsten Anwohner, selbst die Russen nicht ausgenommen, ausüben, eben so gleichgiltig sieht der Transkaukasier das Gedeihen der deutschen Kolonisten; er ist zu träg, um sich durch Fleiß und Ordnungsliebe einen gleichen Wohlstand zu verschaffen. Die christlichen Völker, wie die Armenier und Grusier, haben von den Deutschen gar Nichts gelernt; wohl aber die schiitischen Tataren Manches, was ihnen nützlich und vortheilhaft schien. „Zwei Dinge sind bei den Deutschen vorzüglich", berichteten mir Gendschaer Tataren, „das Brod und die Wagen"; Beides findet man auch bei ihnen schon hie und da in Anwendung gebracht."

Digitized by Google

Bevölkerung 240,000 Köpfe stark.[94] In den ehemals zu Polen gehörigen westrussischen Provinzen (Witepsk, Mohilew, Minsk, Wilna, Kowno, Grodno, Wolhynien, Podolien, und Kiew) befinden sich nach einer andern russischen Quelle 66,252 Deutsche.[95] Mit den Einwohnern deutschen Stamms in Petersburg, Moskau, Odessa ꝛc. wird die Zahl der Deutschen auf russischem Gebiet, abgesehen von denen in Esth-, Liv- und Kurland, nicht unter 600,000 betragen. In Frankreich leben *mehr* Deutsche, als oben mit der Beschränkung auf die ethnographisch-deutschen Gebietstheile desselben, d. h. für die Elsäßer, Deutsch-Lothringer, und die Fläminger im Norddepartement gerechnet ist; ein ungefährer Überschlag von Berghaus z. B., für die Mitte des 19. Jahrhunderts, schätzt die Deutschen in Frankreich überhaupt auf 2,350,000.[96] Paris selbst stellt ein ansehnliches Kontingent deutscher Einwohner dazu. Es gibt kaum eine europäische Hauptstadt, in der sich nicht auch Deutsche niedergelassen hätten. Auch Konstantinopel hat eine deutsche Kolonie in seinen Mauern; in Rom hat sich eine kleine Völkerschaft deutscher Maler und Bildhauer angesiedelt; auf London, wenn auch keine „Hansa" mehr einen „Stahlhof" da hat, rechnet man 80,000 deutsche Insaßen. Alles zusammengenommen, mit Einschluß auch der schwächer betheiligten Länder, macht man sich wohl keiner Uebertreibung schuldig, wenn man die zerstreuten, d. h. *außerhalb* des ethnographischen Deutschlands lebenden Deutschen in *Europa* auf eine Million anschlägt.

Die Gesammtzahl der Deutschen in allen Welttheilen beträgt demnach 60 Millionen. Literarisch sondern sich Holländer und Fläminger in so fern aus, als sie, statt mit dem übrigen Niederdeutschland zu der gemeinsam deutschen Schriftsprache fortzuschreiten,

[94] R. v. Erkert, in dem bereits erwähnten ethnographischen Atlas der ganz oder theilweise von Polen bewohnten Provinzen, gibt diese Ziffer in der auf seiner ersten Karte befindlichen ethnographisch-statistischen Tabelle. Seine Ziffern beziehen sich, wie er beifügt, auf das Jahr 1858, und sind, was das *russische* Gebiet betrifft, Mittelzahlen zwischen den Angaben des statistischen Büro's und denen der Geistlichkeit.

[95] Nach einer in den „Sapiski" der russischen geographischen Gesellschaft enthaltenen statistischen Uebersicht, ausgezogen in dem „Magazin für die Literatur des Auslandes", 1862, S. 420.

[96] Berghaus, physikalischer Atlas, 14. Lieferung, 1847.

Digitized by Google

auf der Vorstufe dazu stehen geblieben sind, und ihre Provinzialmundart, für jeden Theil überdies eine besondere, zugleich schreiben und drucken. Allein auch so bleiben 54 Millionen Deutsche für die literarische Einheit übrig, der sich das flämisch-holländische Sonderthum zu seinem Schaden entfremdet hat. Die weite geographische Ausbreitung hat das Deutsche zu einer Weltsprache gemacht, so wie es durch seine reiche Literatur eine der großen Kultursprachen geworden ist, die man wegen ihrer geistigen Schätze studiert.[97] Eine Gemeinschaft von 54 Millionen: — das ist ein großartiges Publikum, eine „literarische Republik" ersten Rangs, ein Spielraum für die Wirksamkeit des gedruckten Wortes, wie er nur wenigen Völkern in solcher Ausdehnung zu Gebote steht. Daher die charakteristische Erscheinung, daß nicht selten auch Schriftsteller anderer Nationalität, den Weg zu jenem großartigen Publikum aufsuchend, sich der deutschen Sprache bedienen, sey es statt oder neben ihrer eigenen. Man sah Dies von Schweden, Dänen, Tschechen, Magyaren; — auch von Russen, deren Sprache zwar die eines großen Reichs, aber über dessen Gränze hinaus wenig gekannt ist. Der dänische Dichter Öhlenschläger, welcher eben so, wie sein Landsmann und Zeitgenosse Baggesen, seine Schriften vorzugsweise deutsch herausgab, führt gelegenheitlich einer Vorrede als Beweggrund an, daß er in dänischer Sprache es nicht über 600 Leser

[97] Marsh, ein Amerikaner englischer Zunge, sagt in dieser Beziehung: „Betrachten wir den ungeheuern Reichthum und hohen Werth der deutschen Literatur. Von den drei Millionen gedruckter Bände, die man als vorhanden annimmt, rechnet man mehr als ein Drittel auf die deutsche Sprache. Deutsche Gelehrsamkeit umfaßt jedes Fach menschlicher Forschung, und die Anstrengungen deutscher Gelehrten haben mehr zur Erweiterung des Wissens neuerer Zeit beigetragen, als die Bemühungen der ganzen übrigen christlichen Welt zusammengenommen. Jeder Gelehrte, der mit Deutschlands Literatur vertraut ist, (aber „vertraut" ist nicht das rechte Wort, denn das Leben ist zu kurz, als daß ein Einzelner ihre unendlichen Schätze zählen könnte,) wird völlig einräumen, daß sie unendlich viel höher steht, als irgend eine andere Literatur; — ich möchte sagen: als alle anderen Literaturen. Ein großer Theil unserer Bevölkerung" (in den Vereinigten Staaten nämlich) „ist deutscher Abstammung; deutsch ist die Muttersprache weiter Länderstrecken auf nordamerikanischem Boden. Dennoch enthält die Kongreßbibliothek nicht hundert, ja vielleicht nicht fünfzig Bände in dieser Sprache." (Blätter für liter. Unterh., 1847, Nr. 177.)

Digitized by Google

bringe.[98] Auf dem großen Slawenkongreß, der 1848 in Prag tagte, kam man nothgedrungen zu der Entſchließung, deutſch zu verhandeln; es war die einzige Sprache, in der ſich Nord- und Südſlawen gegenſeitig verſtanden. In Kroatien ſtritt um dieſelbe Zeit ein Agramer Blatt emſig gegen das Deutſchthum an, that es aber auf deutſch, alſo mit thatſächlicher Anlehnung an Das, was es bekämpfte; in Schleswig nahm ſpäter die Flensburger Zeitung eine ähnliche Rolle auf, ſich in däniſchem Sinn ereifernd gegen das Deutſchthum, dazu aber deſſen Sprache borgend, — offenbar weil ſie darin einen Vortheil ſah. Hier war die Wahl des Mittels eigentlich ſchon eine Entſcheidung der Streitfrage; denn wenn die Flensburger Zeitung ſelber das Deutſche vorzog, aus welchem Grunde ſollten andere Schleswiger Dies unterlaſſen? Der ſtatiſtiſche Kongreß in Berlin, 1863, verhandelte in drei Sprachen: deutſch, engliſch, und franzöſiſch; die Ruſſen, Schweden, Norweger, Dänen, und Ungarn ſprachen deutſch.[99] Von derartigen Beiſpielen aus fällt denn ein recht heller Lichtſtrahl auf den Widerſinn, im Beſitz einer deutſchen Mundart, zu der Hochdeutſch die natürliche Schriftſprache iſt, ſich des Zuſammenhangs mit einer Weltſprache zu berauben, um dafür z. B. holländiſch zu ſchreiben. Auch die ſogenannte flämiſche Bewegung in Belgien ſiecht an dieſem Grundfehler. Das Franzöſiſche als Staatsſprache daſelbſt iſt rein künſtlich eingeimpft; ſo ſehr künſtlich, daß man eben ſo gut das Engliſche hätte zur Staatsſprache beſtimmen können: es wäre der Mehrheit im Lande näher geſtanden, als das Franzöſiſche, den Wallonen aber nicht ferner, als die jetzige Staatsſprache den Flämingern. Gegen eine ſo koloſſale Unnatur, noch

[98] „Le plus célèbre des auteurs danois, le poëte Öhlenschläger, a traduit lui-même ses meilleurs ouvrages en allemand, et c'est à partir de ce moment qu'il s'est fait une réputation européenne. Quand j'écris en danois, dit-il tristement dans une préface, je n'écris que pour six cents personnes.“ (Vandenhoven.) Adam Gottlob Öhlenſchläger, geb. zu Kopenhagen 1779, ſtarb daſelbſt 1850. Jens Emanuel Baggeſen, geb. 1764 zu Korſör auf Seeland, ſtarb 1826, auf der Rückreiſe von Paris nach Dänemark begriffen, in Hamburg.

[99] Es waren 13 Ruſſen, 7 Norweger, 2 Dänen, 2 Schweden, und 2 Ungarn anweſend. Die Portugieſen (2), Spanier (3), und Italiener (4) bedienten ſich der franzöſiſchen Sprache.

Digitized by Google

dazu eine politische Gefahr für Belgien,[100] müßte, scheint es, nicht so überaus schwer aufzukommen seyn; allein auf der andern Seite, was die Fläminger übersehen, ist es eben nicht minder gegen den Naturlauf der Dinge, daß ein Zwerg einen Riesen übermannen soll. Eine Sprache wie die französische, ob auch außerhalb ihres Stammlandes, kann nicht vermittelst der flämischen Mundart, welche selbst blos der Dialekt eines Dialektes, nämlich blos eine Unterabtheilung des Niederdeutschen überhaupt ist,[101] — kann nicht mit flämischer, sondern nur mit deutscher Literatur wirksam bekämpft werden. Das Deutsche ist eine literarische Großmacht; das Flämische ist ein Kleinstaat, der ein brauchbares Kontingent stellen, nicht aber von sich aus eine andere Großmacht angreifen kann. So lange die flämische Bewegung sich nicht zu einer deutschen erhebt, dreht sie sich unersprießlich im Kreise herum. Hubert Vandenhoven, selbst ein Fläminger, würdigt die Verhältnisse sehr unbefangen, indem er sagt: „Das Sprachgebiet der flämischen Mundart, selbst wenn man Holland mit beizieht, ist zu eng; sie kommt nicht auf gegen die drei großen Sprachen, von denen sie rings umschlossen ist. Auch lesen in Holland heutzutage die gebildeten Stände zweimal so viel französische, deutsche, und englische Bücher, als solche aus dem eigenen Land. Jedweder Holländer von guter Erziehung versteht mindestens eine dieser Sprachen, mancher auch alle drei, und der Schriftsteller, der von Europa gelesen seyn will, schreibt

[100] Schon 1671 schrieb Bouhours: „La langue latine a suivi les conquêtes des Romains, mais je ne vois pas qu'elle les ait jamais précédées. Les nations que ces conquérans avaient vaincues, apprenaient le latin malgré elles; au lieu que les peuples *qui ne sont pas encore soumis à la France*, apprennent *volontairement* le français.“ Noch nicht unterworfen, aber einstweilen freiwillig französisch lernend!

[101] Sowohl Fläminger als Holländer scheinen diesen Sachverhalt erst in neuerer Zeit entdeckt zu haben. In Holland, sagt Vandenhoven, sey derselbe bis in dieses Jahrhundert herein höchstens einigen Gelehrten bekannt gewesen; in Belgien habe vor Willems Niemand eine Ahnung gehabt, daß die Mundart von Flandern und Brabant gleichartig sey mit der des übrigen Niederdeutschlands. „C'est en réalité Mr. Willems, qui a le premier fait connaître aux Flamands, que leur langue se parle jusqu'à Danzig et Königsberg.“ (Johann Franz Willems, geb. 1793 in einem Dorfe bei Antwerpen, gest. 1846 in Gent, war einer der Vorkämpfer der flämischen Bewegung.)

Digitized by Google

franzöſiſch oder lateiniſch. So ziemlich eben ſo ſteht es in Dänemark und Schweden, wo die deutſche Literatur Tag für Tag weiter eindringt, trotz der heldenmüthigen Gegenwehr der einheimiſchen Schriftſteller, welche Fuß für Fuß die eigene Sprache vertheidigen.“ In Bezug auf die flämiſche Bewegung ſpricht Vandenhoven ſeine Zweifel aus, ob ſie auch nachhaltig ſeyn werde. „Wenn einmal die erſte Begeiſterung verraucht iſt“ — fragt er — „wird man alsdann noch Schriftſteller finden zu der Hingebung an eine Sprache, die ihnen höchſtens eine Winkelberühmtheit verſchaffen kann? Und wenn ein Mann von Schenie unter ihnen auftaucht, glaubt man, er werde nicht ſehnſüchtig ſeyn, von Europa geleſen zu werden, und gleich dem alten Öhlenſchläger alsbald ſeine kleine ländliche Schalmey bei Seite thun, um nach der mächtigen Poſaune der Lamartine oder Schiller zu greifen, die ihm einen Wiederhall bis an die Enden Europa's verſpricht?“ [101]

[102] „D'un autre côté, si l'on veut faire du flamand une langue littéraire, on rencontre des obstacles sérieux: le domaine de cet idiome, même en y comprenant la Hollande, est trop restreint; il ne peut lutter avec les trois grandes langues, qui le cernent de toute part. Aussi lit-on aujourd'hui en Hollande, dans la classe instruite, deux fois plus d'ouvrages français, allemands, et anglais, que d'écrivains nationaux. Tout Hollandais bien élevé connaît au moins l'une de ces langues, quelquefois toutes les trois, et l'auteur qui veut se faire lire de l'Europe, écrit en français ou en latin. Il en est à peu près de même en Danemark et en Suède, où la littérature allemande pénètre de jour en jour davantage, malgré les efforts généreux des écrivains de ces pays, qui défendent pied à pied la langue nationale“.....

„On ne manquera pas d'opposer à ce raisonnement l'ardeur et le zèle, qui se manifeste depuis plusieurs années dans nos provinces flamandes en faveur de la langue maternelle. Mais qui peut assurer, que ce mouvement sera durable? Quand les premiers moments d'enthousiasme seront passés, trouvera-t-on encore des écrivains, qui consacrent leurs veilles à des publications, dont ils ne peuvent attendre qu'une gloire de clocher? Et s'il surgissait parmi eux un homme de génie, croit-on qu'il ne sente pas le besoin d'être lu de l'Europe, et, qu'imitant Öhlenschläger, il ne dépose pas bientôt son humble chalumeau pour emboucher la trompette puissante des Lamartine ou des Schiller, qui fasse retentir son œuvre jusqu'aux extrémités de l'Europe?“

Vandenhoven ſelbſt geht übrigens nicht, wie man hienach glauben könnte, auf Annahme der deutſchen Schriftſprache von Seite der Fläminger, ſondern

Digitized by Google

So viel ist es werth, der deutschen Zunge anzugehören. Sie klingt weit; sie klingt durch ganz Europa und darüber hinaus; in den fremden Welttheilen ist sie sogar ausgebreiteter, als die französische, gleichwie auch der französische Seeverkehr von dem deutschen, selbst mit der Beschränkung auf das politische Deutschland, überboten wird. Die deutsche Nationalität umfaßt 60 Millionen, die Gemeinschaft der deutschen Schriftsprache 54, das ethnographische Deutschland, wobei Holländer und Fläminger wieder mitzählen, 52. Das politische Deutschland, d. h. der Deutsche Bund, welcher übrigens auch Volkstheile nicht deutschen Stamms in sich begreift, zählt nur etwa 45 Millionen. Sollte jemals Europa frisch ausgetheilt werden, auf daß jede Nationalität, die dazu stark genug ist, einen Staat bilde, Deutschland käme nicht zu kurz dabei; — es hätte weit mehr zurück zu empfangen, als herauszugeben.

auf eine Einigung sämmtlicher niederdeutschen Mundarten vermittelst Annahme einer gemeinsamen Orthographie aus. Das Erstere, wie er sagt, hielt er eine Zeit lang für thunlich, kam aber von dieser Ansicht wieder ab, weil er sah, daß zu viele Vorurtheile im Weg stehen; der Gründung einer neuen Schriftsprache in Deutschland indeß, wie er sie vorschlägt, stehen offenbar ungleich größere Hindernisse im Weg, und zwar nicht aus bloßem Vorurtheil. Man wird nicht von der Sprache Schiller's und Goethe's zu einer Mundart zurückkehren; auch eine geeinigt niederdeutsche, um sein eigenes Gleichniß fortzusetzen, würde zwar eine etwas größere, aber doch immerhin nur eine „Schalmey" seyn.

Digitized by Google

Rhein und Donau.

Digitized by Google

Germania, zu kecem Hadern
Ermanne dich, o Weib!
Noch unterbunden sind die Adern
An deinem Riesenleib;
Noch an der Ströme Munde
Stehn Fremdling' in die Runde:
Erhebe dich! vertreib, vertreib!

Wilhelm Wackernagel.
(1843.)

Digitized by Google

Hätte das politische Deutschland Nichts vom ethnographischen eingebüßt, so wäre es eine Macht, von der man mit mehr Recht, als von irgend einer andern, sagen könnte, es dürfte kein Kanonenschuß in Europa abgefeuert werden ohne ihre Erlaubniß. Friedrich der Große sagte Dies einst von Frankreich, „wenn er dessen König wäre"; er hätte näher gehabt, es von Deutschland zu sagen, welchem von Natur aus die Bestimmung dazu obliegt. Eine jede Nation empfängt einen natürlichen Beruf von ihrer geographischen Lage, ihrer geistigen Begabung, und dem Maß ihrer Ausstattung an äußern Mitteln, nämlich an Menschenzahl und Waffenbereitschaft. Die deutsche ist durch ihren Platz in der Mitte Europa's darauf angewiesen, alle andern ringsum auseinanderzuhalten; ihre Stärke an Zahl in Verbindung mit ihrem kriegerischen Charakter gibt ihr die Machtmittel dazu, während ihr angeborner Rechtssinn eine Bürgschaft gegen den Mißbrauch derselben ist. Versäumt sie diesen ihren Beruf durch Spaltung in sich selbst, so wächst ihr gleichmäßig aus ihrer geographischen Lage die natürliche Strafe für ihr Versäumniß zu, und diese besteht darin, daß sie, anstatt die andern Nationen auseinanderzuhalten, vielmehr den Tummelplatz für deren Eifersucht, den Boden für deren Schlachtfelder, und am Ende den Stoff zur Austheilung von Beute hergibt. Vom dreißigjährigen Krieg an bis zum Sturze Napoleons I. ist das Letztere ihr Loos gewesen; es ist ihr dringendstes Interesse, daß sich Solches nie mehr wiederhole, und das ist auch das wohlverstandene Interesse Europa's, denn es ist das des europäischen Friedens.

Der natürliche Beruf Deutschlands bringt ein natürliches System deutscher Politik mit sich, das sich in gleicher Art folgerecht aus

Digitized by Google

der geographiſchen Lage entwickelt. Zwiſchen Gebirg und Meer ſtemmt man ſich an, wie zwiſchen zwei Wänden, oder, wie es im Volksmunde heißt,

In Gebirgen und an Meeren
Weiß der Mann ſich zu wehren.

Soll man vollends Andere auseinanderhalten, ſo bedarf man der eigenen Anſtemmung doppelt. Von dem Meere darf ſich eine große Nation ohnehin nicht abſperren laſſen, wenn ſie ſich nicht ihres Ranges begeben will. Das Meer iſt die allgemeine Handelsſtraße der Nationen; der Weg dahin iſt vor allen andern ein „Dietweg", d. h. ein ſolcher, den man nach einem alten Spruche („iter populo debetur") dem Volke ſchuldig iſt; die Berührung mit dem Meer iſt die Sicherung des Antheils an dem Weltverkehr. So lehnen ſich denn die Intereſſen der Machtſtellung an Gebirge an und ziehen dem Lauf der Ströme nach bis zu deren Ausfluß; ein Strom iſt ſo zu ſagen ein Arm, der ſich nach der See ausſtreckt, und das Gebirge, von dem er ausgeht, die Schulter dazu. Eine Nation von Rang, um nicht abhängig zu ſeyn, muß eine eigene Seeküſte, muß die Mündungen ihrer Ströme beſitzen. Ein Strom, deſſen Mündung man nicht ſelber beherrſcht, iſt ein abgeſperrter Weg, eine unterbundene Ader, ein ausgeſtreckter Arm ohne Hand; der Entfremder der Mündung iſt ein Pförtner, der dem Hausherrn den Hausſchlüſſel vorenthält; er ſperrt ihn willkührlich ab von dem freien Verkehr mit der Außenwelt. In einem weitern Sinne gebrauchte Alexander I., Kaiſer von Rußland, das bekannte Gleichniß, daß Konſtantinopel der Schlüſſel zu ſeinem Hauſe ſey. Zwar ſind die Mündungen der ruſſiſchen Ströme, die ſich dem Schwarzen Meere zuwenden, in keinem andern Beſitz, als in dem Rußlands; allein da das Schwarze Meer nur ein Binnenmeer iſt, ſo bildet es gleichſam einen Vorhof, als deſſen Thor Konſtantinopel den Ein- und Ausgang öffnet oder verſchließt. Auf dieſen „Hausſchlüſſel" übrigens hat die Donau genau dasſelbe Recht, wie der Don oder der Dnieper. Ganz ebenſo verhält es ſich anderſeits mit Kopenhagen, welches für die Oſtſee Das iſt, was Konſtantinopel für das Schwarze Meer, nämlich deſſelbigen gleichen ein „Hausſchlüſſel", und zwar für Deutſchland eben ſo

Digitized by Google

gut, wie für Rußland. Weder Kopenhagen noch Stambul würde der eine Theil dem andern, der Russe dem Deutschen gönnen oder umgekehrt; dagegen sind Beide übereinstimmend betheiligt, wenn es sich darum handelt, sey es an den Dardanellen oder am Sund, nicht von dem Einfluß eines Dritten überholt zu werden.

Rhein und Donau, als die beiden Hauptströme Deutschlands, bezeichnen auch zwei Hauptrichtungen deutscher Interessenpolitik, so wie das Hochgebirge, dem sie entspringen, die Zusammengehörigkeit dieser Interessen bezeichnet. Bei Passau nämlich, wo sich der Inn in die Donau ergießt, ist er der stärkere Wasserarm; nimmt man von dort aufwärts den Inn als das Hauptgewässer an, so hat man die Quellen der zwei deutschen Hauptströme nebeneinander in Graubünden, während übrigens auch der Schwarzwald, auf welchem die Brege und die Brigach sich als „Donau" vereinigen, dem Ursprung des Rheines nicht sehr fernab liegt. Der Rhein hat den Vorzug vor der Donau, daß er in offene See mündet, nicht in ein Binnenmeer mit verschließbarem Ausgang. Gleichwohl ist ihm die Donau fast ebenbürtig an Bedeutung für Deutschland, und sie wird es vollauf werden, wenn erst die Gestade des Schwarzen Meers ringsum wieder von civilisirten Völkern bewohnt sind. Im Verlaufe des Mittelalters sah die Donau deutsche Kreuzfahrer nach dem Morgenlande ziehen; in einer vielleicht nahen Zukunft, wenn das türkische Reich seinem Siechthum erliegt, mag sie Schiffe voll deutscher Auswanderer tragen, denen alsdann, anstatt Amerika's, die gewesene Türkei eine „neue Welt" eröffnet. Sowohl Rhein als Donau haben ein ansehnliches Stück deutscher Geschichte in sich abgespiegelt; sowohl Donau als Rhein sind mit dem Zauber deutscher Sage und Dichtung umwoben. Schon in den Nibelungen spielen Rhein und Donau, Worms und Pechlarn nebeneinander mit. Hat in neuerer Zeit die Poesie sich mehr dem Rheine zugewendet, ja fast einen Götzendienst mit ihm getrieben, so rührt Dies eben daher, daß der Vater Rhein, trotz deutscher Weihe durch Liedersang und Sagenduft, deutsche Kinder verloren hat, die man in seinem Namen zurückverlangt. In diesem Sinne sang Max von Schenkendorf, der „Kaiserherold", in seinem Rheinlied:

Wir wollen ihm auf's neue schwören:
Wir müssen ihm, er uns gehören.

Digitized by Google

Es ist bemerkenswerth, wie frühe man in Deutschland solche Interessen zu verstehen anfieng; mag auch mitunter eine Art von instinktartiger Eingebung vorgewaltet haben: — genug, man gieng darnach thatsächlich zu Werk. Der noch ungeschwächten Macht der alter Römer gegenüber waren Rhein und Donau deutsche Gränzströme gewesen; jenseits hatten römische Besatzungen ihre Standquartiere hinter Mauer und Wall, und daher kommt es, daß noch heutzutage — so tief drückt der Gang der Geschichte seine Fußstapfen ein! — die Städte am Rhein vorzugsweise auf dem linken, die Städte an der Donau vorzugsweise auf dem rechten Ufer liegen. Nun ist ein Stromgebiet mit seiner Verzweigung von Nebenflüssen und Nebenbächen bis zu den Quellen hinauf dem Astwerk eines stattlichen Baumes vergleichbar; dem Volk also, das nur die eine Seite im Besitz hat, ist der Baum unnatürlich halbirt, verstümmelt, zur Hälfte entästet und kahlgeschoren. Die alten Deutschen stellten von ihrem Standpunkt aus die natürliche Ergänzung her, indem sie die jenseitige Hälfte gleichfalls an sich nahmen; hier ließen sie sich auch so dicht nieder, daß die neue Erwerbung zugleich ethnographisch deutsch wurde und es in der Folgezeit blieb. Wo nicht eine derartige Umwandlung der vorher durch Rom bewirkten entgegentrat, (denn die römische Herrschaft hatte romanisirt,) da hatten die deutschen Eroberungen im Römerreich eine umgekehrte Folge, nämlich den allmähligen Verlust des Deutschthums von Seite der Eroberer selbst, also eine Einbuße für die deutsche Nation.

Eine Zeit lang schien es, als ob auch die Rhone mit in das deutsche Stromsystem sollte hereingezogen werden. An der Quelle sind Rhein, Inn, und Rhone Nachbarn; von diesem Scheitelpunkt aus hätte Deutschland alsdann, wie mit dem Rheine nach der Nordsee und mit der Fortsetzung des Inns nach dem Schwarzen Meere, so mit der Rhone einen Wasserarm nach dem Mittelmeer ausgestreckt. Es waren die Burgunder, die sich, ehedem zwischen Oder und Weichsel ansäßig, zuletzt an der Rhone und am Juragebirg eine neue Heimath gegründet hatten. Auch aus der Verschmelzung mit dem fränkischen Reiche tauchte wieder ein Königreich Burgund auf, ansehnlichen Umfangs, denn so, wie es 1032 an Deutschland kam, reichte es vom Mittelmeer bis über den Jura, das jetzige südöstliche Frankreich (auch Savoyen mit) und die

Digitized by Google

westlichen Theile der heutigen Schweiz umfassend. Könige von Burgund waren nun die deutschen Kaiser; Konrad II. wurde 1033 in Peterlingen (Payerne), Heinrich III. 1038 in Solothurn, Friedrich I. in Arelat (Arles) 1178 in jener Eigenschaft gekrönt; wenn der Machtbesitz des Königthums der äußern Majestät entsprochen hätte, so wäre die Rhone ein deutscher Strom, Welsch-Leyden (Lyon) ein deutscher Handelsplatz, Marseille ein deutscher Seehafen gewesen. Allein das Band zwischen Burgund und Deutschland war nur ein lose geschlungenes. Karl IV. war der letzte deutsche Kaiser, der die burgundische Krönung empfieng (1364 in Arles); das Band lockerte sich mehr und mehr, und Burgund selbst, nicht mehr dadurch zusammengehalten, bröckelte auseinander. Als man in Deutschland die Eintheilung in Kreise vornahm, 1500, waren von dem Königreiche Burgund noch übrig und wurden dem „rheinischen Kreise", welcher nachmals der „oberrheinische" hieß, zugetheilt: das Herzogthum Savoyen, die Reichsstädte Basel und Bisanz (Besançon), das Bisthum Bisanz (später Erzbisthum), die Bisthümer Sitten, Lusann (Lausanne), Genf, und Basel. Die Grafschaft Mümpelgard (Montbeillard), bei der Kreiseintheilung außer Acht gelassen, hatte gleichfalls zum arelatischen Burgund gehört. Mümpelgard und das Fürstbisthum Basel (Bruntrut) blieben dem deutschen Reich am längsten; sie giengen erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts verloren, kamen aber selbst 1815 nicht an Deutschland zurück.

Den Rhein nahmen die gegen die Römer vorrückenden Deutschen vollständig in Besitz, von der Quelle bis zur Mündung; im Stromgebiete der Donau hingegen, bis weit von der Mündung aufwärts, hinterließen sie die früher innegehabten Landstriche nachrückenden Völkern. Indeß wurde stets wieder ein deutscher Antrieb sichtbar, auch der Donau nach die Richtung auf das Meer zu einzuschlagen. Karl der Große nahm den Avaren wieder Donauland ab bis zur Theiß; den Magyaren gegenüber, welche an der Donau herauf drangen, rückte die Mark Ostrich wieder an die Leitha vor; in dem mittlerweile christlich gewordenen Ungarn finden wir dann eine Kette deutscher Ansiedelungen längs der Karpathen und nach Siebenbürgen hinein. Wäre der Deutsche Orden im siebenbürgischen Burzenlande geblieben, er hätte wohl eben so, wie es ihm in Preußen gelang, dort vorschreitend weiter kolonisirt, wohl auch das Meer erreicht, und

Digitized by Google

der Besitz der Seeküste hätte ihm auch das Verständniß des „Hausschlüssels“ in Konstantinopel eröffnet, lange bevor ein russisches Stichwort daraus wurde. Als in der Folgezeit Ungarn den Türken erlegen war, machte sich recht anschaulich die Wechselwirkung geltend, welche die Donau auf den Rhein, und hinwiederum der Rhein auf die Donau ausübte; denn während von Ungarn aus der Halbmond Wien und damit ganz Deutschland bedrohte, beinahe zwei Jahrhunderte lang, waren die „allerchristlichsten“ Könige von Frankreich, um an der Donau die Vertheidigung des Rheins zu lähmen, mehr als einmal türkische Bundesbrüder. Führten sie Etwas gegen das deutsche Westland im Schilde, so hetzten sie vorher im Osten, an Deutschlands anderem Ende, den türkischen Sultan auf, und der Janitschar oder Spahi, ohne es zu wissen, stritt alsdann an der Donau für ein französisches Rheingelüste. Die französische Politik, wenn es nach ihr gegangen wäre, hätte Ungarn türkisch gelassen; nur bei Deutschland war Hilfe. So wurden Deutsche und Ungarn, mit Ausnahme der türkisch-gesinnten, natürliche Alliirte, durch ein Gebot moralischer Nothwendigkeit zusammengeführt. Mit der ungarischen Krone übernahm das Haus Habsburg den Beruf, Ungarn von den Türken zu befreien, und den hat es erfüllt; eine weitere Aufgabe, der Donau die Freiheit ihrer Mündung zu sichern, auf daß jeder feindliche Einfluß dort ferngehalten sey, schwebt noch unabgeschlossen ob. Es ist Dies ein unabweisliches Interesse für Gesammtösterreich, auch ein gemeinsam deutsches zugleich, und nur eine Großmacht ist seiner Vertretung gewachsen. Jedwedes neue Auftreten der „orientalischen Frage“, wie man die türkische zu nennen pflegt, (der „Orient“ ist größer,) bringt auch die Frage der Donaumündung mit auf die Bühne.

Die Mündung der Etsch weist Deutschland an das Adriatische Meer; auch um seinen Beruf des Auseinanderhaltens zu erfüllen, muß es dort bis ans Meer reichen. Ueberdies bedarf es eines Seeweges, um dem Engpasse von Konstantinopel, dem „Hausschlüssel“ seiner Donaulande, auch von der Südseite her beikommen zu können. Es ist Dies ein natürliches Interesse Deutschlands, — anders und besser berechtigt, als ein Interesse Frankreichs, Korsika, oder des entlegenen Englands, Malta zu besitzen, während durch den Nichtbesitz dieser Inseln keinem der beiden Länder ein „Dietweg“,

Digitized by Google

eine natürliche Straße versperrt wäre. Die deutschen Völker, die das altrömische Reich umwarfen, giengen allerdings weiter; sie nahmen Italien, wie es die Römer aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammenerobert, (Oberitalien z. B. war keltisch gewesen,) als neue Heimath für sich, verloren aber dadurch auch den Zusammenhang mit Deutschland. Dem Reiche der Ostgothen folgte ein longobardisches, späten Enkeln eine Namenserbschaft in der heutigen „Lombardei" hinterlassend; die Longobarden hinwiederum erlagen dem fränkischen Reich, welches von Deutschen regiert war, auch das eigentliche Deutschland in sich begriff, jedoch ebenfalls über deutsche Interessen hinausgieng. Als das fränkische Reich zerfiel, faßte Otto I. wieder einen natürlichen deutschen Anspruch auf, indem er Istrien und die Mark Verona eroberte, 951, und Dies war denn auch eine dauernde Erwerbung. Von einem gleichen Verständnisse wahrer Interessen zeugt jene Reihefolge deutscher Ansiedelungen links der Etsch, von denen die „sieben" und die „dreizehn Gemeinden" noch als schwache Reste übrig sind. Die Ottonen und die Salier legten dort eine staatsmännische Begabung an den Tag, der gegenüber die Neuzeit, obwohl mit allen Hebeln der politischen Administration ausgerüstet, nur ethnographische Einbußen erzielt hat.

Von dem Elbegebiet war den Deutschen, in Folge ihres Vorrückens in südlicher und westlicher Richtung, mehr als die Hälfte verloren gegangen; das alte Böheim selbst, das Quellenland der Elbe, war ihnen entfremdet. Allein auch hier bewährte sich ihr praktischer Blick für das Zusammengehören der Stromgebiete. Noch vor Ende des 10. Jahrhunderts war Böhmen — mit seinen Gebirgen ringsum, in denen übrigens ein deutscher Bevölkerungsstamm zurückgeblieben war, gleichsam eine Zitadelle für Deutschland — wieder in Verkehr und Genossenschaft mit demselben, sowohl kirchlich als politisch. In deutsche Kirchenverbindung trat Böhmen schon 973 ein, als das neu errichtete Bisthum Prag den Erzbischoff von Mainz zum Metropoliten erhielt; das politische Band, nach einem jeweiligen Risse stets wieder neu geknüpft, wie bereits 895 auf dem Reichstage zu Regensburg, war schon 1086 ein so inniges geworden, daß durch kaiserliche Verleihung der Herzog von Böhmen, Wratislaw, damals in den Rang eines Königs vorrückte. In der

Digitized by Google

Folgezeit wurde die böhmische Königswürde erblich; auch eine Churstimme stand bei Böhmen; zu wiederholten Malen, unter Karl IV., Wenzel, Rudolf II., wurde von Prag aus das deutsche Reich regiert. Das deutsche Gesammtleben umfaßte auch das böhmische mit; es läßt sich keine Geschichte Böhmens schreiben, in die nicht die deutsche verflochten wäre. Auch war Dies nicht eine zufällige oder willkührliche Entwicklung, sondern eine Naturfolge aus der geographischen Lage des Landes. Beinahe ganz Böhmen ist Elbegebiet. Daß es den weitern Lauf und die Mündung des Stroms nicht selber erwerben, vermöge seiner Interessen aber diesen Weg zu dem Meer auch nicht wohl entbehren kann, — Dies war die Zuweisung Böhmens an das deutsche Reich als in seinen natürlichen Zusammenhang. Dies ist auch seine natürliche Zuweisung an den deutschen Bund, und es wird seine natürliche Zuweisung an Deutschland bleiben, gleichviel wie die deutsche Vereinigung heißen möge.

Die Seeküste reiht die Strom- und Flußmündungen gleichsam an einem Faden auf; sie beherrscht die Wasserwege in das Binnenland hinein, wie die binnenländische Verkehrsrichtung nach der See zu auswärts; sie ist die Zusammenfassung der Strominteressen. Das Verständniß der Deutschen hiefür drückte sich in einer Thatsache aus: sie setzten sich so breit als möglich an der Seeküste fest. Zur Zeit ihrer weitesten Ausbreitung war das Küstenland von der Scheldemündung bis nach Holstein hinüber, und von Holstein wieder bis über Reval hinaus zu der Mündung der Narwa in ihrem Besitz, und auf den beiden Meeren, welche diese langgestreckte Küste bespülen, sprachen sie die Herrschaft an. Der Deutsche Bund, welchem auch das Küstenland bedeutend eingeschrumpft ist, hat dermalen weder eine Handels- noch eine Kriegsflagge, hätte auch, was die letztere betrifft, kein Schiff dazu; die Großmacht Preußen, 1848 zur See wehrlos gegen Dänemark, hat erst seitdem einen Anfang von Kriegsmarine, und zwar einen bescheidenen; die übrigen Bundesstaaten an Ost- und Nordsee haben auch Das noch nicht. Das ältere Deutschland besaß, was dem neuzeitlichen abgeht: — es hatte eine Seemacht. Heutzutage muthet es einen eigenthümlich an, wenn man von Zeiten liest, wo deutsche Kriegsschiffe „auf Engländer kreuzten", oder eine deutsche Kriegsflotte drohend vor

Digitized by Google

Kopenhagen oder Stockholm erschien; es sticht gar zu stark ab von der Gegenwart. Und solche Dinge that nicht Kaiser und Reich, sondern ein schlichter Handelsverein deutscher Städte, die Hansa genannt.[1] Es waren ihrer 80 oder 90, worunter auch solche von geringer Einwohnerzahl; Reichsstädte die wenigsten, die Mehrheit unter Landesherrn; manche lagen gar nicht einmal an der See.[2]

[1] Hansa = Verein, Handelsinnung, Schaar (in letzterem Sinne schon bei Ulphilas im Evangel. Marc. 15, 16, entsprechend dem lat. cohors). Hansgraf, in Regensburg ein von der Einsetzung des betreffenden Handels- und Innungsgerichtes durch Karl d. Gr. (799) bis in das 19. Jahrh. fortgeführter Amtstitel, = Vorstand einer Hansa (Innung) und Richter in Handels-, Markt-, und Handwerkerstreitigkeiten.

[2] Die Angaben über die Zahl der theilnehmenden Städte schwanken, je nachdem man den Begriff der Theilhaberschaft weiter oder enger faßt, sind auch je nach der Zeit verschieden; um 1550 waren es nur noch 66. Friedrich Wilhelm Barthold in seiner „Geschichte des deutschen Städtewesens" gibt folgenden Überblick: Die Hansa .... „fühlte sich nicht beirrt durch den Artikel der Goldenen Bulle, welcher nur Reichsstädten, dergleichen außer Lübeck allein Dortmund, Goslar, Mühlhausen, und Nordhausen, das Vereinsrecht zugestand. Die Zahl der hansischen Schwestern, die daheim auf verschiedenen Stufen gemeinheitlicher Ausbildung beharrten, aber überwiegend innerer Selbständigkeit vor ihren Landesherren genossen, betrug in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts weit über 80, wenn man die kleineren rührigen Gemeinwesen hinzurechnet, die nicht selbst auf Hansetage berufen wurden, sondern sich durch die „Sprache" größerer Nachbarstädte vertreten ließen. Ja man darf behaupten, daß fast alle Städte des nördlichen und mittleren Deutschlands, von der esthländischen Küste an bis nach Flandern, von Niederschlesien durch die Mark bis an den Thüringer Wald und die Nordgränze Hessens, durch stilles oder öffentliches Einverständniß zum Bunde gehörten, die Interessen desselben förderten, wenn ihre Bürger und Söldner auch nicht in die hansischen Fehden gerufen wurden. Es umfaßte aber diese nordische Handelswelt drei sogenannte Drittel: das wendische mit dem Vororte Lübeck, den mecklenburgischen, holsteinischen, pommerschen, und vielen niedersächsischen Städten im Innenlande, zu denen auch Hamburg und Bremen sich rechneten; auch die Städte an der Süderſee, Hollands, Seelands, neigten sich damals noch zum Anschluß dahin oder nach Köln; — das Drittel der westfälischen und preußischen Städte, an deren Spitze Köln am Rhein stand, und welchen die sechs preußischen Städte Kulm, Thorn, Danzig, Elbing, Braunsberg, und Königsberg sich unterordneten; — und das wisby'sche oder gothländische Drittel, zu dem die livländischen Städte Riga, Reval, Dorpat, und Pernau sich hielten. Zwar waren alle Länder der Ostsee bis tief nach Rußland, nach Nowgorod hinein, so wie die Nordsee, Englands, Schottlands, Flanderns, und Frankreichs Küsten das Gebiet, auf welchem der bewehrte, wachsame

Digitized by Google

Aber Seeintereſſen verſtanden und pflegten ſie, darin blieben auch die binnenländiſchen Städte nicht zurück, und in dem Anſpruch auf den „Hausſchlüſſel“ in Kopenhagen gieng die Hanſa ſo weit, daß ſie mit gewaffneter Hand den Sund unter ihrer Obhut hielt, ſich um Einſetzung oder Vertreibung däniſcher Könige annahm, und mehr als einmal die däniſche Hauptſtadt beſchoß und zur Uebergabe zwang. Darum ſchrieb Aeneas Sylvius über Lübeck, welches an der Spitze der Hanſa ſtund, es habe eine ſolche Machtſtellung und Fülle von Geldmitteln, daß drei ſo anſehnliche Königreiche, wie Norwegen, Schweden, und Dänemark, ſich bei Beſetzung ihrer Throne nach ſeinem Wink und Geheiß zu richten pflegten.[3] In anderer Form war es ebenfalls eine Anerkennung dieſes Thatbeſtandes, als 1534

Handelsgeiſt des deutſchen Kaufmanns ſich bethätigte; zwar beſchäftigte Londons Stahlhof, die Gildhalle, das Kontor zu Brügge, wie der Hof zu Nowgorod, Tauſende von reiſeluſtigen Kaufherren und Geſellen; aber als Baſis des reichſten Verkehrs galt die Oſtſee mit den nächſten Küſten der vom Deutſchen Meere umſpülten däniſchen Länder und Inſeln, Schweden, und Norwegen mit dem Kontor zu Bergen. Die hohe Bedeutung dieſer Küſten für den Fiſchfang und den Austauſch binnenländiſchen Kunſtfleißes ſtellte die wendiſchen Seeſtädte im engeren Sinne, Lübeck, Wismar, Roſtock, Stralſund, Greifswald, und neben ihnen Anklam, Stettin, und Kolberg, an die Spitze des geſammten Vereins. Was darum die wendiſchen Orte „theidigten“, machte alle Genoſſen verbindlich; denn wer von ihnen nur irgend Zugang zu den Fiſcherlagern Schonens, von Skanör bis Falſterbo, erlangen konnte, fand ſich während des Frühjahrs- und Herbſt-Fiſchfangs an jenen reizloſen Küſten ein, wo vom erſten Lenze bis zum Spätjahr ein wunderbares, uns kaum begreifliches Leben ſich entfaltete. Eine „Bitte“ (Fiſcherlager) ſchloß ſich an die andere; faſt fußbreit war das Gebiet getheilt, das nur der Berechtigte betreten durfte; hier erhoben ſich Kirchen, Kapellen zwiſchen abgetheilten Friedhöfen; hier ſchalteten durch ihre Voigte die wichtigeren Städte ſelbſt über den Blutbann, und wechſelte lübiſches und däniſches Recht; hieher brachten, wie zu einer immerwährenden Meſſe, Kaufleute und Handwerker ihre Waaren und Erzeugniſſe zum weiteren Austauſch; denn gedörrte, geſalzene Fiſche begehrte die geſammte Chriſtenheit als Faſtenſpeiſe; für ſie boten die Binnenſtädte ihr Gewand, in Wolle und Linnen, ihr Schuhwerk und ihren Hofenvorrath, ihr Bier und Malz, ihren Wein, und was ſonſt ihre Heimath oder ihr Fleiß an wünſchenswerthen Dingen lieferte.“ Aus dieſen Verhältniſſen erklärt ſich denn, außer dem geographiſchen Vorrange Lübecks, auch das Intereſſe, welches binnenländiſche Städte hatten, mit in der Hanſa zu ſeyn.

[3] „Ejus urbis tanta est autoritas, eae opes, ut ad ejus nutum tria maxima regna, Daniae, Norwegiae, et Sueciae, admittere et excludere consueverunt reges.“

Digitized by Google

ein schwedisch-dänisches Bündniß von dem Motiv ausgieng, die drei nordischen Kronen „sollten nicht eine Kramwaare der Lübecker seyn."

Die Hansa begann um 1260; ihre Blütezeit fällt in das 14. und 15. Jahrhundert. Lübeck, damals weit vor Hamburg und Bremen voraus, empfieng den Beruf, an der Spitze zu stehen, von seiner Vorleistung. Schon 1227, nachdem es 1226 zur Reichsstadt erhoben worden, hatte es in der Schlacht bei Bornhövde siegreich gegen Dänemark gekämpft, diesmal zu Lande; 1234 gewann es den ersten Seesieg, und 1248 nahm und verbrannte, von dem Lübecker Rathsherrn Alexander von Soltwedel befehligt, eine lübische Flotte Kopenhagen. Nicht ohne Glückswechsel, aber im Ganzen mit dem entschiedensten Erfolge, führten die verbündeten Städte ihre Aufgabe durch; daheim konnten sie durch Parteiung zerrissen, durch die Eifersucht der Landesherrn in Bedrängniß, durch die unsichern Zustände des Reichs überhaupt, den Unfug der Raubritterschaft und Wegelagerung gehemmt seyn: auf der See waren sie eine Macht, die sich mit Königreichen maß und in der Regel schließlich die Oberhand behielt. Die Politik des Bundes war einfach, — fast wie heutigen Tags die englische. Das Bedürfniß eines Schutzes für gemeinsame Handelsinteressen hatte ihn zusammengebracht; durch Unterhandlungskunst, Überlegenheit der Auffassung, auch wohl durch Nachhilfe mit Geld, erlangte man da und dort Handelsbegünstigungen und Vorrechte, die man dann bei jeder Gelegenheit zu steigern bemüht war; einem Eingriff oder einer Schmälerung trat man mit Gewalt der Waffen entgegen. Der Handel bezahlte den Krieg, weil der Kriegserfolg wiederum den Handel bezahlte; es gab je Eines dem Andern die Mittel in die Hand. So schritt 1285 die Hansa gegen Norwegen ein; sie verbot die Getraideausfuhr dahin, sperrte die norwegischen Seehäfen, that auch Einfälle ins Land, bis im Frieden zu Kalmar Norwegen sich herbeiließ, Entschädigung zu leisten, und die alten hansischen Gerechtsame, durch neue vermehrt, wieder in Geltung setzte. In ähnlicher Weise, 1343, wurde das Verständniß mit Schweden aufgefrischt; ein Austausch von Feindseligkeiten, worin Schweden den Kürzeren zog, war der Kitt zu neuer Befestigung der alten Handelsfreundschaft. Gegen Dänemark führte die Hansa 1361 bis 1370 einen Krieg, der

Digitized by Google

eine Glanzperiode in ihrer Geschichte bildet. Gleich anfänglich, 1362, nahm Johann Wittenborg, Bürgermeister von Lübeck und Orlogshauptmann[4], die dänische Hauptstadt; zwar erlitt nachgehends die hansische Flotte einen Verlust, für welchen nach der Heimkehr Wittenborg, weil er während der Belagerung von Helsingborg die Flotte ohne Aufsicht gelassen, enthauptet wurde; allein 1368, nach abermaligen Rüstungen der Hansa, die nun auch Norwegen zur Waffenruhe zwang, fiel Kopenhagen neuerdings in ihre Gewalt, und im Frieden zu Stralsund, 1370, giengen die Dänen die Verbindlichkeit ein, daß ihr König, welcher ins Ausland geflüchtet war, bei Verlust seiner Krone der geschlossenen Übereinkunft nachkommen, und im Falle seines Zurücktritts kein anderer anstatt seiner zugelassen werden solle, als mit Beirath der Hansa und nach vorgängiger Bestätigung ihrer Privilegien. Auf 15 Jahre wurde das Land Schonen (damals dänisch), so wie auch Warberg in Halland, benebst zwei Drittheilen der Einkünfte, an die Hansa überlassen. Noch während des Kriegs, und unter dem Eindruck seiner Erfolge, hatte Schweden seinerseits ihr weitere Begünstigungen für ihren Handel eingeräumt. Es war der Höhepunkt ihrer Macht. In weitester Ausdehnung hatten die Bundesstädte für ein solches Ergebniß zusammengewirkt; auch die holländischen noch, welche später einen getrennten Weg einschlugen; selbst das entlegene Krakau, durch seine deutsche Gemeinde herübergezogen, wird um diese Zeit als hansisch genannt. Die nächsten Bewerber um die dänische Krone bewarben sich nun gleichzeitig um die Gunst Lübecks und der Hansa; so 1375 und 1385. Bald darauf erfolgte die Vereinigung der drei nordischen Königreiche, die s. g. Kalmarische Union, 1397; in diesem Jahre nämlich wurde sie von den zu Kalmar versammelten Reichsräthen der drei Länder beschlossen; Stockholm, seit 1395 von der Hansa besetzt, die sich um Albrecht von Mecklenburg, den in dänische Gefangenschaft gerathenen Schwedenkönig angenommen hatte, trat erst

[4] Orlog, in der älteren Sprache auch Urlug, Urleug, = Fehde, Krieg. Daher Orlogsmann, Orlogschiffe ꝛc. In Betreff der Etymologie des Wortes weist Schmeller auf das isländische örlög, zusammengesetzt aus ör, aus, und lög, Mehrzahl von lag, lex, also das Außergesetzliche, Gesetzlose, Erhebung über das Gesetz, Bruch des Landfriedens. (Dieses örlög bedeutet übrigens nicht nur „Krieg", sondern auch „Schicksal".)

Digitized by Google

1398 bei. Dem Interesse der Hansa war diese Vereinigung entgegen, brachte ihr jedoch, da Schweden meist übel gestimmt, oft auch in offener Auflehnung gegen Kopenhagen war, weniger Nachtheil, als zu befürchten gewesen. Als 1426 Erich der Pommer, König der drei Unionsländer, auf eine Schmälerung hansischer Rechte ausgieng, nahm sofort die Hansa, obwohl ohne die holländischen Städte, welche in Erichs Gunst einen Sondervortheil suchten, auch ohne die preußischen und die des Binnenlandes, mit ihrer alten Thatkraft die Fehde auf, schickte 1427 eine Flotte von mehr als 100, im folgenden Jahr eine von 260 Schiffen, jene mit 6000, diese mit 12000 Mann Besatzung, gegen die dänischen Inseln, griff 1428 Kopenhagen mit schwimmenden Batterien an, vernichtete 1429 ein dänisches Geschwader bei Stralsund, und erzwang endlich 1435, in dem Frieden zu Vardnigholm, die Wiedereinsetzung in den vorigen Rechtszustand. Vier Jahre darauf war Erich, seiner drei Kronen durch den Abfall der Völker verlustig, ein Flüchtling, und die Hansa (in Lübeck fand die Unterhandlung statt) half mit dazu, daß Dänemark einen neuen König erhielt: Christoph von Bayern, den Sohn einer dänischen Prinzessin, der denn auch in Norwegen und Schweden Annahme fand. Nachtheiliger für die Hansa, auch auf länger hinaus folgenreich, als die Kalmarische Union, die in Schweden nie recht Wurzel faßte, war die Vereinigung Schleswigs und Holsteins mit Dänemark, erzielt dadurch, daß Christian von Oldenburg, 1448 auf den dänischen Thron gelangt, 1460 zugleich von den schleswig-holsteinischen Ständen zum Herzog erwählt wurde; — eine Machtvergrößerung Dänemarks durch deutsches Land, welche den Bestand der Hansa überlebte, und nicht Kopenhagen in das deutsche, sondern Schleswig-Holstein in das dänische Interesse zog. Vorerst übrigens blieb die Hansa unberührt von den Folgen. Zwischen 1450 und 1474 fehdete sie wiederholt mit England, wechselnden Glückes, am Ende sieghaft. Das Zerwürfniß entwickelte sich daraus, daß Heinrich VI., den Kölnern zulieb, welche er ausschließlich begünstigen wollte, den Gerechtsamen der Hansa überhaupt zu nahe trat; als er 1460 die Krone verlor, stellte sein Nachfolger, Eduard IV., anfänglich den früheren Zustand wieder her, sprang aber 1468 um und überbot noch seinen Vorgänger an Vertragsbruch gegen die Hansa, so daß diese nunmehr zu Heinrich VI. hielt, und seiner

Digitized by Google

Gemahlin Margarethe, welche um ein hanſiſches Bündniß warb, bereitwillig entgegenkam; beinahe hätten die hanſiſchen „Auslieger“ (Kreuzer) 1470, als Eduard IV., aus England vertrieben, ſich nach Holland flüchtete, ihn an der dortigen Küſte gefangen genommen.[5] Sein Vorgänger, Heinrich VI., wurde ſein Nachfolger. Gewonnenes Spiel, ſollte man denken, für die Hanſa; allein mit der Krone nahm Heinrich VI. auch wieder ſeine alte Politik auf, die den hanſiſchen Rechten gram war, beſtätigte den Kölnern den alleinigen Beſitz der deutſchen Gildhalle zu London, und trieb die Hanſa damit zur Parteinahme für ſeinen Widerſacher, Eduard IV., welcher auch ſchon 1471, ſowohl mit hanſiſcher als niederländiſcher Beihilfe[6], wieder den Thron Englands beſtieg. So griff die Hanſa in die Kämpfe der „rothen“ und der „weißen Roſe“, der Häuſer York und Lancaſter ein. Es kann nicht wohl ein Antrieb einheimiſcher Intereſſen geweſen ſeyn, der die wechſelnden Könige ſtets wieder der Hanſa feindlich ſtimmte, denn das rheiniſche Köln, wenn auch in Deutſchland für ſeine Falſchheit „verhanſet“, d. h. von der Hanſa ausgeſtoßen, war und blieb darum nicht minder, als Lübeck, eine deutſche Stadt; böſe Zungen ſchrieben die Vorliebe für Köln auch wohl den rheiniſchen Weinen zu, die es an den engliſchen Hof geliefert; genug, Eduard IV. ſchlug nach ſeiner Wiedereinſetzung abermals gegen die Hanſa um. Bisher war der Krieg hauptſächlich ein Kaperkrieg geweſen; nun aber, 1472, folgten

[5] In dem nach Lübeck gerichteten Schreiben erinnerte die Königin, wie vordem die Hanſa unbeirrt ihre Rechte in England genoſſen habe, lange Zeit hindurch, machte geltend, daß die gegenwärtigen Machthaber Englands ihre gemeinſamen Feinde ſeyen, ſtreute der Macht der Hanſa Weihrauch, und bot als Preis hanſiſchen Beiſtandes volle Beſtätigung der alten Gerechtſame und beliebige Vermehrung mit neuen. Die Lübecker Antwort liegt nicht vor; da aber die Hanſa ohnehin mit England im Kriege begriffen war, d. h. eben mit Eduard IV., Margarethens und Heinrichs VI. Widerſacher, ſo iſt mit Grund anzunehmen, daß man die dargebotene Hand nicht zurückwies; dafür ſpricht überdies die Thatſache, daß unmittelbar nachher der hanſiſche Krieg einen neuen Aufſchwung nahm. (Vergl. Anm. 9.)

[6] Wie Shakeſpeare in ſeinem „Heinrich VI.“ den Grafen Warwick ſagen läßt:

. . . . Aus Belgien hat Eduard
Mit haſt'gen Deutſchen, plumpen Niederländern
In Sicherheit den ſchmalen Sund durchſchifft,
Und zieht mit Heeresmacht auf London zu.

Digitized by Google

hanſiſche Landungen an der engliſchen Küſte, verheerend und brandſchatzend bis auf weite Strecken landeinwärts[7], und darauf hin begann im folgenden Jahre die Friedensverhandlung, welche 1474 damit ſchloß, daß England die Privilegien der Hanſa wieder in ihrem vollen Umfang gelten ließ und eine Entſchädigung von 10,000 Pfund Sterling zahlte. In dieſem Kriege hatte ſich insbeſondere Paul Benecke von Danzig, der manches engliſche Schiff wegnahm, einen gefürchteten Namen gemacht[8]. Einmal kam es ſogar vor, daß hanſiſche Kauffahrer ein engliſches Kriegsgeſchwader in die Flucht ſchlugen; Solches geſchah 1458, im Kanal, durch 26 Handelsſchiffe, meiſt Lübecker, gegenüber dem Grafen Richard von Warwick, Befehlshaber von Calais, der ſie mit 7 großen Kriegsſchiffen und 5 kleineren angriff, nach einer ſechsſtündigen Schlacht, „dergleichen in vierzig Jahren nicht auf der See geſehen worden." Von den Erfolgen der „Oſterlinge" überhaupt, wie man im Weſten die Hanſiſchen nannte, ſagt ein bewährter zeitgenöſſiſcher Geſchichtſchreiber, Philipp von Commines, der burgundiſche, nachmals franzöſiſche Staatsmann: „Um dieſe Zeit waren die Oſterlinge feind mit den Engländern, und mit den Franzoſen auch, und hatten viele Kriegsſchiffe in See, und waren ſehr gefürchtet von den

[7] Bis auf 30 und 40 Meilen von der Küſte, ſagt die „hanſiſche Chronik" von Joh. Peter Willebrandt (Lübeck, 1748), was aber, auch wenn man engliſche Meilen darunter verſteht, immerhin als eine Übertreibung erſcheint.

[8] Intereſſante Einzelheiten bei Barthold in der „Geſchichte der deutſchen Seemacht" (Raumers hiſtoriſches Taſchenbuch, Jahrg. 1850 und 1851). „Am ruchtbarſten wurden die Thaten Paul Benecke's, Hauptmanns der Danziger ... Bereits hatte Paul den „St. Johann", mit welchem die Engländer allein ſich vermaßen, die Oſterlinge zu jagen, und wirklich ſchon mehrere Fahrzeuge mit ſchönem Gut, auch den „Mariendrachen", erbeutet hatten, in ſeiner Gewalt; da bemannten etliche Florentiner zu Brügge eine Galeere, malten Karls von Burgund Wappen und Panier darauf, luden engliſche Güter, und gedachten ſie auf Ebenteuer zur Stätte zu bringen. Als Paul Benecke Solches erfuhr, rief er ſie auf der See an; die Welſchen gaben nicht Wort, aber der Preuße forderte das engliſche Gut, nach dem harten Seerecht der Zeit: „feindes Gut macht feinden Boden, feinder Boden macht feindes Gut." Da traute der Welſche auf ſein großes Schiff, ſein Geſchütz und vieles Volk; es kam zum Seeſtreit, und die Preußen mußten weichen, obenein mit Hohn verfolgt. Das verdroß Paul Benecke; er ſchalt ſein Volk treubrüchig, kehrte mit den Ermuthigten um, nahm die Galeere mit Gewalt, und führte ſie auf die Elbe, um in Stade zu parken."

Digitized by Google

Engländern, und mit gutem Grunde, denn sie sind sehr gute Kämpfer, und hatten ihnen viel Schaden gethan in diesem Jahr" (1470), „und viele Schiffe genommen."[9]

Im Laufe des 16. Jahrhunderts neigte der Stern der Hansa sich dem Sinken zu. Nicht gleich zu Anfang: da strahlte er noch einigemal auf, wie in früheren Zeiten. So in dem Kriege gegen die Dänen, 1508 bis 1512, in welchem Kurt König von Lübeck als ein neuer Paul Benecke auftrat; in dem vorletzten Kriegsjahre,

[9] Der Ausspruch Philipps von Commines ist in die Erzählung eingeflochten, wie Eduard IV. nahe daran war, den hansischen Auskiegern in die Hände zu fallen. „Ainsi fuit (fuyoit) ce Roy Edouard, l'an 1470, avec deux Hurques de Hollande, navires marchands, et un petit navire sien, et quelque sept ou huict cents personnes avec luy, qui n'avoient autres habillemens que leurs habillemens de guerre. Bien estoit estrange à ce pauvre Roy d'ainsi s'en fuyr, et d'estre persecuté de ses propres serviteurs. Il avoit ia (déjà) accoustumé ses aises et ses plaisirs douze ou treize ans, plus que Prince qui ait vescu de son temps: car nulle autre chose n'avoit en pensée qu'aux dames, et trop plus que de raison, et aux chasses, et à bien traiter sa personne. Or voyez ici, comment il entre maintenant aux adversitez de ce monde. Il fuit le droit chemin vers Hollande. Pour ce temps les Ostrelins estoient ennemis des Anglois, et aussi des François: et avoient plusieurs navires de guerre sur la mer: *et estoient fort craints des Anglois, et non sans cause, car ils sont fort bons combatans, et leur avoient porté grand dommage en cette année là, et pris plusieurs navires.* Les dits Ostrelins apperceurent de loin ces navires, où estoit ce Roy fuyant: et commencerent à luy donner la chasse, sept ou huict navires qu'ils estoient. Il estoit loin devant eux, et gagna la costé de Hollande, ou encore plus bas: car il arriva en Frize, près d'une petite ville, appellée Alcmaer: et ancrerent son navire, pour ce que la mer s'en estoit retirée et ils ne pouvoient entrer au havre, et se mirent au plus près de la ville qu'ils peurent. Les Ostrelins vindrent semblablement ancrer assez près de luy, en intention de le joindre à la marée prochaine. D'aventure monseigneur de la Gruthuse, Gouverneur pour lors du Duc de Bourgougne en Hollande, estoit lors au lieu où le Roy Edouard voulut descendre, lequel incontinent en fut adverti (car ils mirent gens à terre) et aussi du peril en quoy il estoit pour les Ostrelins: lequel envoya incontinent deffendre aux dits Ostrelins de ne luy toucher." (Mémoires de Messire Philippe de Commines.) Daß plusieurs mit „viele" zu übersetzen ist, ersieht man daraus, daß in der Seegegend, wo Eduard IV. zufällig auf hansische Kreuzer stieß, also auf einem verhältnißmäßig kleinen Theile des Kriegsschauplatzes, ihrer „7 bis 8" beisammen waren; so paßt es auch zu „grand dommage."

Digitized by Google

1511, verlor Dänemark 40 Schiffe an ihn. Hamburg und Danzig blieben bei diesem Krieg unbetheiligt; Holland und Westfriesland, aus handelsmännischer Eifersucht, hielten zu Dänemark; gleichwohl behauptete Lübeck mit den ihm verbündeten Städten die Überlegenheit zur See, nahm auch den Holländern eine Flotte von Kauffahrteischiffen weg, in der Nähe von Danzig, und trug im Frieden zu Malmöe die Bestätigung aller alten Rechte davon. Die nachfolgende Auflösung der Kalmarischen Union war nicht minder ein Erfolg der Hansa. Schon den Sture's, die als „Reichsverweser" Schweden gegen Dänemark in Auflehnung hielten, hatte sie von 1486 an mehrfach Vorschub gethan; sie war es auch, durch die Gustav Wasa auf den schwedischen Thron gelangte. Entronnen aus dänischer Gefangenschaft (Verwahrung als Geisel) kam er 1519 nach Lübeck, welches die von Dänemark verlangte Auslieferung abschlug, ihm auf einem lübischen Fahrzeuge nach Schweden hinüberhalf, und ihn nachgehends mit streitbarer Macht (1522 mit 10 Kriegsschiffen) unterstützte; an die Lübecker ergab sich 1523 das von Gustav belagerte Stockholm, und von ihnen empfieng es der neue König. Inzwischen war wieder Krieg mit Dänemark ausgebrochen; eine hansische Flotte griff 1522 Helsingör an und brannte es nieder; das Ende war, daß König Christian II., nach Schwedens Verlust auch von den Dänen verlassen, 1523 als Flüchtling aus dem Lande wich.[10] Dem neugewählten Könige, Friedrich, einem Oheim des vorigen, eroberte Lübeck das dänische Seeland, half ihm seine Hauptstadt belagern, und erhielt zur Entschädigung für die aufgewendeten Kriegskosten, 1526, auf fünfzig Jahre die Insel Bornholm eingeräumt. So hatte denn, inmitten sich kreuzender

[10] Martin Luther nahm damals in einer eigenen Schrift Partei für den Vertriebenen. Nur leise tretend berührt Willebrandts hansische Chronik diesen Umstand, indem sie sagt: „Diesem nach hielt Christiern" [Christian] „für das Rathsamste, aus dem Reiche sich hinweg zu begeben, weßwegen er mit seinen eingepackten Schätzen und mit seiner Familie zu Schiff gieng und nach Deutschland segelte. Als er nun daselbst angekommen, führte er eine schwere Klage bei seinem Schwager, Kaiser Karl V., und bei andern Potentaten und Fürsten über seine Feinde, da er insonderheit auch der Hansischen nicht schonte, und unter andern Dr. Martin Luther, welcher unlängst die Reformation angefangen, wider dieselben eine harte Schrift ausgehen zu lassen reizte." (Luther nannte sie „Gottesdiebe" und „Versündiger an der göttlichen Majestät".)

Digitized by Google

Interessen, einen Knäuel von Flüchtlingsgeschicken und Thronbewerbung vor sich, der hansische Vorort neuerdings den Ausspruch des Aeneas Sylvius bekräftigt; er hatte zwei nordische Könige auf den Thron gebracht: Gustav und Friedrich, und einen dritten aus dem Lande getrieben: Christian II.[11] Als 1531 der Letztere mit holländischen Schiffen wieder erschien, um das Verlorene zurückzugewinnen, und nach der Landung in Norwegen erfolgreich vorschritt, bekämpfte ihn Lübeck eifriger, als es Dänemark selber that, gieng aber darin auch weiter, als gut war; denn nach dem Unterliegen Christians, welcher in dänische Gefangenschaft fiel, 1532, und da hiemit die Gefahr seines Gegenanspruchs erlosch, wurden die zwei neuen Könige, wahrscheinlich gedrückt von dem Bewußtseyn schuldigen Dankes, alsbald Feinde der Hansa. Friedrich bot den Holländern die Hand; Gustav zog die Privilegien zurück, die er 1523 als Entgelt für den empfangenen Beistand bewilligt hatte. So von den bisherigen Bundesgenossen herausgefordert, warf sich Lübeck zunächst auf Dänemark. Gegen Gustav hätte es gerne einen neuen Thronbewerber aufgestellt, wenn sich einer gefunden hätte, machte auch einen Versuch dazu;[12] gegen Dänemark aber trat es,

[11] Um diese Zeit muß der halb in der Schriftsprache, halb in niederdeutscher Mundart abgefaßte Reim entstanden seyn, den J. P. Willebrandt als ein „Zeugniß der damaligen hansischen Macht“ anführt:

Lübeck, klein und rein,
Verzage nit:
Ist Holland groß,
Es steht blos,
Se doht di nit.

Wente twe Koning hefftu gemackt, und den dridden uten Lande drewen,
Und sindt doch Geweldige tot Lübeck geblewen.

[12] „Die von Lübeck“, berichtet Willebrandts Chronik zum Jahre 1534, „schmerzete es sehr, daß ihre Kaufleute mit deren Gütern in Schweden angehalten worden. Und eben Das bewog sie, auf Rache zu gedenken. Nachdem nun des ehemaligen schwedischen Statthalters Steno Sture des Jüngeren Sohn, mit Namen Suanto Sture, in Lübeckischer Nachbarschaft, an Herzogs Magni zu Sachsen Hofe sich aufhielte, so brachte denselben Markus Meyer“ [gewöhnlich Marx Meyer genannt, Lübecker Stadt-Hauptmann] „durch List nach Lübeck, und machte ihm Hoffnung, man wollte ihm mit Volk und Schiffen beistehen, daß er in Schweden, woselbst sein Vater und Großvater die Herrschaft verwaltet, an König Gustavs Statt zum Regiment gelangen sollte. Allein der Jüngling war so ehrlich, daß er seinem Landesherrn nicht untreu werden wollte, sondern

Digitized by Google

da Friedrich mittlerweile gestorben war, als Kämpe Christians II., des Gefangenen auf, nahm in seinem Namen Seeland ein, und gebot in Kopenhagen, während zu derselben Zeit Friedrichs ältester Sohn, nachher als Christian III. zum König erwählt, zu Land bis an die Mauern von Lübeck vorrückte. Der „schmalkaldische Bund", in Betracht, daß beide Theile protestantisch waren, traf eine Vermittlung: an der Landgränze, innerhalb Deutschlands, sollte Frieden seyn, in Bezug auf das eigentliche Dänemark hingegen der Krieg seinen Lauf haben. Dort hatte Georg Wullenweber, Bürgermeister von Lübeck, die Seele dieser Bewegung, eine starke Partei, worunter namentlich die Bürgermeister von Kopenhagen und Malmöe, beide deutscher Nation, auf seiner Seite; auch gewann Christian III. erst 1536, nach harter Belagerung, Kopenhagen zurück, dessen Widerstand sich um fast sechs Monate länger fortsetzte, als der hansische Krieg. Lübeck nämlich, wo unterdeß Wullenweber gestürzt worden war, hatte nach einem mißglückten Versuche, die belagerte Stadt zu entsetzen, seinerseits Frieden gemacht; es erlangte dafür das erneute Zugeständniß seiner hergebrachten Rechte und eine Verlängerung des Pfandbesitzes von Bornholm um 10 Jahre weiter, als der vorige Frieden bestimmt hatte, sonach auf 50 Jahre von 1536 an. (Ein Vortheil übrigens, der seiner Zeit nicht ins Leben trat; Bornholm kam schon 1576 wieder an Dänemark.) Dies war der letzte Seekrieg, den die Hansa führte; er war nicht mehr mit den Kräften der vollen Städtezahl, sondern nur mit denen einer nächstbetheiligten Gruppe geführt worden. Lübeck für sich allein, d. h. ohne die Hansa, dagegen in Gemeinschaft mit Dänemark, führte von 1563 bis 1570 noch einen Seekrieg gegen Schweden, wobei es in der Regel 18 Kriegsschiffe in See hatte, [13]

die angebotene Hilfe ausschlug und nur den Seinigen wieder zugesandt zu werden verlangte." (S. 171.) An einer andern Stelle (S. 29) erzählt die Chronik, wie Marx Meyer, als der junge Sture „einige Furchtsamkeit von sich blicken ließ", ihm zur Beruhigung entgegenhielt: „Wir Herren von Lübeck sind reich und mächtig; was Ihr verlieret, das wollen wir Euch vierfältig wieder geben."

[13] Die Kriegsschiffe waren damals theilweise schon sehr ansehnlich. Von dem „Adler", der 1567 mit gegen Schweden in See gieng, sagt Willebrandt: „Dieses Schiff konnte 1000 Lasten Salzes, jede Last 18 Tonnen, tragen. Es hatte an Mannschaft 500 Soldaten, 400 Matrosen, 150 Büchsenmeister, 25 Mann zur Küche. An Gewehr und Munition fanden sich auf diesem Schiffe 8 vierzig-

Digitized by Google

auch mehrere Schlachten gewinnen half; nachher trat auch Lübeck nicht mehr als Seemacht auf. Von da an erscholl auf jedem Hansatage lauter die Klage über Verkürzung alter Rechte und Schmälerung des Handels; anstatt der Kriegsschiffe aber kamen nun Bittstellerei und Gunstbewerbung, diplomatische Fürsprache, und im Fall arger Verletzung noch etwa Einreden und „gravamina“ im Style des Regensburger Reichstages zum Vorschein. Die Macht, welche die Hansa in Händen gehabt, gieng verloren; — für sie und für Deutschland.

Es waren mancherlei Umstände, welche dahin zusammenwirkten. Die Entdeckung neuer See- und Handelswege weniger, als man anzunehmen pflegt; so gut nachher Holland in den neuen Wegen sich zurecht fand, so gut hätte es auch die Hansa gekonnt; Hamburg und Bremen geradezu, die ostseeischen Städte aber unter der Voraussetzung, daß ihnen der „Hausschlüssel“ im Sunde nicht abhanden kam. Tiefer griffen Zerwürfnisse des Innern ein; sey es in Einzelgemeinden, wenn dadurch die Kräfte nach außen gelähmt, sey es zwischen Stadt und Stadt oder in dem Verhältnisse zur Gesammtheit, wenn dadurch aus Bundesgenossen Feinde wurden. Ebenso die stärkere Entwicklung der Landeshoheit, als welche auf das deutsche Städtewesen drückte, ihm nicht mehr die vorige Freiheit der Bewegung ließ, auch je nach Thunlichkeit Reichsstädte zu Landesstädten machte; ein Fingerzeig dieser Richtung fand sich schon in der Wahlkapitulation für Karl V., durch welche ihm unter Anderm auferlegt war, „alle Bündnisse des Adels und der Unterthanen gegen die Churfürsten, Fürsten, und Stände zu verbieten“, — „deßgleichen auch die große Gesellschaft der Kaufleute, die bisher mit ihrem Gelde regiert und ihres eigenen Willens gehandelt, mit der Reichsstände Rath gänzlich aufzuheben.“ Ein empfindlicher

pfündige Karthaunen, 6 halbe Karthaunen zu 20 Pfunden, 26 Feldschlangen zu 10, 9, und 8 Pfunden, 8 Quartierschlangen zu dritthalb Pfund, 27 Steinstücke zu 10, 20, und 30 Pfunden. An Handgewehr 46 lange Feldhaken zu einem Viertelpfund Blei, 40 lange Röhre, 100 lange Spieße, 100 halbe Spieße, 100 Knebelspieße; an Kraut und Loth hatte es 6000 eiserne Kugeln, 300 Feuer-, Stangen-, und Kettenkugeln, 10 Lasten Pulver, 300 Zentner gewogen, 1 Last Hagel und Schrot zum Stürmen.“ Das schwedische Admiralschiff, das von den Verbündeten 1564 nach einer dreitägigen Seeschlacht genommen wurde, (vermuthlich zunächst von den Lübeckern, denn nach Lübeck wurde der gefangene schwedische Admiral gebracht,) zählte gar 148 Geschütze.

Digitized by Google

Nachtheil für die Hansa war auch die Auflösung des deutschen Ordensstaates, welcher ein Gegengewicht gegen Dänemark und Schweden gebildet, und z. B. 1404, sechs Jahre vor der verhängnißvollen Schlacht bei Tannenberg, 15000 Mann auf eigenen Schiffen nach der Insel Gothland geschickt und bei Kalmar ein dänisches Geschwader theils genommen, theils vernichtet hatte; nicht minder die allmählige Absonderung der Holländer, Westfriesen ꝛc., welche schon im 15. Jahrhundert begann, und vollends die gänzliche Losreißung, durch die nachher dieses wichtige Küstenland dem Reiche deutscher Nation verloren gieng.[11] Entschieden feindselig endlich wirkte der

[11] In einer höchst anschaulichen Übersicht faßt Barthold die Entwicklung dieser Verhältnisse zusammen, indem er sagt: „Schon im Jahre 1387 hatten die Osterlinge Abneigung gegen die Holländer, die man von den Friesen und den oberyssselschen Städten unterschied, zu erkennen gegeben, und ihren unmittelbaren Verkehr mit der Ostsee beschränkt. Jene hatten durch Schleichhandel sich zu entschädigen gesucht. Unter dem Kampfe mit Erich dehnten die Holländer, im Gegensatze der Friesen parteilos geblieben, ihren Handel mit den drei Reichen aus, bemächtigten sich großentheils des nordischen Verkehrs, und reizten als mittelbare Helfer des Unionskönigs den Neid der wendischen Orte zu Gewaltthaten (1422, 1423). Als nun der Friede vom Jahr 1435 den Osterlingen freie Hand gab, verleideten sie den Eindringlingen, als treulosen Bundesgenossen, den Verkehr in der Ostsee und mit Norwegen gewaltsam. Vergebliche Tagfahrten, wie zu Deventer, erbitterten die Gemüther noch stärker ... Philipp, Herzog von Burgund, Graf von Flandern, nach Verdrängung der unglücklichen Jakobine von Bayern auch Graf von Holland, Seeland, und Hennegau, nahm seiner neuen, regsamen Unterthanen kräftig sich an, verbot bereits allen Handel mit den Osterlingen, und im Jahr 1438 rüsteten Ritterschaft und Städte von Holland und Seeland in Philipps Namen 80 Kriegsschiffe, zu denen Amsterdam, Haarlem, Hoorn, und die übrigen, einst der Hansa so treu verbundenen Orte an der See die ihren gesellten. Mehrmals behielten die Holländer die Oberhand, kaperten viele Schiffe der Osterlinge, welche keine Gesammtmaßregeln entwickelten; ein Vergleich, welchen Christoph von Dänemark, Erichs Verdränger, in Kopenhagen zwischen Holland, Seeland, und Westfriesland und den sechs wendischen Städten (Lübeck, Hamburg, Rostock, Stralsund, Wismar, und Lüneburg) vermittelte, 1441, ... verbürgte nicht die Rückkehr alter Einigkeit .... Haß und Eifersucht rissen Theile, die so siegreich einst ein Ganzes bildeten, mithin auch die deutsche Seemacht, auseinander .... Zwar verharrten kleinere Städte Niederdeutschlands, wie Zwoll, Deventer, Roermonde, Arnheim, Alkmar, Enkhuyzen, Nymwegen, Gröningen, Kampen, Harderwyk, Zütphen, Elborg, Tiel, Duisburg, Soltbommel, Venlo, noch bis tief ins 16. Jahrhundert als kaufmännische Mitglieder der Hansa; aber die größeren und mächtigern, wie Amsterdam, Middelburg, Dortrecht, Rotterdam, blieben getrennt, suchten neue

Hanſa entgegen, daß faſt überall bei den andern Nationen das politiſche Band der Einheit ſich ſtraffer anzog, während in Deutſchland umgekehrt es ſich bis zur Haltloſigkeit lockerte; die Zeit kriegführender Körperſchaften war vorüber, wenn ſie nicht, wie nachmals die Oſtindiſche Kompagnie Englands, auf der Machtſtellung des Staats ruhten.

Einmal noch, während des dreißigjährigen Krieges, winkte der Hanſa wieder eine Hoffnung. Chriſtian IV., König von Dänemark, hatte ſich in die deutſchen Händel gemiſcht und war von Tilly aufs Haupt geſchlagen worden; Wallenſtein trieb ihn vollends über das Meer zurück. So ſtanden die Dinge im Spätjahr 1627. Es gab kein däniſches Landheer mehr, aber zur See fiel der Däne noch läſtig; Holſtein, Schleswig, und Jütland waren bereits von den deutſchen Truppen beſetzt; man wollte ihm weiter nach auf ſeine Inſeln. Hiezu brauchte man Schiffe und hatte ſie nicht: da kam die faſt verſchollene Hanſa wieder in Nachfrage. Kaiſer Ferdinand II. gieng damit um, ihr das Monopol des Handels mit Spanien zu verſchaffen, deſſen Markt auch den ſeiner überſeeiſchen Länder mit einſchloß; was Spanien aus Dänemark, Schweden, Frankreich, und England zu beziehen oder dahin abzuſetzen hatte, Das ſollte ausſchließlich der Vermittlung der Hanſa überlaſſen, alſo der Stapelplatz dafür in Deutſchland ſeyn. Im November 1627 ſchickte er den Grafen Georg Ludwig von Schwarzenberg mit Eröffnungen dieſes Inhalts nach Lübeck. „Es ſey weltkundig, wie die ehrbaren deutſchen Hanſeſtädte durch die Ausländer ſeit geraumer Zeit nicht allein merklich unterdrückt, ſondern ihnen auch von fremden Potentaten die freie Schifffahrt geſperrt, ihre Schiffe überfallen, geplündert, oder in den Grund geſchoſſen, und zum Hohn und Spott deutſcher Nation von ausländiſchen monopoliſchen Geſellſchaften das Brod gleichſam vor der Fauſt abgeſchnitten ſey. Damit nun die ehrbaren Städte verſpürten, daß Kaiſerliche Majeſtät die Gelegenheit nicht verſäume, ſie wieder zum alten Flor, Anſehen, und Hoheit herzuſtellen, und nachdem bekannt ſey, daß die ſpaniſche Schifffahrt das vornehmſte Mittel gedeihlicher Nahrung geweſen, auch

Bahnen, und aus der Mitte der Abtrünnigen .... entfaltete ſich, alle Nationen eine Zeit lang überflutend, der große niederländiſche Welt-Seehandel.“ (Geſch. der d. Seem., I., S. 440 ff.)

die königliche Würde zu Spanien ihm, dem Kaiser, eine Konjunktur angetragen habe, damit alle aus den spanischen Königreichen ausgeführten Waaren zwischen deutscher Nation und den spanischen Unterthanen allein verblieben, so habe die kaiserliche Majestät sie, die gegenwärtigen Gesandten, an die löbliche Stadt Lübeck als Haupt des uralten Hansebundes abgeordnet, Solches ins Werk zu richten, und begehrten deßhalb, sie sollten den Vorschlag nicht allein mit den nächsten Anverwandten berathen, sondern auch andern an der Seekante belegenen Städten, insonderheit der Stadt Danzig, eröffnen." Auf einem eigens anberaumten Hansatag, im Februar 1628, erschien Graf Schwarzenberg mit der Erneuerung der kaiserlichen Anträge. „Nachdem der Allmächtige dem Kaiser wunderbaren Sieg über alle seine Feinde verliehen, und ihm so weit Ruhe geschafft, daß er an Wiederherstellung Dessen, was hin und wieder im Reich in Unordnung gerathen, denken könne, wolle er auch die nothwendige Wiederbringung Dessen, was zur Beeinträchtigung der Reichsrechte von benachbarten und andern Nationen gehandelt worden, nicht länger feiern lassen, sondern die geeigneten Mittel mit solchem Nachdruck ergreifen, daß mit Gottes Hilfe das Werk so bald nicht zu Grund falle. Niemand, der die Verhältnisse zu beurtheilen wisse, werde Dies dem Kaiser verdenken. Denn was könnte einer so ansehnlichen, volkreichen, streitbaren, mächtigen Nation, als die deutsche ist, verkleinerlicher, schimpflicher, spöttlicher seyn, als daß sie sich von andern, mit ihr nicht zu vergleichenden Völkern auf ihren eigenen Meeren und Flüssen Gesetze vorschreiben lassen, und denselben, wohl oder übel, gehorchen müßte! Was sey der Zoll im Sunde anders, als ein schädlicher und schändlicher Tribut über ganz Germanien!" Hier, sieht man, war das natürliche Interesse der Flußmündungen und ihrer Meere wieder aufgefaßt, wie es einer großen Nation würdig ist. Hätte 220 Jahre später, 1848, um die Zeit des Waffenstillstandes von Malmöe etwa, ein deutscher Herrscher mit den Machtmitteln dazu eine solche Sprache geführt, er wäre mit Jubel überdeckt worden. Gleichwohl ist es eben dieser Schritt, über den sich Schiller in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges gleichsam gekränkt ausspricht; — gekränkt im Namen der „Freiheit des Beltes", d. h. der Freiheit desselben von deutschem Einfluß! Er hätte es beklagt, wenn der „Zusammenhang" der

Digitized by Google

niederdeutſchen Stände mit den nordiſchen Reichen „zerriſſen“ worden wäre; er ſchöpft einen Troſt aus der „rühmlichen Standhaftigkeit“ des Magiſtrats von Stralſund, der ſich an die Dänen und Schweden überliefert. In Lübeck verſtand man wenigſtens, um was es ſich handelte, wäre der Plackereien durch Schweden und Dänemark auch gerne los und ledig geweſen, hatte jedoch den Muth eines großen Entſchluſſes nicht mehr; der Geiſt der alten Hanſa war dahin. So verſchob man die Entſcheidung auf den kommenden Herbſt; allein bis dahin hatte die Hingabe Stralſunds an das Ausland, thatſächlich die Ueberlaſſung eines offenen Thors zu feindlichem Einbruche nach Deutſchland ſelbſt, die politiſche Situation völlig anders geſtaltet. Die verſäumte Gelegenheit kehrte nicht wieder. Im Mai 1629 erlangte Chriſtian IV., gegen Rückgabe von Jütland, Schleswig, und Holſtein bereitwillig ſeine deutſchen Bundesgenoſſen opfernd, den geſuchten Frieden. Für eine Nebenlinie ſeines Hauſes, die getreulich zum Kaiſer geſtanden, drang man ihm einige Landſtriche ab; die Frage des Sundzolls aber, nachdem die Hanſa ſich ſo gleichgiltig verhalten, die Hanſeſtadt Stralſund gar mit dem Zollherrn deſſelben ein Bündniß eingegangen hatte, ließ man nunmehr auf ſich beruhen. Am Ende fand die Hanſa ſelber, daß der Werth ihrer Wirkſamkeit unterhalb ihrer Koſten bleibe. Der Hanſatag von 1630, nur noch ſpärlich beſchickt, brachte Dies zum offenen Bekenntniß; der Bund fiel auseinander. Zwar wurde der Name der Hanſa fortgeſetzt durch eine Verbindung zwiſchen Lübeck, Hamburg, und Bremen, jedoch ohne irgend einen Anſpruch auf Macht; 1643 wurde Hamburg durch eine däniſche Flotte geängſtigt, 1654 Bremen durch Schweden in ſeiner Reichsfreiheit bedroht, 1666 von dem ſchwediſchen Feldmarſchall Wrangel mit glühenden Kugeln beſchoſſen; — jedwede Stadt wehrlos für ſich und ohne Beiſtand von den beiden andern. Hamburg mußte 280,000 Thaler an Dänemark zahlen, Bremen ſich einem Zwitterding von ſchwediſcher Landeshoheit unterwerfen;[15]

[15] Nach dem Habenhauſer Vergleich von 1666 ſollte bis auf weitere Entſcheidung Bremen der Krone Schweden gegenüber ſich nicht des Titels einer Reichsſtadt bedienen, auch nicht mehr den Reichstag beſchicken, ſobald der eben damals verſammelte vorüber wäre, wogegen die ſchwediſche Regierung ſich in ihrem Verkehre mit Bremen zu der Formel: „wir begehren“, anſtatt: „wir gebieten“, bereitwillig finden ließ.

Digitized by Google

— solcher Art war des „Zusammenhangs niederdeutscher Stände mit den nordischen Reichen“ weitere Entwicklung.

Eine Nation, die an Seeküste verliert, ist im Verfall begriffen; der deutschen stellte der westfälische Frieden dieses Zeugniß aus. Angeblich soll der dreißigjährige Krieg ein „Religionskrieg“ gewesen seyn. Allein das katholische Frankreich unterstützte die deutschen Protestanten, und das protestantische Schweden war mit dem katholischen Frankreich in Allianz; zum Schlusse nahm das katholische Frankreich deutsche Provinzen weg, und das protestantische Schweden nahm deutsche Provinzen weg, so daß für Deutschland nur die Religion des Hergebens übrig blieb. Die Wahrheit ist, daß Schweden die Ostsee beherrschen und so weit hin als nur immer möglich deren Küstenländer besitzen, Frankreich aber die Macht Deutschlands durch Zerrissenheit schwächen und sich auf dessen Kosten im obern Rheingebiet ausdehnen wollte. Der westfälische Frieden theilte aus, wie aus einer Gantmasse, jedoch lediglich von deutschem Gut. Frankreich bekam die Landgrafschaft Ober- und Unterelsaß, den Sundgau, die Vogtei über die zehn elsäßischen Reichsstädte Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Oberehenheim, Rosheim, Münster in St. Gregorienthal, Kaisersberg, und Türkheim; deßgleichen die Stadt Breisach mit Zubehör, das Besatzungsrecht in Philippsburg, also zwei feste Punkte auf dem rechten Rheinufer, und freien Durchzug durch Elsaß-Zabern; endlich die bisher (seit 1552) nur unter französischer „Schutzgerechtigkeit“ gestandenen Bisthümer Metz, Tull, und Verdün nebst den gleichnamigen Städten. Nicht minder reich war der schwedische Antheil an der Beute: er umfaßte die bessere Hälfte Pommerns, nämlich Vorpommern ganz, nebst dem Fürstenthum Rügen, und von Hinterpommern Stettin, Garz, Dam, Golnau, und die Insel Wollin, sammt der Oder und dem Frischen Haff; sodann Wismar in Mecklenburg, den besten Hafen auf dieser Seite der Ostsee, mit der Veste Walfisch und den Aemtern Poel und Neukloster; noch obendrein endlich, über den Zusammenhang mit der Ostsee hinaus, das Erzstift Bremen und das Stift Verden mit Stadt und Amt Wildeshausen, d. h. das Land zwischen der Weser- und der Elbemündung, an der Weser bis oberhalb des Zuflusses der Aller und an der Elbe bis in die Nähe von Harburg.

Digitized by Google

Zu Anfang der Friedensunterhandlung hatte Schweden auch noch Schlesien, Frankreich auch noch den Breisgau und die vier vordern Waldstädte (Rheinfelden, Seckingen, Laufenburg, und Waldshut) verlangt. Mit der Religion hatte Dies Alles Nichts zu schaffen, wurde auch von den Betheiligten selbst nicht dafür angesehen. Frankreich seinerseits, das bei sich daheim den Protestantismus mit Füßen trat, war von der Thunlichkeit, sich als dessen Verfechter zu gebärden, ohnehin abgesperrt; allein auch das protestantische Schweden kehrte weniger, als man vermuthen sollte, den Glaubenskämpen heraus. In dem Kriegsmanifeste Gustav-Adolfs ist zwar von „dringenden Hilferufen seiner deutschen Glaubens- und Blutsverwandten" die Rede, (die beiden geächteten Herzoge von Mecklenburg waren seine Vettern,) auch von „allgemeiner Freiheit" und „habsburgischem Joch", durchgängig aber Schweden als herausgefordert, bedroht, und in Nothwehr begriffen dargestellt; nicht als wäre es in Religionsgefahr, sondern weil „der Kaiser sich habe zum Herrn der Ostsee machen wollen, zu diesem Zweck viele Häfen in Niedersachsen und Pommern besetzt, eine beträchtliche Anzahl Schiffe gerüstet, und die Admiralitätswürde auf jenem Meer vergeben habe; Dies seyen eben so viele Eingriffe in die Rechte der Schweden, denen von Alters her die Herrschaft über die Baltische See in Gemeinschaft mit den Dänen gebühre." Nebstdem, eigentlich im Widerspruche damit, berief sich der König auf „alte Bündnisse mit der Hansa". Bei der Belagerung von Wismar, das mit den Resten der von Wallenstein als Reichsadmiral errichteten Kriegsflotte sich erst im Januar 1632 an Schweden ergab, (das Admiralschiff „König David", mit 40 Stücken groben Geschützes, war schon früher verloren gegangen,) sprach der schwedische Befehlshaber ebenfalls nicht von Religion, sondern — aufrichtig genug — von dem schwedischen Interesse, „das Fundament der kaiserlichen Schiffsarmatur und den prätendirten Dominat über die Ostsee mit der Wurzel auszurotten." Vor dem schwedischen Reichsrath endlich erklärte 1644 der Kanzler Oxenstierna: „Pommern und die Seeküste sind gleich einer Bastei für die Krone Schweden; darin besteht unsere Sicherheit gegen den Kaiser, und war die vornehmste Ursache, die seine selige Majestät in die Waffen brachte." Daß Kardinal Richelieu hierin eben so klar sah und dem Schweden-

Digitized by Google

König keineswegs als einem Glaubenseiferer die Hand bot, kann man sich denken; so weit verstanden sich Beide ganz gut, sonst wären sie nicht Alliirte geworden. Die „Religionsfreiheit", überdies nur als freie Wahl für die Landesherrn gemeint, war blos ein Stichwort für das Publikum.[16] So wies es die Ländervertheilung im westfälischen Frieden aus. Für Frankreich war der dreißigjährige Krieg, d. h. seine Theilnahme daran, der erste Krieg um die Rheingränze; für Schweden war er ein Krieg um die Herrschaft der Ostsee und um eine Machtvergrößerung auf deutschem Boden, wie sie das geld- und menschenarme Schweden sehr wohl brauchen konnte.[17]

Daß der westfälische Frieden zugleich die Trennung Hollands und der schweizerischen Eidgenossenschaft von Deutschland anerkannte, (die erstere vorläufig nur von Seiten Spaniens, welches die Genehmigung von Kaiser und Reich nachzubringen versprach,) war

[16] „Un bon mot pour le peuple", sagte Talleyrand, als für Ludwig-Philipp der Beiname des „Bürgerkönigs" aufkam.

[17] Erst durch die Eroberungen in Deutschland gelangte Schweden zu europäischem Ansehen. Ein zeitgenössisches Urtheil darüber findet sich in den „Interêts et maximes des Princes et des estats souverains" (Köln, 1666): „Deux raisons principales relèvent la conquête de la Suède en Alemagne beaucoup au-dessus de toutes les autres qu'elle a faites ailleurs depuis un long temps. La première raison est que la Nation Alemande est plus belliqueuse que toutes les autres, sur lesquelles la Suède a pu faire des progrès. Il est constant que dans les pays septentrionaux on ne fait point d'estat d'une armée si elle n'est composée en partie d'Alemans. Le Roy de Pologne fit périr l'armée entière des Moscovites qui assiégèrent Smolensko, et on n'en donne point d'autre raison, sinon qu'il n'y avoit point d'Alemans parmi les troupes des Moscovites. La deuxième raison est que les conquêtes des Suédois en Alemagne leur donnent beaucoup plus de réputation que toutes les autres ensemble. Peu de temps avant la mort de Henry III., Roy de France et de Pologne, le Chancelier de Navarre fit imprimer un discours, par lequel il prouvoit le Roy son Maître indubitable successeur de la France, en cas que le dit Henry vinst à décéder sans enfans mâles, et se moquant d'une proposition tout à fait ridicule, que les ennemis de son Maître mettoient en avant, il dit en termes exprès, que telles choses seroient bonnes à faire croire à un Roy d'Egypte ou à un Roy de Suède. D'où l'on doit conclure qu'en ce temps-là, qui n'est pas beaucoup éloigné du nostre, la France et la meilleure partie de l'Europe n'honoroient pas la Suède" etc.

Digitized by Google

nicht sowohl ein neuer Verlust, als das Zugeständniß eines alten, der nicht mehr gutzumachen war. Die schönen Küstenlande des deutschen Ordensstaates waren ebenfalls schon früher verloren gegangen; das Herzogthum Preußen, aus welchem später ein „Königreich" erwuchs, vorerst noch unter polnischer Lehenshoheit und ohne Zusammenhang mit Deutschland. Rechnet man nun alte und neue Verluste zusammen, so findet sich, daß nach dem westfälischen Friedensschluß, dänische und schwedische Besitzungen im Reich als ausländisch betrachtet, weil sie es thatsächlich waren, Deutschland nicht mehr den vierten Theil seiner früheren Seeküste besaß. Die vormaligen Ordenslande von der Narwa bis zur Weichsel waren nun schwedisch oder polnisch; erst herwärts von Danzig begann die Seeküste Deutschlands, die aber schon bei Stettin auf ein Stück Schweden stieß; von da bis westlich von Stralsund, und dann wieder zu Wismar in Mecklenburg, wehte das schwedische Panier; über Holstein mit dem trefflichen Seehafen Kiel herrschte Dänemark, und von der Elbe bis zur Weser Schweden abermals; am Dollart endlich fieng das Gebiet der „Generalstaaten" an, denen im westfälischen Frieden überdies das „Recht" zugesprochen war, die Schelde zu sperren, d. h. dem nicht-holländischen Scheldegebiet jede Theilnahme am Seehandel zu verwehren. Das gesammte Stromsystem Deutschlands war unnatürlich verstümmelt. Die Schelde glich einem Arm ohne Hand; der Rhein, dessen eigentlicher Ausfluß mit dem der Maas zusammenfällt, hörte für Deutschland auf, wo die holländische Gränze anfieng; die Mündung der Weser lag unter fremden Kanonen; Elbe und Oder endigten mit beiden Ufern im Ausland; am Oberrhein hatte sich noch dazu Frankreich festgesetzt, und drückte von dort aus, die Vertheidiger der Donau gegen den Halbmond im Rücken bedrohend, auch auf das deutsche Donauland. Es war ein förmlicher Bankerott deutscher Strom- und Seeinteressen. Nach und nach verlernte man es, Dies auch nur für unnatürlich anzusehen; als Kaiser Joseph II. für die Freimachung der Schelde auftrat, gab es in Deutschland keine öffentliche Meinung dafür. Mit dem Verständniß für die Zusammengehörigkeit der Ströme und ihrer Mündungsländer war aber auch der deutsche Nationalsinn erlahmt; das Deutschthum, obwohl noch Kaiser und Reich da war, hatte kein Bewußtseyn gemeinsamer Interessen mehr, sondern nur

Digitized by Google

noch eine Sprachgemeinschaft, bequem dazu, nach Hebels unnachahmlichem Ausdruck, „daß man mit dem Feind auch reden konnte.“ Den dreißigjährigen Krieg hatte man noch für einen Bürgerkrieg angesehen, wenigstens im Anfang; die Kriege zwischen Preußen und Österreich zur Zeit Friedrichs des Großen längst nicht mehr. Nur ausnahmsweise einmal, wie z. B. in dem allseitigen Eindruck, den die französische Niederlage bei Roßbach machte[18], glomm noch Etwas wie ein Funke deutschen Gesammtgefühls aus der Asche auf. Die französische Republik nachmals, als sie ländergierig bis an den Rhein zugriff, fand sogar deutsche Sympathien auf ihrem Wege.

[18] „Alle deutsche Völkerschaften, groß und klein, ohne Rücksicht auf Partei, Reichsbeschlüsse, und eigene Zwecke, waren mit diesem Sieg über die Franzosen zufrieden und betrachteten ihn als einen Nationaltriumph .... Die bei den Franzosen gewöhnliche laute Verachtung des deutschen Namens, des deutschen Verdienstes, der deutschen Geisteskraft, und der deutschen Sprache; — die Bethörung deutscher Herrscher, großer und kleiner, sich von unwissenden französischen Schwätzern, die sich in die Gemächer der Fürsten drängten, ihre Rathgeber, und dadurch nur zu oft die Geißeln der Staaten wurden, leiten und täuschen zu lassen; — Dies hatte seit einigen Menschengeschlechtern den fruchtbaren Samen des Hasses ausgestreut, der selbst bei den sanftmüthigsten, edelsten Menschen tiefe Wurzel fassen mußte. Denn Nichts war gewöhnlicher, als deutsche Staatsdiener jeden Ranges zurückgesetzt zu sehen, um französischen, der Landessprache unkundigen Landstreichern Platz zu machen, die ihre Lumpen geschwind ablegten, sich bereicherten, und dann, die Deutschen verspottend, nach Hause zogen. Traten verdienstvolle deutsche Gelehrte und Künstler mit den Ergebnissen ihres Fleißes auf, so wurden sie von Deutschlands Fürsten mit einem kalten Dank, höchstens mit einer Schaumünze, am gewöhnlichsten aber mit gar Nichts belohnt, wogegen man minder wichtige Werke dieser Art von Franzosen mit Bewunderung aufnahm und mit ansehnlichen Geldsummen erwiederte; französische Gaukler aber erhielten für ihre Possen Diamanten. Selbst geizige Fürsten waren hier verschwenderisch .... Diese Volksstimmung äußerte sich allenthalben und erstickte oft alle andern Betrachtungen. Man sah ein merkwürdiges Beispiel davon selbst auf dem Schlachtfelde bei Roßbach. Ein preußischer Reiter, im Begriff, einen französischen gefangen zu nehmen, erblickt in dem Augenblick, da er die Hand anlegen will, einen österreichischen Kürassier hinter sich mit dem Schwert über seinem Kopf. „Bruder Deutscher“, ruft ihm der Preuße zu, „laß mir den Franzosen!“ „Nimm ihn“, antwortete der Oesterreicher und eilte davon. (Geschichte des siebenjährigen Krieges, von J. W. v. Archenholz, vormals Hauptmann in k. preußischen Diensten; zuerst erschienen 1791.) Dem französischen Heere waren nämlich zwei österreichische Reiterregimenter beigegeben; sie allein machten den Versuch, Stand zu halten, während die französische Reiterei floh.

Digitized by Google

Napoleon I. gieng alsdann von einem Strominteresse aus, indem er, weil am Rhein gebietend, das Königreich Holland als eine „Anschwemmung“ des Rheins mit zu Frankreich schlug; auch auf Seeinteressen verstand er sich, natürlich in französischem Sinne, und so nahm er weiter die Seeküste vollends bis Lübeck in Besitz. Der ehemalige Vorort der Hansa war nun französisch geworden; Stralsund war noch schwedisch von dem angeblichen „Glaubenskriege“ her; Danzig seit dem Tilsiter Frieden eine Art von Freistadt, jedoch unter französischer Obhut. Von einem Zusammenhang deutscher Interessen keine Spur mehr: — mit der Aussicht auf Wiederherstellung eines Gesammtdeutschlands schien es zu Ende.

Unmittelbar aus dieser tiefsten Versunkenheit erhob sich der deutsche Nationalgeist, der die Schlachten von 1813 und 1814 schlug. Es war das vereinigte Deutschland, das Napoleon den I. bewältigte, stürzte, und dem verstörten Europa wieder den Frieden gab. Der deutsche Nationalgeist, denn er machte sich auch da geltend, wo man von Regierungs wegen noch zu Frankreich hielt; auch in Preußen begann der Umschwung, bevor man sich oben entschloß: es geschah Vieles vorher, und nachher unendlich Mehr, als blos von Regierungs wegen oktroyirbar gewesen wäre. Das vereinigte Deutschland, denn es besteht wohl kein Zweifel darüber, daß für sich allein, oder auch mit Spanien und Schweden zusammen, weder die Russen noch die Engländer den Weg nach Paris gefunden hätten. Allerdings machte ein russischer Winter den Anfang dazu, allein während das Heer Napoleons erfror, waren die nachmarschirenden Russen auch nicht von kosenden Lüftchen gehätschelt worden; sie kamen mit stark gelichteten Reihen an der deutschen Gränze an, und es fehlte nicht an Rathschlägen, die jeden weiteren Vormarsch für unglückbringend erklärten. Dort hätte Napoleon, der bereits im Frühjahre mit neuer Heeresmacht erschien, unfehlbar sie wieder aufgesucht, und in einem zweiten russischen Feldzuge schwerlich die Fehler des ersten wiederholt: von dieser Gefahr wurde Rußland befreit durch die Erhebung Deutschlands. Auch die von Preußen genügte noch nicht, Napoleon von der Oder abzuhalten; erst der Beitritt Österreichs führte die Entscheidung bei Leipzig herbei, und ein von der Donau gekommenes Heer, das sich bei Hanau den Flüchtigen in den Weg stellte, gab ihnen das Geleite vollends

Digitized by Google

an den Rhein. England seinerseits kämpfte erst 1815 eine Entscheidungsschlacht mit, und es belohnte sich überreich dafür mit Eigenlob; denn von der Mitwirkung der Preußen abgesehen, die man später nur noch so beiläufig gelten ließ, hatte Wellington bei Waterloo kaum mehr als 20,000 Engländer, Schotten, und Irländer, hingegen 40- bis 50,000 Deutsche unter seinem Befehl.[19] Dies war die Zusammensetzung, die man in England das „brittische Heer" zu nennen pflegt, und die selbst in deutschen Geschichtsbüchern mitunter so genannt wird; jene „gleichsam in dem Boden festgewurzelte Infanterie", der auch die Franzosen ihre Anerkennung zollten, bestand zum Theil aus hannoverscher Landwehr.[20] Was die Schweden anbelangt, so leisteten sie 1813 nicht viel, und 1814 gar Nichts. Karl Johann brachte hochgerechnet 30,000 Mann mit, welche er aber überall nach Möglichkeit zurückhielt und schonte.

[19] Die „Geschichte des Feldzugs von 1815" ꝛc., nach mündlichen Vorträgen des Generals v. Grolmann herausgegeben von Major v. Damitz, Berlin, 1837, gibt die Stärke des von Wellington befehligten Heeres auf 75,400 Mann an, nämlich 21,000 Engländer, Schotten, und Irländer, 20,500 Hannoveraner, 2900 Nassauer, 3000 Braunschweiger, 28,000 Niederländer. (Grolman war 1815 erster Generalstabsoffizier im Hauptquartier Blüchers.) Von den Niederländern mag ein Drittheil wallonischen Stammes gewesen seyn; nach Abzug der Wallonen waren es Niederdeutsche, wie die Hannoveraner auch. In den Einzelziffern weichen andere Angaben mannigfaltig von der Grolmann'schen ab, mitunter nicht unbedeutend; was aber den Verhältnißantheil Großbritanniens und Irlands betrifft, so stimmen sie so ziemlich dahin überein, daß derselbe nicht ganz $^1/_2$ des Ganzen erreichte. (Unter 62,000 Mann Gesammtheit 18,000 Britten; unter 50,000 Mann Infanterie 15,000 Britten ꝛc.) Die „deutsche Legion" in englischem Dienste wird in der Regel mit zu den Britten gezählt; an der Schlacht von Waterloo war sie betheiligt mit 8 Batallionen Fußvolk (3880 M.) und 5 Reiterregimentern (2761 Mann).

[20] Im ersten Treffen (s. die Schlachtordnung in Johann Sporschils „großer Chronik", 3. Theil, S. 256) stand u. A. die 4. hannoversche Brigade unter Oberst Bock und die 5. unter Oberst Vinke, erstere aus den Landwehr-Batallionen Lüneburg, Verden, Osterode, Minden, letztere aus den Landwehr-Batallionen Hameln, Gifthorn, Hildesheim, und Peine gebildet. (Vergl. S. 287 und 288: „Es war 4 Uhr Nachmittags .... Der Herzog von Wellington verstärkte sein Zentrum gegen den zu erwartenden neuen, wahrscheinlich noch viel heftigeren Angriff, indem er von dem linken Flügel die fünfte hannoversche Brigade des Obersten Vinke heranzog, und die Batallione Hameln und Gifthorn vorwärts des Vorwerkes Mont-St.-Jean, die Batallione Peine und Hildesheim vorwärts des Dorfes selbst, links und rechts der Straße Stellung nehmen ließ.")

Digitized by Google

Bei Großbeeren sowohl als bei Dennewitz ließ er die Preußen allein fechten, eignete sich dann das Verdienst des Sieges zu, welches vielmehr Bülow anzusprechen hatte, und nahm mit Huld die Danksagungen des Berliner Magistrats in Empfang, während in den Berliner Zeitungen jeder Versuch, die thatsächliche Wahrheit herzustellen, von der Zensur gestrichen ward. Nach dem Einmarsch in Frankreich blieb er müßig liegen in Lüttich; — nebenbei von der eiteln Hoffnung heimgesucht, daß er König von Frankreich werden könne, und in Folge Dessen noch etwas mehr Achselträger, als vorher.[21] Von Gustav Adolf und Karl XII. her war man theilweise

[21] General v. Wolzogen, 1814 Chef des Generalstabs bei der von dem Herzog von Weimar befehligten 3. deutschen Heeresabtheilung, welche in Belgien stand, erzählt in seinen „Memoiren", Leipzig, 1851, S. 264: „Schon seit längerer Zeit hatte der Herzog von Weimar Unterhandlungen mit dem Kronprinzen von Schweden, der seinerseits am 16. Februar mit der schwedischen Armee in Lüttich angekommen und seit dem 8. März in Brüssel war, eingeleitet." (Der Herzog wünschte nämlich die russisch-deutsche Legion, die bei dem Kronprinzen müßig war, an sich zu ziehen, bekam aber nur ausweichende Antworten, bis England, welches den Sold der Legion übernommen hatte, ein Machtwort sprach.) „Überhaupt erschien das Benehmen des Kronprinzen sehr zweideutig, und beständig war er in Korrespondenz mit Maison, seinem ehemaligen Chef des Generalstabs." (Maison war Oberbefehlshaber der französischen Streitmacht, die sich bei Antwerpen hielt und mitunter auch angriffsweise zu Werk gieng.) „Ich hatte deßhalb einen sehr gewandten und vornehmen Herrn, einen Prinzen von Croy-Solre, der dem Herzog gleichfalls seine Dienste angeboten, und überdies ein eifriger Anhänger der Bourbons war, in das Hauptquartier des Kronprinzen geschickt, um sich das Vertrauen desselben zu erwerben und uns auf diese Weise über seine Pläne stets Auskunft zu ertheilen; — eine Rolle, die der zum Diplomaten geborene junge Mann so außerordentlich gut zu spielen wußte, daß er mir schon nach kurzer Zeit überzeugende Beweise davon verschaffte, daß der Kronprinz gegen Frankreich Nichts mehr unternehmen werde, vielmehr die geheime Absicht hege, sich selbst nach Napoleons Vernichtung auf den französischen Königsthron zu schwingen; — eine Bemerkung, die ich natürlich dem im Gefolge der Monarchen befindlichen Grafen Nesselrode sofort mitzutheilen nicht verfehlte. Zugleich schrieb ich am 5. April an den Chef des Generalstabs der schwedischen Armee, General Adlerkreutz, in sehr kategorischen Ausdrücken, daß der Durchgang französischer Offiziere durch die Vorposten ferner nicht mehr stattfinden würde."

In welchem Grade Karl Johann seine Schweden schonte, (was im Interesse des menschenarmen Landes erklärbar genug, doch aber nicht eigentlich der Zweck dieses Krieges war,) ergab sich am deutlichsten in der Schlacht bei Leipzig. Vom

Digitized by Google

noch geneigt, die Kräfte Schwedens, obwohl es schon im siebenjährigen Krieg eine militärisch höchst unbedeutende Rolle gespielt hatte, zu überschätzen; allein in einem Kriege, wo noch zuletzt Österreich 250,000, Preußen 252,000 Mann im Felde hatte, Bayern 56,000, das übrige Deutschland weitere 126,000 Mann, worunter sich Baden mit 20,000 Mann befand, — Dies sind die Ziffern für 1815 bei Plotho,[22] — stellten 30,000 Schweden, auch wenn richtig gezählt und besser verwendet, doch immerhin keine europäische Macht vor.

Vernünftiger Weise war zu erwarten, daß die Nation, die am meisten zum Siege beigetragen, auch bei den Früchten des Sieges nicht leer ausgehen, jedenfalls aber im Friedensschlusse wenigstens keine Verluste gegen den Zustand vor 1792 erleiden würde. In der Wirklichkeit traf das gerade Gegentheil ein. Als Alles fertig war, fand sich Rußland durch ein Königreich Polen, Schweden durch Norwegen vergrößert; das ohnehin seemächtige England seinerseits hatte in allen Welttheilen Inseln und Kolonieländer, in Deutschland zugleich eine Gebietserweiterung für sein Hannover davon getragen; nicht minder zu Gunsten Englands endlich und auf seinen Betrieb war ein neues Groß-Holland als „Königreich der Niederlande" aufgerichtet worden, zu dessen Ausstattung Deutschland seinen alten burgundischen Kreis (die österreichischen Niederlande mit Luxemburg) und noch einen Theil des westfälischen abtrat. Auch an die Schweiz und an Dänemark waren neuerdings deutsche Reichslande hingegeben. Ja, selbst für die „Integrität" Frankreichs, wie der Kunstausdruck hieß, war auf Kosten Deutschlands gesorgt, welches hienach die Waffen ergriffen hatte, um sich im Friedensschlusse plündern zu lassen. Deutschland als solches saß auch gar nicht mit zu Rathe; um dort mitzusitzen, dazu gehörte

16. bis 19. Oktober verloren die Schweden dort 10 Offiziere und 300 Unteroffiziere und Soldaten, also im Ganzen 310 Mann, während der Verlust der Preußen allein 620 Offiziere und 13,550 Unteroffiziere und Soldaten, der Gesammtverlust der Alliirten 42,640 Mann betrug.

22 Bayern 56,000, Hannoveraner 20,000, Würtemberger 20,000, Badener 20,000, Sachsen 16,000, Kurhessen 12,000, Hessen-Darmstädter 8000, Braunschweiger 7000, Nassauer 3000, kleinere deutsche Kontingente 20,000 M.; zusammen 182,000. (Plotho, der Krieg in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813 bis 1815, Band 4, Seite 14.)

Digitized by Google

die Eigenschaft einer Groß- oder einer europäischen Macht, und für europäische Mächte sah man gütigst Schweden und Portugall an, obwohl schon Bayern für sich allein beide zusammengerechnet an Waffenfähigkeit und kriegerischer Leistung übertraf. Preußen und Österreich übrigens kamen als Großmächte gleichfalls zu kurz gegen die beiden andern, ihre Bundesgenossen, wie Dies Lord Castlereagh nach seiner Rückkehr vom Wiener Kongreß, wo er gegen Ende durch den Herzog von Wellington ersetzt worden war, dem englischen Unterhaus in der Sitzung vom 20. März 1814 ausdrücklich anrühmte. „Der leitende Grundsatz bei der Wiederherstellung Österreichs und Preußens" — sagte er dort — „war der Stand ihrer Besitzungen im Jahr 1805. Das Haus wird zugeben, daß bei Annahme dieses Normaljahres wenigstens Österreich keinen Zeitpunkt erwählt hatte, der nur irgend einer Vergrößerungssucht Vorschub that. Durch Annahme des Jahres 1805, anstatt 1792, kam sein Besitz in den Niederlanden außerhalb seines Anspruchs zu stehen. Allerdings hatte es 1805 dafür die venetianischen Länder inne, allein es war damals um 2 Millionen Einwohner schwächer, als 1792. Für Preußen war der gewählte Zeitpunkt der, welcher unmittelbar der Beraubung dieses Königreichs durch Frankreich vorhergieng. Wirft man einen übersichtlichen Blick auf den gegenwärtigen Bestand der beiden Monarchien, so findet man, daß trotz aller Anstrengung, ihre Macht zu erweitern, und trotz der ehrgeizigen Entwürfe, die sie blicken ließen, durch die Entscheidung des Kongresses keine von beiden auch nur im geringsten Maße von Erheblichkeit Mehr erlangt hat, als was sie im strengsten Sinne bloser Wiederherstellung ansprechen konnten. Obgleich einige der Gebietstheile Preußens einen größeren Umfang darbieten, als es früherhin der Fall war, hat es doch nach genauen Berechnungen höchstens 40,000 Seelen mehr erlangt, als es 1805 besaß, während Österreich bei seinen geringeren Besitzänderungen nicht mehr als 3- bis 400,000 Unterthanen gegen 1805 gewonnen hat."[23] Dies war die Leistung des Wiener Kongresses!

[23] Der Rheinische Merkur (Nr. 238, 16. Mai 1815) gab der öffentlichen Entrüstung über das Gebahren Englands einen lebhaften Ausdruck, indem er schrieb: „Wenn Castlereagh im Parlament sich nicht zu sagen schämte, Hannover und Holland hätten große Opfer gebracht, um Sachsen zu retten, dann weiß

Digitized by Google

Der erste Pariser Frieden hatte den Grundstein dazu gelegt. Er war ein wahres Kabinettsstück von Wunderlichkeit. Zu bisher unerhörten Opfern und Anstrengungen hatte man die deutsche Nation aufgefordert, um endlich Frankreich zu bewältigen, und nun erfuhr sie zu ihrem Erstaunen, daß sie mit Frankreich gar keinen Krieg geführt habe. Mit Frankreich beileibe nicht; einzig und allein mit Napoleon. Nun wäre es freilich selbst für ihn, den großen Kriegsmeister, eine Kunst gewesen, Krieg zu führen oder auch nur eine einzige Schlacht zu liefern für sich allein, ohne eine Armee dazu, und die Armee dazu gab ihm Frankreich; allein nach der Logik des Pariser Friedens war dieser Umstand kein Hinderniß, Frankreich als gänzlich unbetheiligt zu erkennen. Eine beredte Widerlegung erfolgte, als Napoleon, von Elba zurückkehrend, binnen 20 Tagen und ohne Schwertstreich Frankreich wieder in Besitz nahm, wie wenn er nie fort gewesen wäre; allerdings aber geschah Solches erst im März 1815, und der Pariser Frieden wurde am 30. Mai 1814 geschlossen. Einen Blick in die Zukunft hatte man bei der Unterzeichnung nicht. Es gab schärfere Augen, die *hatten* ihn; eine damals vielgelesene Zeitschrift z. B. konnte sich bei Napoleons Wiederkehr von Elba darauf berufen, daß sie dieselbe öffentlich vorausgesagt.[21]

man wahrlich nicht, wozu Worte nicht alles sich mißbrauchen lassen. Das also wäre Opfer, daß Hannover Ostfriesland erhalten? Hat es etwa auch Bremen und Hamburg zum Opfer gebracht? Auch Das wird ihm wohl angerechnet, daß es nicht Trier, Aachen, und Köln erhalten. Hätten die Engländer Ostfriesland nicht verlangt, dann hätte Preußen mit einem geringeren Theile von Sachsen sich befriedigen können. Um Luxemburg, Lüttich, und das Maasland hätte Preußen noch einen andern Theil zurückgeben können. Hätte man dann noch mit gebrachten Opfern geprahlt, dann konnte Sachsen für die Gnade wenigstens dankbar seyn. Dafür wird jetzt angerühmt, wie Österreich für alle seine Anstrengungen zwei Millionen Seelen weniger als 1792 erhalten, und Preußen nur 40,000 mehr, wobei dann als das Allerpreiswürdigste erscheinen muß, daß, während die Arbeitenden *Nichts* erhalten, die *Müßigen* (Holland, Schweden, Sardinien, Neapel) reichlich abgefunden werden, selbst der *Feind* noch Einiges für den Hochmuth erhält, das wir jetzt ihm wieder abzuschlagen ausziehen."

[21] Es war Ludens „Nemesis, Zeitschrift für Politik und Geschichte". In dem 3. Stück des 3. Bandes von 1814 stehen S. 348 die Worte: „Napoleon gieng nach Elba. Wenn er auf dieser Reise ängstlich seines Lebens schonte, so that er es, weil er noch große Pläne hat für die Zukunft. *Jetzt ist Napoleon gefährlicher als je!* Er rechnet auf die ihm ergebene Armee, auf

Digitized by Google

Dies war nicht Jedermanns Sache. Ein Blick in die Vergangenheit jedoch war im Mai 1814 so wohlfeil zu haben, wie jederzeit sonst; hätte man sich dort Raths erholt, so hätte man die „Integrität“ Frankreichs nicht damit motivirt, daß, wie es in den Eingangsworten der Friedensurkunde hieß, mit der Rückkehr des Landes unter die väterliche Herrschaft seiner Könige nunmehr ein Pfand der Sicherheit gegeben sey, wonach man nicht mehr der Bedingungen und Gewährschaften bedürfe, die man mit Bedauern unter der vorigen Regierung in Anspruch genommen. Wenn zufällig ein Bildniß Ludwigs XIV. in dem Saale hieng, wo man diese Worte unterschrieb, es mußte sich zu einem gespensterhaften Lächeln versucht fühlen über solche Vertrauensfülle. Als ob Napoleon im dreißigjährigen Kriege mitgewirkt, — Napoleon sich mit den Türken gegen Deutschland verbündet, — Napoleon jene Mordbrenner-Banden ausgeschickt hätte, welche 1689 die deutschen Rheinufer mit einer Unzahl von Ruinen bedeckten, wie deren eine der bekanntesten, die des Heidelberger Schlosses, noch heute als Denkmal französischer Barbarei übrig ist!

Jene Rückkehr unter die Herrschaft des früheren Königshauses nannte man die „Legitimität“; eine Vorkehr Talleyrand's, für die ihm die Franzosen unendlichen Dank schuldig sind. Er selbst war in seinem bisherigen Lebenslaufe kein Legitimist gewesen; allein er gieng darauf aus, das Schicksal Frankreichs von dem Napoleons loszuschälen, damit von den Folgen der erlittenen Niederlage ausschließlich der Letztere getroffen werde, und hiezu diente ihm die „Legitimität“ als ein höchst schätzbares Paßwort. Denn von dem Augenblick an, wo die Wiedereinsetzung der Bourbons genehmigt war, hatten die Sieger statt des besiegten Feindes einen angeblichen Freund vor sich, welcher in dieser Eigenschaft nicht ohne scheinbare Berechtigung vorstellte, man werde ihn doch nicht in den Augen Frankreichs herabsetzen wollen. England zwar, überall in der Welt Inseln einsteckend, auch französische, that sich um der „Legitimität“ willen keinen Abbruch darin; Rußland seinerseits hatte von Frank-

die Schwächen der Bourbons, auf die Mißgriffe der Altadeligen. An Geld hat er keinen Mangel: es wird ihm, wenn es Zeit ist, nicht schwer werden, nach Frankreich zurückzukehren.“ (Die gesperrten Worte sind es auch in der Nemesis. Der betreffende Aufsatz war nicht von Linden selbst; er ist mit Fr. unterzeichnet.)

Digitized by Google

reich Nichts zurückzuverlangen; für Deutschland aber, das so Vieles zurückzuverlangen hatte, stellte sich nun heraus, daß man alle älteren Schuldforderungen sofort fallen ließ, und in der Abrechnung nur bis auf Neujahr 1792, als auf den Schlußpunkt des letzten Friedensjahres vor Beginn der französischen Revolutionskriege zurückgieng. So wenigstens lautete das ausgesprochene Prinzip, das man dem Frieden von 1814 zu Grund legte; Frankreich sollte die Gränzen vom 1. Januar 1792 haben. Das Prinzip selbst jedoch wurde in demselben Athem Lügen gestraft durch den unmittelbar nachfolgenden Zusatz, daß Frankreich gegen 1792 eine Gebietsvergrößerung erhalten solle. Es war ein ganz ansehnlicher Überschuß zu Gunsten Frankreichs. Zunächst blieben ihm die deutschen Enklaven im Elsaß und in Lothringen, so wie das päbstlich gewesene Fürstenthum Avignon mit der Grafschaft Venaissin, welche Gebietstheile es erst nach der Revolution, noch mitten im Frieden an sich gerissen hatte; sodann wies man ihm als Gewinn gegen damals das Fürstenthum Mümpelgard und einen Theil von Savoyen mit der Hauptstadt Chambery zu, Beides *keine* Enklave; da man endlich noch überdies fand, daß am 1. Januar 1792 Landau mit der Nordgränze des Elsaßes, ganz unbequem für Frankreich, nicht in Zusammenhang gewesen, so bedachte man sich, anstatt etwa Landau zu behalten, vielmehr auf den entgegengesetzten Ausweg, das noch dazwischen liegende deutsche Land vollends ebenfalls an Frankreich zu geben, auf daß dieses in der Bequemlichkeit seines Besitzes nicht durch eine Lücke gestört sey. Alles Dies *gegen* die Legitimität, aber im Namen derselben, gleichsam als Verstärkung und Aufmunterung zu einem wiederkehrenden französischen Zugriff für späterhin. Um Ludwig XVIII. in der öffentlichen Meinung des besiegten Frankreichs zu schonen, schlug man der öffentlichen Meinung des siegreichen Deutschlands ins Gesicht. Frankreich konnte sich Glück wünschen zu seinem Talleyrand: — das Paßwort der „Legitimität", während man sonst eine Menge Napoleonischer Schöpfungen fortbestehen ließ, auch das Königthum Murat's in Neapel, trug ihm gegen den Gebietsumfang, den es vor der Revolution gehabt, einen Zuwachs von 150 Quadratmeilen ein.

Anstatt Zurücknehmens noch Herschenken dazu, — Das war *mehr* als „Großmuth", wurde auch von den Franzosen nicht als

Digitized by Google

solche aufgefaßt. In dem umgekehrten Falle, nämlich wenn sie als Sieger in eine feindliche Hauptstadt einzogen, hatten sie stets vollauf die Gelegenheit des Nehmens ausgebeutet; jetzt, da ihnen die Macht der Wiedervergeltung auf die eigene Schwelle trat, waren sie von dem gleichen Gesichtspunkt aus in der Besorgniß einer Theilung Frankreichs gestanden. Nicht einer Theilung in dem Sinne, daß man z. B. die Herzogthümer Bretagne, Normandie, Guyenne, Auvergne ꝛc. — am Ende noch ältere Legitimitäten, als die Ludwigs XVIII. — wieder hergestellt hätte. So weit giengen die Ansprüche der öffentlichen Meinung Deutschlands nicht; sie verlangte lediglich das geraubte deutsche Gut wieder dahin zurück, wohin es von Rechts wegen gehörte;[25] allein eben Das, mit der naiven Gekränktheit eines Spielers, der den Wiederverlust eines Gewinnstes wahrhaft himmelschreiend findet, sahen die Franzosen für eine Theilung Frankreichs an. Daß sie wider Erwarten damit verschont blieben, daß man nicht wegnahm, sondern noch schenkte, Das schrieben sie, um es verständlich zu finden, einer ausländischen Blödigkeit vor dem Nimbus des französischen Namens, einer Verblüffung durch die ungehoffte Größe eines Sieges über Frankreich zu. Verblüfft! Die deutschen Völker waren es nicht; die deutschen Heere auch nicht; von den Führern Blücher namentlich so wenig, daß er voll Ingrimms die „Federfuchser" schalt, die da verpfuschten, was das Schwert gut gemacht. Auf Ausländer von französischer

[25] Selbst 1815 verlangte man nicht weiter. Wiederholte Aussprüche in diesem Sinne finden sich im Rheinischen Merkur, welcher doch an der Spitze der Bewegung in der deutschen Presse stund. Er warnte sogar, „nicht gewaltsam in die inneren Verhältnisse des Franzosenvolks einzugreifen, und nicht, hörend auf den thörichten Rath ihrer Ausgewanderten, denen der Verstand seit zwanzig und mehr Jahren still gestanden, ihnen eine Verfassung aufzudringen, die dem Geiste zuwider ist, der in ihnen seit Menschengedenken sich entwickelt hat" (4. Juli 1815); deßgleichen mahnte er: „sorgen wir vor Allem, daß wir das Recht auf unserer Seite halten, und selbst an den Überwundenen kein Unrecht üben" (11. Juli 1815); aber unermüdlich kam er auf die Forderung zurück, daß Deutschland sein Elsaß und sein Lothringen, seine Bisthümer und andere von ihm abgerissene Stücke wieder nehme. „Frankreich ist auch nach Abgabe der Provinzen, die nicht zu ihm gehören, ein Staat des ersten Ranges, und in der That mächtiger, als alle seine Nachbarn. Mit diesen Provinzen hat es eine unnatürliche Kraft, die unaufhörlich die Freiheit, erst von Deutschland, und dann von ganz Europa bedroht". (Nr. 289, 26. August 1815.)

Digitized by Google

Erziehung hingegen, denen ein echt franzöſiſcher Ausdruck und Akzent für den Gipfel geiſtiger Höhe galt, mochte Paris, wo ſie ein Schuhflicker oder ein Straßenjunge hierin übertreffen konnte, allerdings theilweiſe mit einem Nimbus einwirken, der ſie in ihren eigenen Augen geiſtig klein und gedemüthigt erſcheinen ließ. Von dem Kaiſer von Rußland behauptet ein Mann wie Chateaubriand es geradezu. „Alexander", ſo drückt er ſich unbefangen aus, „hatte etwas Stilles und Gedrücktes an ſich; in Paris gieng oder ritt er anſpruchlos herum, ohne Gefolge. Er ſah gleichſam erſtaunt aus über ſeinen Triumph; ſein Blick ruhte faſt gerührt auf einer Bevölkerung, die er für geiſtig überlegen anzunehmen ſchien; es war, als ob er ſich, einem Römer ähnlich, der in Athen eine Art von Verſchämtheit empfand, in unſerer Mitte wie ein Barbar vorgekommen wäre." [26] Nicht nur bei Alexander übrigens, ſondern bei Jedem, der eine franzöſiſche Erziehung zur Schau trug, (die Sache war eingewurzelt genug, denn ſelbſt auf dem Kongreſſe zu Wien wechſelten Öſterreich und Preußen franzöſiſche Briefe miteinander,) ſahen die Franzoſen darin eine geiſtige Unterordnung, auf welche demnach ihre Sprache und ihre Hauptſtadt den Einfluß eines natürlichen Vorrangs ausübe. Ähnliche Äußerungen, wie die Chateaubriand's, erzählt der Rheiniſche Merkur vom Pariſer Publikum überhaupt [27]; es hielt ſich für die Niederlage Frankreichs durch den Glauben an ſein geiſtiges Über-

[26] „Alexandre avait quelque chose de calme et de triste; on le voyait se promener dans Paris, à cheval ou à pied, sans suite et sans affectation. Il avait l'air étonné de son triomphe; ses regards presque attendris se promenaient sur une population qu'il semblait considérer comme supérieure à lui: on eût dit qu'il se trouvait un barbare au milieu de nous, ainsi qu'un Romain se sentait honteux dans Athènes." (Congrès de Vérone, par Mr. de Chateaubriand.)

[27] In einer Korreſpondenz aus Paris vom 10. Auguſt 1815: „Was den Franzoſen nicht gefällt, das ſind die vielen fremden Gäſte, die bei ihnen logiren. Sie fragen: wozu Das? tout le monde est tranquille et le petit coquin est parti pour St. Hélène .... Im vorigen Jahre ſagten ſie noch: on n'a qu'à parler français pour faire trembler les Allemands. Jetzt ſagen ſie es nicht mehr; ſie merken, daß dergleichen ſtolze Worte nicht auf die Erde fallen. Sie ſagten auch im vorigen Jahre: les étrangers tremblaient en entrant dans la capitale du monde et à l'aspect de leurs propres triomphes. Sie fühlen, daß ſich deßwegen jetzt die Fremden ſo gemächlich bei ihnen einquartieren, um zu zeigen, daß ſie nicht immer bei dem Anblick ihrer eigenen Triumphe zittern."

Digitized by Google

gewicht schadlos. Die „Großmuth“ wurde allgemein als Schwäche ausgelegt; daß man sogar den aus deutschen und italienischen Gallerien zusammengeschleppten Schatz von Kunstwerken zu reklamiren vergaß, (unter 1500 Gemählden im „Museum Napoleon“ waren nur 250 durch Kauf erlangt,) konnte auch einem Unbefangenen, da hier keine Politik mitspielte, für eine Verblüfftheit gelten. Wie immer indeß man die Schwäche benennen möge: die Heere und die Völker hatten keinen Theil an ihr.[28] Dahin geht auch ein gleichzeitiges deutsches Urtheil in Ludens „Nemesis“, das manches Bedauerliche aus der Überraschung erklärt, da die Lenker der Verhältnisse, hierin abweichend von dem Aufschwunge der Völker, auf einen so vollständigen Sieg nicht gefaßt gewesen. „Der Eindruck“, sagt die Nemesis, „den Napoleons frühere Gewalt und früheres Glück auf die Gemüther der Menschen gemacht hatte, war so stark, daß sich die Lenker und Leiter der Verhältnisse, mitten in der Begeisterung der Völker und umgeben von zahllosen Heeren, nicht über denselben zu erheben und den Glauben an entscheidende Siege zu fassen vermochten. Darum wurde man durch diese Siege fast in Verlegenheit gesetzt. Da man sie nicht erwartet hatte, so war auch Nichts in Beziehung auf sie verabredet und festgesetzt; man wußte also die Gelegenheit nicht gehörig zu benutzen; ja, man hatte sich sogar zum voraus, durch besondere Verträge, die nachmals in den Weg traten, die Hände gewissermaßen gebunden, weil man immer nur den Koloß wegzuschieben, nie zu zerschmettern gehofft hatte. So sehr war der Sinn erstorben für die Völker und deren eigenthümlichen Geist!“

[28] Die Volksstimme in Deutschland sprach sich über den Pariser Frieden von 1814 durchgängig in der Weise Blüchers aus. Ein bezeichnendes Beispiel erzählt General v. Wolzogen in seinen bereits erwähnten Denkwürdigkeiten. Im Juli 1814 reiste er mit dem Herzog von Weimar von Köln nach Koblenz und Ehrenbreitstein, wo er mit dem Obersten Aster zusammentraf und über die dort anzulegenden Festungswerke Besprechungen hatte. „Unterwegs in Andernach“ — berichtet er von der Hinreise — „erlebten wir eine amüsante Szene. Als nämlich die Töchter des dortigen Posthalters erfuhren, daß wir auch mit zu den aus Paris heimkehrenden Alliirten gehörten, so fiengen sie an, uns über den erbärmlichen Friedensschluß gewaltig auszuschelten. „„Ihr hättet““, so riefen sie, „„die Franzosen ganz anders zwiebeln, und namentlich mit den verdammten Marschällen nicht so viele Umstände machen sollen! Wir haben sie alle nur als Lumpenhunde kennen gelernt““....

Digitized by Google

Ein anderer Umstand konnte den Engländern als eine Verblüfftheit erscheinen: — die blanke Unschuld nämlich, womit man auf deutscher Seite jedes Gedankens baar blieb, daß etwa möglicher Weise auch Deutschland ein Seeinteresse haben könnte. Nach der Übergabe von Antwerpen, welches hauptsächlich von deutschen Truppen umstellt gewesen war, fand sich im dortigen Hafen eine Flotte von 38 Linienschiffen und 10 Fregatten, so wie ein massenhaftes Seewesensmaterial aller Art. Deutschland erhielt keinen Schiffsnagel davon; — kümmerte sich auch nicht darum; — selbst die öffentliche Meinung nicht. Es hätte einen eben so guten Anspruch auf Betheiligung an dieser Kriegsbeute gehabt, wie England; nach Verhältniß der deutschen Streitkräfte, so wie in Betracht des Steuerantheils, welchen deutsche Völkerschaften unter dem Zepter Napoleons zu dessen Kriegsflotte mitgezahlt, sogar einen größern. Auch sprach der Pariser Frieden in Artikel 15 von Schiffen und Zeughäusern in Seeplätzen, die in die „Gewalt der Alliirten" gelangt, also wie von einer gemeinsamen Errungenschaft, behielt aber lediglich keinen Antheil für Deutschland, auch keinen für Preußen oder Österreich insbesondere vor. Es wäre schon der Mühe werth gewesen. Die Herstellungskosten eines Linienschiffes rechnete man in England damals auf 80,000 Pfund Sterling; jene 38 Linienschiffe allein, die Fregatten und die Vorräthe an Material ungerechnet, hatten sonach einen Werth von 76 Millionen Franken. Um 34 Jahre später gieng man in Deutschland mit dem Klingelbeutel herum und sammelte Almosen zur Errichtung einer deutschen Kriegsflotte; mit einem Antheil an dem Fund in Antwerpen hätte man 1814 einen solideren Grund gelegt, wäre auch wohl auf den Einfall gerathen, daß der deutsche Bund eben so wohl Seekontingente stellen könnte, wie Kontingente zur Landmacht. Es streckte Niemand die Hand danach aus. Die Flotte in Antwerpen wurde an England überantwortet, welches nur ein Dritttheil davon an Frankreich zurückgab. Von den „Alliirten" war keine Rede dabei; sie hätten nicht gewußt, schien es, was sie mit einem Kriegsschiff anfangen sollten. Die alten Rathsherren in Lübeck, als die Hansa noch in ihrer Blütezeit war, verstanden Das besser; sie sprachen schwerlich so gut französisch, wie die deutschen Staatsmänner und Diplomaten von 1814, vielleicht gar nicht, aber im Angesicht einer

Digitized by Google

Kriegsbeute, wie die in Antwerpen, wären sie nicht ohne den gebührenden Antheil abgezogen.

Das Verhältniß zu Frankreich war durch den Frieden von 1814 festgestellt; in Bezug auf „die Staaten Deutschlands" bestimmte er vorläufig deren Zusammenfassung in einen Bundesverband; dem an das Haus Oranien fallenden Holland sicherte er im Allgemeinen eine Gebietsvergrößerung zu. Ein Kongreß in Wien, von allen Mächten beschickt, die auf der einen oder der andern Seite in den Krieg verwickelt gewesen, also auch von Frankreich, sollte auf dieser Grundlage alles Übrige vollends ordnen und ins Reine bringen. Ein geheimer Artikel jedoch griff den künftigen Ergebnissen des Kongresses theilweise vor: er setzte fest, daß alles Land zwischen der Maas, der See, und der neuen französischen Gränze — noch über 1792 hinaus deutsches Reichsgebiet! — nun „für ewige Zeiten" mit Holland zu vereinigen, das deutsche Land auf der linken Rheinseite stromaufwärts aber, so weit Frankreich es zurückgab, „zur Vergrößerung Hollands und zur Entschädigung Preußens und anderer deutschen Staaten" zu verwenden sey. Für die „Vergrößerung Hollands" gab die geheime Übereinkunft zugleich den bestimmenden Grund an: die Herstellung eines richtigen Gleichgewichts in Europa erheische die Aufrichtung Hollands in einem Größeverhältniß, wodurch es in den Stand gesetzt werde, seine Unabhängigkeit durch eigene Mittel zu behaupten. Ein römischer Philosoph sagte einst, es sey nicht gut disputiren mit Einem, der über so und so viel Legionen gebiete, und Das ist noch heute wahr; der Kriegsherr der Legionen thut aber alsdann wohl daran, wenn er es bei dem bloßen Machtspruche bewenden läßt, denn in dem Augenblick, wo er ihn auch motiviren will, findet er sich auf den gemeinsamen Boden der Gründe und Gegengründe versetzt. Das zu Gunsten Hollands angeführte Motiv war nicht stichhaltig; darüber entschied thatsächlich nachher ein unbarmherziger Richter: der Erfolg. Allerdings hatte sich Holland, als es 1795 fast ohne Gegenwehr einem französischen Einmarsch erlag, in bedenklicher Weise haltlos erwiesen; allein um einer neuen Gefahr von Frankreich her selbständig Trotz bieten zu können, dazu war es auch nach der Vergrößerung durch Belgien nicht stark genug. Das gewählte Mittel war unzureichend für den ausgesprochenen Zweck; ja, es verhinderte die Einlenkung in den

Digitized by Google

einzigen Weg, der jenem Ziele wirklich zuführte, nämlich die Rückkehr Hollands in den deutschen Gesammtverband. Da sah man in der That den Wald vor lauter Bäumen nicht. Stelle man sich beispielsweise vor, das Mündungsland der Rhone, etwa mit der Seeküste von Perpignan bis Marseille dazu, hätte sich von Frankreich losgerissen gehabt, wäre dann als „unabhängiger Staat" in die Hand eines stärkern Feindes gefallen gewesen, schließlich aber durch französische Waffen, ohne eigenes Verdienst, wieder glücklich befreit worden: — was, glaubt man, hätte wohl Frankreich dazu gesagt, wenn man in Folge seines Sieges ihm nun auseinandergesetzt hätte, da der Rhonestaat sich handgreiflich als zu schwach gezeigt, so sey denn offenbar kein anderer Rath mehr, als ihm durch einen weiteren Zuschuß französischer Provinzen, auf daß er auch wirklich selbständig sey, zu einer verdoppelten Stärke zu verhelfen! Es war nur eine ablehnende Antwort denkbar. „Ei," mochte sie lauten, „wir haben kein Interesse dabei, daß der uns abtrünnig gewordene Rhonestaat haltbarer werde; auch haben wir ihn keineswegs darum befreit, um ihn nochmals zu verlieren, oder gar ihm zuliebe noch Mehr dazu; eine bessere Sicherung des Rhonelandes endlich liegt einfach darin, daß es zu uns zurückkehrt." Ganz eben so verhielt es sich deutscherseits mit dem Mündungslande des Rheins, aber kein deutscher Diplomat sprach so im Namen Deutschlands. Es war eine englische Einflüsterung, die auf die Vergrößerung Hollands drang. England sah darin gleichsam einen Entschuldigungsgrund für sich, daß es das holländische Kapland nicht an den „legitimen" Eigenthümer zurückgab; auch hielt es ein vereinigtes Königreich der Niederlande vielleicht ernstlich für einen Damm gegen Frankreich, der in dieser Eigenschaft eine zu weit gehende Vergrößerung Preußens, wozu England scheel gesehen hätte, mit ersparen half. Das ganze Machwerk indeß, trotz der englischen Gönnerschaft, erwies sich von innen heraus als lebensunfähig. Die „ewigen Zeiten" des geheimen Artikels von 1814 erstreckten sich nicht länger, als bis 1830, wo Belgien sich gewaltsam von Holland losriß, und diesem gegenüber eine Anlehnung an Frankreich suchte und fand. Dies war denn die englische „Vormauer" gewesen. Eine Zeit lang vorher trug sich eine Partei in Paris mit dem Plane, für den Fall einer siegreichen Revolution den König der

Digitized by Google

vereinigten Niederlande zum König der Franzosen zu erwählen; wäre es damit geglückt, (und im Haag war das Hinderniß nicht,) so glitt das gesammte Großholland, „stark genug, seine Unabhängigkeit durch eigene Mittel zu behaupten", mit all diesen Mitteln sanft in den Schooß Frankreichs nieder. Daß für eine so schülerhaft mißrathende Politik Deutschland seinen burgundischen Kreis abtrat, kostete allerdings England Nichts. In den Kreisen der deutschen Diplomatie ihrerseits, scheint es, hatte man Holländer und Fläminger für eine wildfremde Völkerschaft gehalten.

Der Wiener Kongreß tagte vom November 1814 bis in den Juni 1815. Es fehlte wenig, so wäre aus dieser europäischen Friedensbesprechung ein neuer europäischer Krieg hervorgegangen. Nicht um eine deutsche Gränzfrage: da gab man überall unbesehen her; allein Rußland verlangte das Großherzogthum Warschau, was weder Österreich, noch England, noch auch das Bourbonische Frankreich zuzulassen geneigt war, und Preußen begehrte das Königreich Sachsen, wobei es von Rußland anfänglich unterstützt wurde und dafür hinwiederum Rußland in dessen Anspruch auf Polen unterstützte. Im preußischen Interesse lag das Letztere so eigentlich nicht, denn ein russisches Polen schob sich wie ein Keil zwischen die Provinzen Preußen und Schlesien ein; auch sahen die preußischen Staatsmänner und Generale es keineswegs gerne; der König jedoch, von persönlichen Rücksichten für Kaiser Alexander ausgehend, welche nicht mit voller Gegenseitigkeit erwiedert wurden, entschied sich für das Zusammengehen mit Rußland. So waren denn die Großmächte auf dem Wiener Kongreß alsbald in zwei feindliche Lager getheilt. Die polnische und die sächsische Frage sogen alle übrigen auf; das gesammte Friedenswerk gerieth in Stockung; die Verhältnisse spannten sich derart, daß am 3. Januar 1815 bereits ein geheimer Allianzvertrag zwischen Österreich, England, und Frankreich gegen Rußland und Preußen abgeschlossen wurde. Sechs Wochen nach ergangener Aufforderung sollte jede der drei Vertragsmächte 150,000 Mann stellen, worunter 30,000 Reiter, für den Nothfall auch auf eine Erhöhung dieser Streitkräfte gefaßt seyn. Bayern, Hannover, und das neugeschaffene Holland-Belgien zog man nachträglich mit in das Interesse, und sie traten ebenfalls bei; deßgleichen das eben wieder erstandene Königreich Sardinien. Gegenüber der Stimmung der

Digitized by Google

deutschen Völker war dieser Vertrag ein Stück aus einer ganz andern Gedankenwelt, ihnen so fremdartig, wie die Motive des Pariser Friedens. Wer hätte gedacht, daß neun Monate nach dem Einzuge der Alliirten in Paris Frankreich in Waffenbereitschaft stehen würde gegen Preußen? Schon vorher einmal, als der Ausdruck „Alliirte" im Sinne vom März 1814 gebraucht ward, hatte Talleyrand, als Naturfranzose den blos französisch Erzogenen in so weit überlegen, (denn das Original ist immerdar mehr werth, als die Kopie,) seine Kollegen auf dem Kongreß in Verlegenheit gesetzt durch die Zwischenfrage, wer denn Das sey, die Alliirten? In der That war Frankreich durch den Pariser Frieden und die Talleyrand'sche Legitimität nun selbst ein Alliirter, trat auch bald nachher die Erbschaft der Napoleonischen Politik in Bezug auf Polen und Sachsen an, bemühte sich überall, wo dazu Gelegenheit war, um die Erlangung eines gönnerschaftlichen Einflusses in Deutschland, und fand sich schließlich bereits wieder in der Machtstellung, Rußland und Preußen feindlich bedrohen zu helfen. Den wirklichen Ausbruch eines solchen Krieges verhinderte die unerwartete Rückkehr Napoleons auf den französischen Thron. Sein Umsichgreifen erschien Allen gefährlicher, als das irgend einer andern Macht; auch Rußland, durch Napoleon selbst von dem in Paris vorgefundenen geheimen Vertrage in Kenntniß gesetzt, ließ sich dadurch nicht ködern. [29] Was Ludwig XVIII. betrifft, so war er jetzt nicht mehr der Kriegs-

[29] Wolzogen, damals noch russischer General, in Wien während des Kongresses anwesend, um die Geschäfte des Herzogs von Weimar zu leiten, wozu dieser die Erlaubniß des Kaisers Alexander erwirkt hatte, theilt nachstehende interessante Einzelheiten mit: „Die Urkunde dieses geheimen Traktats wurde dem Kaiser Alexander durch den Botschaftsrath Budjakin überbracht, welcher, während sich der eigentliche Gesandte Rußlands, Pozzo di Borgo, zum Kongreß nach Wien begeben, dessen Stelle in Paris vertrat und die Klugheit hatte, trotz der sofortigen Abreise aller übrigen Gesandten, daselbst auch nach der Ankunft Napoleons (am 20. März) noch zurückzubleiben, um seinem Suverän von den ersten Schritten des abermaligen Usurpators zuverlässige Nachrichten zukommen zu lassen. Doch ließ Budjakin scheinbar Anstalten zur Abreise treffen, um hinter Napoleons Rücken in Paris seyn zu können. Dieser aber hatte seine Anwesenheit dennoch bald erfahren, ließ ihn sogleich zu sich kommen, und übergab ihm selbst die vom bisherigen französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Jaucourt vor seiner Flucht mit Ludwig XVIII. nach Lille (am 20. März) in den Tuilerien auf des Königs Tische zurückgelassene Traktatsurkunde mit dem

Digitized by Google

herr, der in dem geheimen Vertrage 150,000 Mann zugesagt, sondern ein Fürst ohne Land, ein „Alliirter", für den man Frankreich erst wieder erobern mußte. Unter diesen Umständen fanden sich die alten Alliirten wieder zusammen. Man gab gegenseitig ab und zu; Rußland bekam nicht das ganze Großherzogthum Warschau, Preußen nur etwa die Hälfte des Königreichs Sachsen;[30] das bisher stockende übrige Kongreßgeschäft, nachdem es einmal diese Klippen hinter sich hatte, gerieth sofort in ein besseres Fahrwasser, und da auch der neu bevorstehende Krieg zur Eile antrieb, so wurde ein Abschluß erreicht, noch bevor die Schlacht bei Waterloo geschlagen war.

Es kostete Mühe genug, bis man es so weit brachte; auch

Ersuchen, sie dem Kaiser Alexander einzuhändigen. Er hoffte nämlich den Letzteren durch diesen Freundschaftsdienst für sein Interesse zu gewinnen und seinen bisherigen Alliirten abtrünnig zu machen; deßhalb setzte er noch besonders nachdrucksvoll hinzu: „er erlaube sich nicht, über diese Angelegenheit eine Bemerkung zu machen, sey es aber dem Kaiser schuldig, ihm ein solches Dokument nicht vorzuenthalten." Der Kaiser Alexander ließ sogleich am Tage nach Budjatins Ankunft in Wien früh den Minister Stein zu sich rufen, zeigte ihm den Traktat, und sagte ihm: „Ich habe auch den Fürsten Metternich zu mir entbieten lassen, und wünsche, daß Sie bei dieser Unterredung als Zeuge zugegen seyen." Bald darauf trat der Fürst in das Zimmer; Alexander wies ihm das Papier und fragte ihn, ob er solches kenne. Der Fürst wollte ausweichend antworten, allein der Monarch unterbrach ihn mit dem Ausrufe: „Metternich! so lange wir leben, soll über diesen Gegenstand zwischen uns niemals wieder die Rede seyn! Jetzt aber haben wir andere Dinge zu thun: Napoleon ist zurückgekehrt, und es muß daher unsere Allianz fester seyn, als je!" Mit diesen Worten warf er den Traktat in das neben ihm flackernde Kaminfeuer, und entließ beide Herren. Diese Handlung Alexanders erscheint um so größer, als er bisher Metternich persönlich niemals hatte leiden können, ihn vom Kaiser Franz entfernt wissen wollte, und ihn selbst bei den Weibern (der Fürstin Sagan ꝛc.) überall verfolgte. Von nun ab aber hielt er, wie bekannt, gute Freundschaft mit ihm, und hat ihm dieselbe auch bis zu seinem Tode treulich bewahrt. Mir wurde diese Geschichte vom Minister v. Stein selbst erzählt, und ist dieselbe meines Wissens noch nirgends gedruckt."

[30] Der Bodenfläche nach etwa zwei Drittheile des Landes, der Bevölkerung nach aber nur etwa zwei Fünftheile der Gesammtheit. Das Königreich Sachsen, welches 1812 noch 2,038,049 Einwohner gezählt hatte, behielt nach der Theilung nur 1,182,744. (Ludens Nemesis, 4. Band, S. 154.) Am 3. Dezember 1861 zählte es wieder 2,225,240; — fast eine Verdoppelung durch innere Zunahme binnen 46 Jahren!

Digitized by Google

konnte man von dem Ergebniß eben nicht ſagen, das Werk lobe den Meiſter. Ein Prinzip irgend einer Art hatte man von vorne herein nicht; es war Alles Willkühr, Gutdünken, Machtſpruch, Eingebung augenblicklicher Zweckdienlichkeit oder vielmehr des Glaubens daran. Von der „Integrität“ Deutſchlands, wie man im Pariſer Frieden die Frankreichs geſichert hatte, war auf dem Wiener Kongreß gar nicht die Rede. Auch die „Legitimität“, nachdem ſie dort für Frankreich ihre Dienſte gethan, fand ſich hier bereits wieder abgedankt; der Wiener Kongreß gieng in keiner Weiſe auf Herſtellung des Zuſtandes vor der franzöſiſchen Revolution aus. In den meiſten Beziehungen, wie man denn überhaupt nicht rückwärts lebt, wäre es auch gar nicht einmal thunlich geweſen; nur legte dieſe Erkenntniß eine andere Betrachtung nahe: ſo gut man nämlich in Deutſchland Anſprüche der „Legitimität“ durch den Vorhalt politiſcher Unthunlichkeit abwies oder einſchränkte, ſo gut hätte man es auch Frankreich gegenüber in jenem Pariſer Frieden gekonnt. Feſthaltung eines Prinzips würde nach den verſchiedenſten Seiten zu imponirt haben; innerer Widerſpruch mit ſich ſelbſt gab nach den verſchiedenſten Seiten hin eine Blöße preis. So blieb man haltlos von innen heraus, wunderlich auf und ab ſchwankend, ohne die geiſtige Sicherheit eines durchgehenden Grundgedankens. Es war ein wirres Durcheinander ſtreitiger Intereſſen. Wer irgend eine Protektion hatte, bewarb ſich um Gebietserweiterung, um einen Antheil an der Beute, und zwar nicht nach außen zu, denn da hatte der Pariſer Friede ſchon die Gränze gezogen, ſondern innerhalb des alten Deutſchlands ſelbſt [31]. Wie vordem im weſt-

[31] Ein aus dem Leben gegriffenes Bild bei Wolzogen. „Meine Hauptbeſchäftigung auf dem Kongreſſe“ — ſchreibt er — „beſtand darin, für den Herzog von Weimar eine Vergrößerung ſeines Landes zu negotiiren. Er hatte ſein Augenmerk hauptſächlich auf Erfurt und deſſen Gebiet gerichtet, weil ihm daran lag, durch den Beſitz der Hauptſtadt Thüringens ſeinem Ländchen ein höheres Anſehen zu geben. Dieſer Wunſch war indeſſen unmöglich zu befriedigen, weil Erfurt als eine wichtige Feſtung von Preußen nicht aus der Hand gelaſſen werden durfte. Überhaupt konnte der Herzog nur mäßige Anſprüche machen. Seine Anhänglichkeit an Preußen verdiente zwar Berückſichtigung, und der Staatskanzler Fürſt Hardenberg war ihm deßhalb allerdings gewogen. Dagegen aber hatte er ſich in der Protektion des Kaiſers von Rußland einigermaßen verrechnet; denn obwohl ſeine Schwiegertochter, die Großfürſtin Maria Paulowna,

Digitized by Google

fälischen Frieden, wie in der jüngsten Vergangenheit jeweils bei den Gebietswechseln, welche Napoleon zu diktiren pflegte, so war auch jetzt wieder Deutschland gleichsam eine große Gantmasse für alle Welt, eine Ausspielungslotterie, ein Glückshafen, eine gerüttelte und geschüttelte Urne, in die man blindlings hineingriff, um Vergrößerungsloose herauszuziehen. Rücksichten auf die öffentliche Meinung, wie man sie bei den Franzosen genommen, nahm man hier nicht mehr. Da wurde denn gefeilscht und gemarktet um Quadratmeilen, ein- und ausgetauscht, hinüber und herüber umgeboten, und die „Seelen" dabei — Solches war der Kunstausdruck — kamen blos als ein Theil des Inventariums in Betracht [32].

die Schwester des Kaisers war, so erklärte mir der Letztere, als ich ihn in Betreff seiner diesfallsigen Absichten ausforschte, daß der Herzog sich zwar seiner guten Dienste versichert halten dürfe, er aber demungeachtet nicht gewillt sey, für seine Schwester direkt Etwas zu fordern. Ein Königreich könne er ihr doch nicht verschaffen, und wegen einiger Ämter mehr oder weniger halte er es nicht der Mühe werth, sich in seiner Politik stören zu lassen. Nichtsdestoweniger sprachen sich die russischen Minister, Fürst Rasumowsky und Graf Nesselrode, stets zu Gunsten der weimarischen Vergrößerung aus, was schon genug war, um die Konferenzgesandten glauben zu machen, daß dieselbe der persönliche Wunsch des Kaisers sey. Nun äußerte die Großfürstin das Verlangen, Fulda für sich als Eigenthum zu besitzen, welches indessen gleichfalls um so weniger durchzusetzen war, als diese Aquisition nicht einmal in den Wünschen des Herzogs lag, der sich überdies dafür portirte, daß der König von Sachsen seinetwegen Nichts verlieren sollte. In Bezug darauf mußte ich ihm jedoch erklären, daß es ihm zwar als sächsischem Fürsten alle Ehre mache, die Hauptlinie in ihrem Besitzthum nicht schmälern zu wollen, daß er aber bei solchen Grundsätzen überhaupt auf jede Vergrößerung verzichten müsse, da Sachsen das einzige disponible Areal darbiete. Auch der Herzog von Koburg machte sich einer solchen Inkonsequenz schuldig, so daß ihm der Kaiser Alexander sogar sagen ließ: „wenn er mit dergleichen propos fortfahre, so solle er die russische Uniform ausziehen" .... Trotz aller dieser obstacles gelang es endlich, durch Abtretung einiger preußischen Herrschaften und Ämter (Blankenhain, Kranichfeld, des preußischen Theils des Fürstenthums Fulda, Bach ꝛc.) die Einwohnerzahl Weimars von 121,000 auf 198,000 zu vermehren, und für den Herzog den Titel als Großherzog auszuwirken."

[32] Wilhelm Wackernagel in seinen Zeitgedichten schildert humoristisch den Eindruck solcher Herrentausche.

Wie doch über Nacht verändern
Kann sein Herz ein Unterthan:
Heut gehört er diesen Ländern,
Morgen wieder jenen an ....

Digitized by Google

Der Wiener Kongreß, gleichwie Napoleon vor ihm, hat auf diese Art manches alte Gewohnheitsband zerschnitten, manche gegenseitige Anhänglichkeit getrennt, vielfach den historischen Boden aufgewühlt, und in der Verstörung da und dort eine Aussaat zurückgelassen, welche in den Stürmen von 1848 als eine antidynastische Frucht aufgieng. Hier sieht man so recht augenscheinlich, wie stark der geistige Einfluß ist, den ein großer Mann über seine Mitwelt ausübt: — auf dem Wiener Kongreß trat man einfach in die Fußstapfen Napoleons. Kaiser und Reich, was er zerstört hatte, ließ man als abgethan weg; Hannover machte man zu einem Königreich, wie er mit Bayern, Sachsen, und Würtemberg gethan; nach seinem Muster schuf man auch wieder neue Großherzoge (Mecklenburg, Sachsen-Weimar, Oldenburg), während man anderseits, obwohl es jetzt keine Kaiserwahl mehr gab, eine der 1803 neugeschaffenen Churwürden beibehielt; neue Mediatisirungen, wenn auch nur in geringer Anzahl, nahm man ebenfalls vor (Fürstenthum Isenburg und Leyen-Hohengeroldseck); der deutsche Bund selbst endlich, der an die Stelle von Kaiser und Reich trat, war eine Nachbildung des Napoleonischen Rheinbundes, nur ohne die

Denn es schrieben, weil der treue
Unterthan im Bette lag,
Hier der alte, dort der neue
Landesherr den Tauschvertrag.

Allein wie nach der Theilung Sachsens ein preußischer Aufruf hervorhob, „nur Deutschland habe gewonnen, was Preußen erworben habe", so schöpft in anderer Richtung der Dichter aus den Herrentauschen den Trost:

Daß die Herrn schon selber schätzen
Herrenrecht für Kleinigkeit,
Wenn nur der vertauschte Fetzen
Bleibt am gleichen großen Kleid; ....

Selbst gestehn, man könne tauschen
Herrn um Herren so bequem,
Und dem einen heute lauschen,
Morgen aber lauschen dem:

Wie man auch in einem Zimmer
Tauscht die Bilder an der Wand,
Ohne Schaden, weil ja immer
Bleibt das Haus im gleichen Stand.

Digitized by Google

thatsächliche Einheit, welche für den letzteren fest in der Hand Napoleons lag. Anstatt einer einzigen Großmacht hatte der deutsche Bund vielmehr deren zwei an der Spitze, also gleichsam die statutenmäßige Möglichkeit eines Zwiespalts, welcher im eintretenden Fall unmittelbar die Wirksamkeit des Bundes als einer Gesammtheit lahm legte. Dies war ein wesentlicher Unterschied. Umgehen ließ sich der Dualismus nicht, aber es ließ sich eine bessere Vermittlung durch Zwischenglieder auffinden, wenn nicht der Pariser Frieden hierin dem Wiener Kongreß vorgegriffen hätte. Holland ohne Vergrößerung wäre ein ganz passender deutscher Bundesstaat gewesen; ein nicht an Holland vergebenes Belgien, dessen Zutheilung überdies die Entschädigungsstreitigkeiten vielleicht anders löste, nicht minder. Damit wäre dem deutschen Bund ein Grundfehler erspart geblieben, der noch bis auf den heutigen Tag fortdauert: die etwas zu schwache Zwischengliederung durch die Mittelstaaten. Sind nämlich Österreich und Preußen uneinig, so stockt das gesammte Triebwerk des Bundes und er ist als solcher nicht bewegungsfähig; sind sie aber einig, so hat der übrige Bund thatsächlich kaum einen eigenen Willen zu seinem Antheil, wenigstens nicht in Fragen der großen Politik, die doch in der Regel gerade die nationalen sind. Denke man sich nun zu den vier Königreichen Bayern, Würtemberg, Sachsen, und Hannover noch Holland und Belgien in den deutschen Bund, wie es zur rechten Zeit unschwer durchzusetzen gewesen, so war ein natürliches Gleichgewicht innerhalb des Bundes hergestellt; die sechs Königreiche waren stark genug, in einem Zerwürfniß zwischen Preußen und Österreich die Vermittlung zu bilden, die einen Zusammenstoß abhielt und den Ausschlag für eine Verständigung gab, so wie auf der andern Seite auch den unter sich einigen beiden Großmächten eine gewisse Rücksicht aufzuerlegen, zumal wenn der Anspruch darauf durch die öffentliche Meinung unterstützt war. Gegen außen aber hätte der Bund damit eine Stellung erlangt, die dem Berufe der deutschen Nation, keinen Kanonenschuß in Europa ohne ihre Genehmigung abfeuern zu lassen, wenigstens annähernd entsprochen hätte.

Auch Das war ein Merkmal Napoleonischen Einflusses, d. h. des tiefen Eindrucks, den Napoleons Glücksperiode zurückgelassen hatte, daß ein fast krankhafter Drang hervortrat, recht vielerlei

Digitized by Google

Bollwerke gegen die Wiederkehr einer ähnlichen Bedrohung aufzurichten. Das allein sichere zwar, nämlich ein besser zusammengefaßtes Deutschland, die Wiedervereinigung der alten Reichstheile mit demselben, hatte man nicht gewollt; statt Dessen hielt man die Bourbons für ein solches Bollwerk, und nebenbei, wie zugleich im Zweifel an ihnen, also nöthigenfalls auch gegen sie, außer dem neugeschaffenen Großholland noch eine verstärkte Schweiz, mit der ewigen Neutralität dazu, als einem Polster nach beiden Seiten, und ein vergrößertes Piemont. An das letztere gab man den früheren genuesischen Staat, benebst den sogenannten Reichslehen (Gebiet von St. Remo) und der Insel Kapraja, wogegen man ihm nach der Nordseite zu eine kleine Abtretung an den Kanton Genf auferlegte. Die Berechnung schlug nicht besser aus, als bei jenem neuen Großholland. Piemont hatte sich emporgebracht durch politische Achselträgerei zwischen der jeweils herrschenden Macht in Italien und zwischen Frankreich; nach einem erhaschten Gewinn auf der einen Seite fiel es gern wieder zu der andern ab, um dort ebenfalls Etwas davon zu tragen; jedwede neue Vergrößerung war ihm natürlich nur ein Beweis weiter für die Nützlichkeit dieser Politik. Die Geographie, wie sich einst Prinz Eugen, der österreichische Feldherr, hierüber ausdrückte, erlaubte seinem Vetter nicht, ein ehrlicher Mann zu seyn. Wenn nun der Wiener Kongreß von der Überzeugung auszugehen schien, daß ein abermaliger Gebietszuwachs Piemont für immer zu einem Bollwerk gegen Frankreich machen werde, so konnte er diese Überzeugung wenigstens nicht aus der Geschichte der Vergangenheit geschöpft haben. Um indessen ganz sicher zu gehen, gebrauchte man die Vorsicht, durch einen eigenen Artikel der Schlußakte des Kongresses einige savoyische Landstriche, namentlich Chablais und Faucigny, mit in die schweizerische Neutralität einzuschließen, welche ja „von den Mächten anerkannt und garantirt" war, und setzte demgemäß als unverbrüchlich fest, daß im Fall eines Krieges zwischen den Nachbarstaaten der Schweiz jene Landstriche von etwaigen sardinischen Besatzungen geräumt werden, und sofort keinerlei bewaffnete Truppen irgend einer andern Macht, sey es auch blos zum Durchmarsch, sich dort blicken lassen sollten und dürften, ausgenommen die, welche vielleicht die Eidgenossenschaft daselbst aufzustellen für gut fände.

Digitized by Google

In der That hielt sich diese Festsetzung um ein gutes Stück länger, als das Königreich der vereinigten Niederlande, nämlich bis 1859; früher wurde sie nicht auf die Probe gestellt. Da jedoch erprobte sie sich als nichtssagend, und in der weitern Folge trat die Turiner Politik nicht nur jene neutralisirten Landstriche, sondern das ganze Savoyen an Frankreich ab. Hie für hätte man das „Bollwerk" nicht zu verstärken gebraucht!

Was die schweizerische Eidgenossenschaft betrifft, so zog sie bei der großen Ausspielung von Seelen und Quadratmeilen ebenfalls ein Vergrößerungsloos. Napoleon hatte ihr weggenommen, was ihm gerade bequem lag, zuletzt noch das Wallis; — einmal auch Etwas zugewendet, wie es ihm bei seinen Friedensschlüssen von der Schnitzelbank fiel. Ersteres gab man ihr wieder, Letzteres beließ man ihr, und zum Ueberfluß legte man noch einiges Weitere drauf. Mitgekämpft hatte sie in dem Kreuzzuge gegen Napoleon nicht. Wie geringfügig 1798 ihr Widerstand gegen den französischen Einmarsch gewesen, der mit nur 18,000 Mann geschah, fällt am besten ins Auge, wenn man daneben hält, was 1805 und 1809 das an Umfang wie an Volkszahl kleinere Tyrol zuwege brachte. Damit konnte sich die Schweiz nicht von weitem messen. Nichtsdestoweniger war sie nun eines der „Bollwerke" gegen Frankreich. Aus deutschem Reichsgute gewann sie über den Bestand vor den französischen Revolutionskriegen das Bisthum Basel (Bruntrut 2c.), am linken Rheinufer das vorher zum österreichischen Breisgau gehörige Frickthal mit den sogenannten „Waldstädten" Laufenburg und Rheinfelden, weiter hinauf das gleichfalls österreichisch gewesene Steckborn, endlich am Bodensee den vormals fürstbischöfflich Konstanzischen Uferstrich von unterhalb Altnau bis oberhalb Arbon, welcher zwar in einem gemeinsamen thurgauischen Wehrverband, jedoch keineswegs unter schweizerischer Oberhoheit gestanden war.[33] Daß Mühlhausen im

[33] Entsprechend so ist die Bezeichnung z. B. auf der „geographischen Karte der kaiserlichen Reichs- und angränzenden Posten", herausgegeben von dem k. K. Oberpostmeister zu Augsburg, 1794; noch etwas genauer auf der 1796 im Verlage des Industriekontors zu Weimar erschienenen Karte: „der schwäbische Kreis, nebst den österreichischen Besitzungen in Schwaben". Das Gebiet des Hochstifts Konstanz kam 1803 an Baden; der Landstrich am Seeufer bis Arbon scheint nicht beansprucht worden zu seyn.

Digitized by Google

Sundgau, als eine Enklave des Elsasses, nicht wieder in die vorige Bundesverwandtschaft zurückkehrte, war daneben ein geringer Verlust; wäre es eine Enklave Deutschlands gewesen, der Wiener Kongreß hätte es schwerlich darum zurückbehalten. Zu all diesen Einbußen Deutschlands nach einem siegreichen Kriege, während in Deutschland selbst nirgends der „Entschädigungsstoff" zureichen wollte, lag kein denkbares Motiv vor, als jene fixe Idee von den Bollwerken. Wenn man nicht geradezu auf das Herschenken ausgieng, konnte man sich wenigstens über eine bessere Gränze verständigen; denn so, wie der Wiener Kongreß sie gelassen hat, ist sie um 40 Wegstunden länger, als der Lauf des Rheins. Die Neutralität ihrerseits ist eben so gut ein Bollwerk für Frankreich, welches vermöge derselben von hier aus nicht angegriffen werden kann; sollte sie einst verletzt werden, so geschieht Das voraussichtlich eher durch Frankreich, also in einem Falle, wo dieses die Verletzung für einen Vortheil ansieht. Die ganze Vorkehr des Kongresses übrigens hat nicht verhindert, daß die Schweiz nach wie vor sich zunächst an Frankreich anlehnte; — nur etwa mit einer Unterbrechung, wenn Frankreich selbst eine drohende Miene gegen sie annahm, oder ein Annexionsfingerzeig gar zu deutlich auf gefährliche Nachbarschaft hinwies.

Dänemark war kein „Bollwerk" gegen Frankreich; es wurde durch den Wiener Kongreß auch nicht schenkungsweise vergrößert, sondern empfieng für den Verlust Norwegens deutsches Land als „Entschädigung": das Herzogthum Lauenburg. Ob Norwegen schwedisch oder dänisch war, daran hatte Deutschland lediglich kein Interesse; im Allgemeinen erschien das vorige Verhältniß als natürlicher, da die See eine wegsamere Verbindung ist, als ein Hochgebirge, wie es zwischen Norwegen und Schweden liegt. Wohl aber hatte Deutschland ein sehr wesentliches Interesse daran, daß Dänemark nicht durch deutsche „Seelen" entschädigt werde. Gleichviel, unter welchem Titel: jede Abtretung an Dänemark war ein baarer Verlust für Deutschland. Daß der König von Dänemark als Herzog von Holstein deutscher Reichsstand gewesen war, und nun für Holstein und Lauenburg zusammen deutscher Bundesfürst seyn konnte, änderte daran weiter Nichts; denn wenn er als Herzog von Holstein ein bewaffnetes Wachtschiff bei Altona in den Elbstrom legte,

Digitized by Google

so war es thatsächlich eben ein dänisches Wachtschiff, und wenn er eine holsteinische Bemannung zur Flotte beizog, so war das Ganze thatsächlich eben eine dänische Flotte. Nun diente allerdings Lauenburg nicht direkt als Entschädigung, sondern es war ein Tauschhandel mit im Spiele, der durch viele Hände gieng. Schweden hatte Finnland verloren an Rußland und wollte dafür Norwegen von Dänemark; für Norwegen gab es Schwedisch-Pommern her, den Rest seiner Zigeunererbschaft aus dem dreißigjährigen Kriege, und für Schwedisch-Pommern trennte sich Preußen von Ostfriesland, und für Ostfriesland trat Hannover Lauenburg ab, und für Lauenburg hinwiederum willigte Dänemark ein, Schwedisch-Pommern an Preußen zu überlassen. Es war ein Herrentausch, wie es deren mehr gab. Allein, fragte man damals, was hatten die Lauenburger verbrochen, daß man sie dänisch machte? Warum überhaupt eine Entschädigung für Dänemark?[34] Sachsen war getheilt worden, weil sein König zu lange bei den Franzosen aushielt; Dänemark konnte eines ähnlichen Schicksals gewärtig seyn, denn sein König setzte denselben Fehler noch um drei Monate länger fort. Ueberdies hatten die sächsischen Truppen sich auf die Seite der Alliirten gestellt, während die dänischen umgekehrt nach wie vor fortkämpften für die Sache Napoleons. Daß man dessenungeachtet Holstein bei Dänemark ließ, war im Vergleich mit Sachsen schon eine starke Begünstigung; es bedurfte nicht auch noch eines Zuschusses. Am Ende hätte Deutschland auch noch eine Entschädigung leisten sollen für Helgoland, welches an die Engländer

[34] Als die ersten Gerüchte auskamen, daß Dänemark noch festeren Fuß in Deutschland fassen solle, als bisher, hielt der Rheinische Merkur den Dänen ein langes politisches Sündenregister vor, namentlich auch betonend, daß sie erst übergetreten, nachdem am Ausgang kein Zweifel mehr seyn konnte, und schloß mit den Worten: „So glänzende Verdienste, mit beredter, geläufiger Zunge vorgetragen, müssen allerdings tiefen Eindruck im Reiche machen, und haben wir so viel hunderttausend Seelen an Frankreich hingegeben, — soll die Schweiz ihrer brüderlichen Gesinnung und Hilfe wegen das Bisthum Basel erhalten, — haben wir Holland für Kolonien und erlittenen Verlust großmüthig mit Belgien entschädigt, — dann ist es auch billig, daß wir Schweden für die Arbeit, die wir gethan, mit Norwegen bezahlen, und Dänemark nun, da es den Vorschuß gethan, mit zwei Pfund Fleisch aus unserm eigenen Leibe entschädigen, und zuletzt für uns selbst Nichts als den Spott der anderen Völker großmüthig zurückbehalten." (Nr. 186 des Rh. Merk., 30. Januar 1814.)

Digitized by Google

fiel; für Deutschland indeß zu weit größerem Schaden, als für Dänemark selbst. Es kann aus der Elbe kein Schiff in die See, ohne Helgoland in Sicht zu passiren; fast in gleicher Weise beherrscht die Insel die Mündungen der Weser und der Ems; im Besitz Englands ist sie der bequemste Anhaltspunkt für eine Blokade dreier deutscher Hauptströme, also eine permanente Bedrohung Deutschlands. Eher war man von dänischer Seite diesem eine Entschädigung dafür schuldig, daß man Helgoland in so gefährliche Hände verloren hatte. Genug, Lauenburg wurde dänisch, und Holstein blieb es. Hätte man noch wenigstens Rendsburg zur deutschen Bundesfestung gemacht, was damals ohne große Schwierigkeit thunlich war, so würde man sich manche spätere Verlegenheit erspart haben. Auch hier war der nachkommende Erfolg eine bittere Kritik Dessen, was der Wiener Kongreß that und was er unterließ.

Die Schlußakte des Wiener Kongresses ist vom 9. Juni 1815. Über innere Ausgleichung in Deutschland folgten noch besondere Verträge nach, zusammengefaßt in dem Frankfurter Territorialrezeß vom 20. Juli 1819, welcher übrigens auch neue Bestimmungen in sich schloß; die Gränze gegen außen, wie sie in Wien festgestellt worden, erfuhr nur noch in Bezug auf Frankreich eine Änderung. Die Schlacht bei Waterloo entschied den nochmaligen Sturz Napoleons. Von einer „Verblüfftheit" der Sieger sprachen die Pariser diesmal nicht; Blücher traf alsbald Anstalt, die „Jenabrücke" in die Luft zu sprengen, woran er nur durch die Ankunft seines milderen Königs gehindert wurde. Schon vorher hatte Graf Golz, der preußische Gesandte bei Ludwig XVIII., sich im Namen Talleyrand's um Erhaltung der Brücke verwendet, Blücher jedoch dem Grafen geantwortet: „Ich habe beschlossen, daß die Brücke gesprengt werden soll, und kann Ew. Hochgeboren nicht verhehlen, daß es mir recht lieb seyn würde, wenn Hr. Talleyrand sich vorher darauf setzte, welches ich Ew. Hochgeboren bitte ihn wissen zu lassen." Chateaubriand nennt die Absicht Blüchers einen Vandalismus; nun, das Jahr zuvor hätte Napoleon selbst, wäre sein Auftrag vollzogen worden, ganz Paris in die Luft gesprengt, — muthmaßlich in der Erwartung eines Erfolgs, wie ihn die Russen durch die Zerstörung von Moskau erzielt

Digitized by Google

hatten.[35] Auch die von überall her zuſammengeſchleppten Kunſtſchätze nahm man diesmal zurück für die früheren Eigenthümer;[36] Paris theilte dabei die Anſchauung Chateaubriands, welcher naiv klagt: „die Kunſtwerke wurden uns geraubt.“ Kaiſer Alexander, nicht mehr umſchmeichelt wie früher, fand die Pariſer nun flatterhaft, überlegungslos, undankbar;[37] Ludwig XVIII. trug er nach, daß

[35] Wolzogen, ein guter Gewährsmann, erwähnt Das als unzweifelhafte Thatſache. Er war am 27. April 1814 von dem Feldmarſchall Fürſten Barclay de Tolly beauftragt worden, die Feſtungen Venloo, Maſtricht, und Grave im Namen der Alliirten zur Übergabe aufzufordern; ein franzöſiſcher Artilleriehauptmann, Namens Marchand, ſollte ihn im Auftrage Ludwigs XVIII. begleiten. „Marchand“, fügt er in einer Anmerkung bei, „hatte von Napoleon bei deſſen Ankunft in Fontainebleau den Befehl erhalten, alles in Paris vorräthige Pulver in Gewahrſam zu nehmen und in die Katakomben zu ſchaffen, um dieſelben beim Einzug der Alliirten in die Luft zu ſprengen. Er war dieſem Auftrage jedoch nicht nachgekommen, ſondern hatte vielmehr den Monarchen davon Anzeige gemacht.“

[36] Denon, der Generaldirektor der Muſeen, benahm ſich in kindiſcher Art ungebührdig dabei. Der Rheiniſche Merkur mußte ihm deßhalb auf, wie er ſeinerſeits in Berlin verfahren war, wo er nicht blos für den franzöſiſchen Staat raubte. „Dem Denon mußte ſein Gewiſſen ſagen, was Berlin weiß, nämlich wie er ſich in der Kunſtkammer des Königs von Preußen betragen hat. Ein Schrank in dieſer Kunſtkammer iſt mit Laubwerk von Schmelz verziert. Das Laubwerk ſchloß ſich, ſtatt mit Blüten, mit geſchnittenen Steinen. Das Leiſtenwerk war durch Reihen von Rubinen gebildet. Denon brach die geſchnittenen Steine mit einer Zange eigenhändig aus. Einige davon ſind jetzt zurückgegeben, aber noch fehlen einige hundert, welche Denon ſeiner Behörde nicht abgeliefert hat. Nicht genug: die Leiſten von Rubinen, die keinen Kunſtwerth hatten, brach er aus, in ſo weit die Steine fehlerfrei waren, ſteckte Alles in die Taſche, ohne darüber zu quittiren, und hatte nicht einmal ſo viel Achtung für die Kunſt, dies Ausbrechen mit der Vorſicht vorzunehmen, die nöthig war, um die Arbeit zu erhalten oder zu ſchonen, mit welcher die Steine umgeben waren. So blieb der Schrank als redender Beweis ſtehen.“ (Rh. M. Nr. 327, 10. November 1815.)

[37] „Lui-même“ (Alexandre), „blessé de la légèreté d'un peuple pour la liberté duquel il avait tant fait, ne regardait plus les Français que comme une nation brave, mais mobile, sans raison et sans reconnaissance; en 1814 elle avait paru ravie d'être délivrée de Bonaparte; en 1815 elle l'avait repris et secondé: le sénat, les généraux, qui avaient décrété et applaudi la déchéance de Napoléon, l'avaient rétabli et lui avaient donné une armée.“

Von den Schmeicheleien des Jahres zuvor erzählt Chateaubriand unter

Digitized by Google

derſelbe nicht auf eine Vermählung des Herzogs von Berry mit einer Schweſter Alexanders eingegangen war. Nach Chateaubriands Verſicherung brachte er auf dem Wiener Kongreß, nach Napoleons Rückkehr von Elba, in Anregung, ob man nicht beſſer thäte, nach einem abermaligen Einzug in Paris den Herzog von Orleans zum König zu machen, was aber keinen Anklang fand[38]. Deſſenungeachtet bewahrte er ſein altes Wohlwollen für Frankreich; bei dem Freiherrn von Stein, als dieſer im Auguſt nach Paris kam, beklagte er ſich über Aufſtellung „übertriebener Anſprüche auf Ein-

Anderm ein Müſterchen, das einem andern Geſchmack eher als plump erſcheint. Bei dem Beſuch einer Irrenanſtalt fragte Alexander die ihn herumführende Frau, ob die Zahl weiblicher Liebeskranken beträchtlich ſey. „Bis jetzt nicht", antwortete ſie; „aber ſeit Ew. Maj. in Paris ſind, ſteht eine Zunahme zu befürchten." (Visitant une maison de fous, il demanda à une femme si le nombre des *folles par amour* était considérable. „Jusqu'à présent il ne l'est pas", répondit-elle; „mais il est à craindre qu'il n'augmente, à dater du moment de l'entrée de votre Majesté à Paris.")

[38] „Le czar se rendit à Vienne pour le congrès, au commencement de l'année 1815; il avait alors plusieurs sujets de plainte contre le souverain, nouveau possesseur de la couronne de saint Louis. Louis XVIII. venait de refuser, sous prétexte de religion et par quelque motif offensant, le mariage du duc de Berry avec la soeur d'Alexandre .... La Bernadière, attaché à l'ambassade française de Vienne, s'étant revenu placer auprès de M. de Caulincourt, fit un rapport sur les griefs que la France avait contre la famille légitime. Alexandre, déja blessé, choqué d'ailleurs de la retraite précipitée de Louis XVIII., sans que celui-ci eût essayé de se défendre, fut frappé du rapport de La Bernadière, et tout à coup il demanda aux alliés, s'il ne serait pas bon de donner le duc d'Orléans pour roi à la France, quand on aurait une dernière fois vaincu Napoléon. Cette proposition jeta le congrès dans le plus grand étonnement; elle manqua son effet par l'opposition de lord Clancarthy, lequel déclara n'avoir aucun pouvoir pour décider une question aussi grave. Une dépêche de Vienne, sous le numéro 25 ou 27, rendit compte à Louis XVIII. de cette surprenante affaire, qui prouve qu'à la seconde restauration pas plus qu'à la première les alliés ne prétendaient rétablir la légitimité. Je touche occasionellement ici un des points historiques les plus curieux et les plus secrets de notre temps: je m'expliquerai dans mes Mémoires." (Congrès de Vérone, par M. de Chateaubriand.)

In Bezug auf die „Legitimität" übrigens erkennt Chateaubriand an einer andern Stelle ſeines Buchs an, von welchem Nutzen ſie für Frankreich geweſen. „Ohne die Bourbons", ruft er dort aus, „waren wir getheilt". (Les Bourbons de moins dans nos revers, nous étions partagés.)

Digitized by Google

engung der französischen Gränze.“ Sowohl Rußland als England, noch unter dem frischen Eindrucke deutscher Kriegsleistung, schienen eher ein verstärktes Deutschland zu fürchten. In ihrem Sinne fiel denn auch der zweite Pariser Frieden aus, abgeschlossen am 20. November 1815. Man konnte begierig seyn, in welcher Art, nachdem die „dauerhaften Bürgschaften“ des ersten durch das Zwischenreich Napoleons ad absurdum geführt waren, sich nunmehr das neue Aktenstück motiviren werde. Ein bombastischer, kanzleimäßig ins Weite gedehnter Eingang umhüllte diese Schwierigkeit mit einer Wolkenperücke. „Nachdem die verbündeten Mächte durch ihre Anstrengungen und den Sieg ihrer Waffen Frankreich und Europa vor den Umwälzungen, womit das letzte Unterfangen Napoleon Bonaparte's und das revolutionäre System, das man in Frankreich wieder einführte, um jenes Unterfangen gelingen zu machen, beide bedrohte, bewahrt haben, und sie in diesem Augenblick mit Sr. allerchristlichsten Majestät den Wunsch theilen, durch unverbrüchliche Aufrechthaltung des königlichen Ansehens und Wiederinkraftsetzung der Verfassungsurkunde die glücklich wieder hergestellte Ordnung der Dinge in Frankreich zu befestigen, so wie zwischen Frankreich und seinen Nachbarn gegenseitiges Vertrauen und Wohlwollen, die durch die unheilvollen Wirkungen der Revolution so lange gestört waren, wieder herzustellen: so haben Ihre kaiserlichen und königlichen Majestäten, in der Ueberzeugung, daß dieser letztere Zweck nicht anders zu erreichen sey, als durch eine Ausgleichung, die ihnen gerechte Entschädigungen für die Vergangenheit und eine sichere Bürgschaft für die Zukunft leiste, und im Einverständniß mit Sr. Majestät dem König von Frankreich die Mittel in Betracht gezogen, diese Ausgleichung zu bewerkstelligen, und nachdem sie erkannt, daß die den Mächten gebührende Entschädigung weder ganz in Ländereien, noch ganz in Geld bestehen könne, ohne einem oder dem andern wesentlichen Interesse Frankreichs zu nahe zu treten, und daß es zweckmäßiger sey, beide Verfahrungsarten zu verbinden, um jenen beiden Unannehmlichkeiten vorzubeugen, bei gegenwärtiger Obliegenheit besagte Grundlage angenommen, und sind deßgleichen einverstanden, daß es unumgänglich sey, auf bestimmte Zeit eine gewisse Anzahl verbündeter Truppen in den Gränzprovinzen Frankreichs stehen zu lassen.“ So

Digitized by Google

lautet der etwas langathmige Eingang des Friedensvertrags. Mit der gerechten Entschädigung für die Vergangenheit und der sichern Bürgschaft für die Zukunft wäre eben so gut die Rückgabe von Elsaß und Lothringen befürwortet gewesen; jene Einleitung aber motivirte nur, daß in Betreff der Entschädigung, weil sie in Geld allein oder in Land allein allzu schmerzlich für Frankreich gewesen wäre, man mit ihm dahin übereingekommen, lieber Beides neben einander zu nehmen. An Geld zahlte Frankreich terminweise 700 Millionen Franken; ein Betrag, welcher lange nicht den der Kriegskosten der Verbündeten für diesen Feldzug erreichte. Was Frankreich in der Zeit seines Waffenglücks an Kontributionen, Requisitionen, und Konfiskationen in Europa erhoben hatte, berechnete man auf 3582 Millionen;[39] der Rheinische Merkur meinte sogar, im Verhältniß zu Dem, was es seit Anfang des Krieges von Andern erpreßt, stelle die französische Kontribution nur etwa eine mäßige Zinszahlung vor. An Land war die auferlegte „Entschädigung" geringfügig. Der Vertrag gieng nur auf die Gränzen Frankreichs von 1790 zurück, vorbehaltlich einiger Änderungen; gegenüber von Deutschland gab Frankreich nun Landau und Saarlouis heraus, behielt aber die Enklaven in Elsaß und Lothringen, auch Mümpelgard, so daß es im Ganzen, da es überdies Avignon und Venaissin behalten durfte, im Vergleiche zu 1790 immerhin noch etwas im Vortheil war. Deutschland hingegen, während Frankreich seine „Integrität" rettete, hatte nach diesem letzten Friedensschluß um volle 1000 Quadratmeilen weniger, als es 1790 besessen. Dies sind die „Verträge von 1815", an denen Chateaubriand so großes Ärgerniß nahm, und über welche noch heutigen Tags, wenn sich gerade die Gelegenheit gibt, die Pariser Presse dann und wann rappelköpfisch wird.

Die Verträge von 1815, d. h. die Wiener Kongreßakte und der zweite Pariser Frieden, haben Deutschland so gestaltet, wie es gegenwärtig ist; sie haben nach Westen zu die Interessen Deutschlands preisgegeben, schlimmer, als es im westfälischen Frieden geschah. Dem westfälischen Frieden war eine mörderische Selbstzerfleischung der Nation, ein dreißigjähriger Bürgerkrieg vorhergegangen; den

[39] Genauer: 3,582,267,000 Franken. (Zeittafeln der allgemeinen Geschichte von L. F. Romig, Stuttgart, 1837.)

Digitized by Google

Verträgen von 1815 ein gemeinſam deutſcher, und zwar ein ſiegreicher Krieg gegen außen. Der Kontraſt des Ergebniſſes hiezu iſt grell. Man erhält unwillkührlich den Eindruck, als wären die Ausländer, auch wenn ſonſt nicht überlegenen Geiſtes, (den Lord Caſtlereagh bezeichnet der Freiherr von Stein ſogar als eine Mittelmäßigkeit,) in Bezug auf Intereſſen allein ſehend geweſen. Das ganze Stromſyſtem Deutſchlands im Weſten war in Verſtörung. Am Oberrhein hatte man neuerdings deutſche Gebietstheile hingegeben, ſowohl an Frankreich als an die Schweiz; dem untreuen Pförtner an der Rheinmündung, zum Lohne dafür, daß er dem Hausherrn den Schlüſſel vorenthielt, und damit er ihn feſter halten möge, einen ganzen deutſchen Reichskreis zum Geſchenke gemacht. Der Zug der preußiſchen Gränzlinie an der Maas, ganz nahe am rechten Ufer hinlaufend, niemals aber daſſelbe berührend, iſt von der Art, wie man ſie ſonſt nur einem Beſiegten zuzumuthen pflegt.[40] Vertragsmäßig war nämlich auf dem Kongreſſe bedungen, daß Preußen nirgends bis auf 800 rheinländiſche Ruthen der Maas nahe zu kommen habe, d. h. es fand ſich mit dürren Worten von dem Fluß abgeſperrt, der nun mit beiden Ufern holländiſch war; wenn man die Ungereimtheit auf der Karte anſieht, ſollte man glauben, holländiſche Waffen hätten Preußen befreit, daß man ihm eine ſo monſtröſe Gränze zu bieten wagte, und nicht umgekehrt. Seelen und Quadratmeilen zählte man ohne Zweifel

[40] Die Beſtimmung ſpricht ſo unbefangen eine ſchreiende Übervortheilung aus, daß auch der Wortlaut von Intereſſe iſt. Sie findet ſich in Art. 66 der Wiener Kongreßakte, beſagend: „De là“ (von Venloo aus) „jusqu'à l'ancienne frontière hollandaise près de Mook, situé au-dessous de Genep, elle“ (die Gränze des Königreichs der Niederlande) „suivra le cours de la Meuse à une distance de la rive droite telle, que tous les endroits qui ne sont pas éloignés de cette rive de plus de mille perches d'Allemagne (rheinländische Ruthen) appartiendront, avec leurs banlieues, au royaume des Pay-Bas, bien entendu toutefois, quant à la reciprocité de ce principe, que le territoire prussien ne puisse sur aucun point toucher à la Meuse, ou s'en approcher à une distance de huit cents perches d'Allemagne.“ Wenn einmal Frankreich verlangt hätte, längs des Elſaßes ſolle auch das rechte Rheinufer bis auf eine oder eine halbe Wegſtunde landeinwärts franzöſiſch ſeyn, Das wäre ein Seitenſtück zu dem Anſpruch geweſen, den an der Maas das neugeſchaffene Großholland erhob, und den man ihm unbegreiflicher Weiſe gewährte!

Digitized by Google

richtig ab; nur ließ diese edle Kunst eben auch noch andere Aufgaben übrig. Von den französischen Gränzpfählen an bis nach Ostfriesland herüber war nun die ganze Seeküste, waren die Mündungen aller Ströme holländisch, d. h. in Feindeshand; von Ostfriesland an bis zur Elbe, da Hannover damals noch englisch war, folgte hierauf die Oberhand Englands, und die war ebenfalls nicht zum Heil Deutschlands ausgestreckt; wo endlich der englische Einfluß aufhörte, da fieng der dänische an, und er reichte bis an Lübeck hin. Als nachmals der deutsche Zollverein auftrat, eine bedeutsame Erscheinung, weil er die deutschen Interessen zu fördern verhieß, welche der Wiener Kongreß versäumt hatte, sah man erst recht, wie jämmerlich Alles bestellt war: — der Zollverein reichte bereits über zwei Drittheile des deutschen Bundes, und noch immer hatte er keinen Strom bis ins Meer, als die einzige Oder, deren Seeweg wieder mit einer Sperre bei Kopenhagen abschloß. Diese Zustände verdankte Deutschland den „Verträgen von 1815." Im Krieg waren die deutschen Waffen gesegnet gewesen; auf den Ergebnissen der Friedensverhandlung ruhte ein Fluch.

Der Wiener Kongreß und die beiden Friedensschlüsse vor und nach ihm hatten es mit dem Rhein, mit der Maas, deren Mündung auch die eigentliche des Rheins ist, mit der Schelde, der Ems, und der Elbe zu thun gehabt; um dreizehn Jahre später, als Rußland die Türkei angriff, kam das Interesse der Donau an die Reihe. Das Mündungsland dieses Stromes befand sich in russischer Gewalt; es war unbestimmbar, wie weit die Abtretungen der Türkei gehen würden, wenn sie nach erlittener Niederlage Frieden schloß. Österreich war geneigt, sein Schwert in die Wagschale zu werfen, hatte aber keineswegs die Stimme der Völker für sich. Rußland war damals populär; in Deutschland namentlich schwärmte man für den Erfolg seiner Waffen; das, wie der erste Pariser Frieden verkündigt hatte, unter der väterlichen Herrschaft seiner Könige alle Pfänder der Sicherheit gewährende Frankreich gieng damit um, durch eine Allianz mit Rußland sich den Besitz des linken Rheinufers zu verschaffen. Unter solchen Umständen behielt Rußland thatsächlich freie Hand; im zweiten Feldzuge überstieg der russische Feldherr den Balkan, und seine Vorposten standen eine Meile von Stambul, als der Friede von Adrianopel, geschlossen

Digitized by Google

am 14. September 1829, einem weitern Vordringen Einhalt that. Es war alles Mögliche erreicht, daß an der Donau das russische Gebiet damals nicht weiter vergrößert wurde, als um das sogenannte Donaudelta, d. h. um das Dreieck, welches die Mündungsarme des Stromes bilden; jedoch war die Sulina, die mittlere Mündung und die einzige, die noch größere Fahrzeuge trägt, nun mit beiden Ufern von Rußland abhängig, während der St. Georgsarm, die südliche Mündung, deren rechtes Ufer frei blieb, der Versandung halber kaum noch zu gebrauchen war. Die Ausfahrt aus der Donau stand unter russischer Herrschaft.

Nach Verlauf eines Vierteljahrhunderts, abermals zunächst durch Rußland, erneuerte sich die Verwicklung einer „türkischen Frage", was denn für Österreich und Deutschland immerdar eine Donaufrage ist. Die Mündung der Donau muß sich in der Gewalt Österreichs, oder sie darf sich wenigstens nicht in der Gewalt Rußlands befinden: — Das ist das österreichische und ist auch das deutsche Interesse. Diesmal — es scheint darauf anzukommen, welchen Ton gerade die französische Presse anschlägt — hatte Rußland die öffentliche Stimmung gegen sich; wer recht entschieden fühlte, dem waren die Türken sogar Träger der Zivilisation und Bannerführer des Fortschritts. Ein französisch-englisches Heer, auf der Halbinsel Krim gelandet, nahm nach langer Belagerung Sebastopol, wo die Russen vorher selbst ihre im Hafen liegende Flotte zerstörten; — für das überall flotteneifersüchtige England schon ein Ergebniß, das einen Krieg werth gewesen, während anderseits Frankreich eigentlich in jedem russischen Linienschiff einen natürlichen Alliirten gegen Englands Übergewicht zur See verlor. Aus den Fürstenthümern an der Donau wichen die Russen erst auf einen Gegendruck Österreichs zurück; auch war es erst ein österreichisches Ultimatum, welches den Ausschlag zum Frieden gab. Der hierauf folgende Vertrag von Paris, geschlossen am 30. März, ratifizirt am 27. April 1856, enthielt in so fern eine Demüthigung Rußlands, als man diesem Großstaat, auf Grund einer Neutralerklärung des Schwarzen Meeres, den Verzicht auf eine Seemacht in diesem Meer auferlegte; mit Ausnahme einer bestimmten Anzahl von Schiffen geringeren Rangs, (6 Dampfer zu je 800, 4 Dampf- oder Segelschiffe zu je 200 Tonnen höchstens,) sollte es keine

Digitized by Google

Kriegsfahrzeuge mehr daselbst haben dürfen. Allerdings legte man der Türkei ihrerseits dieselbe Verpflichtung auf, jedoch war die Gleichheit nur scheinbar; denn für den einen Theil lag das andere Meer, auf dem er Kriegsschiffe haben konnte, so viel ihm beliebte, hart nebenan, für den andern am entgegengesetzten Ende seines Festlandes. An Gebiet verlor Rußland Nichts, als in Bessarabien, zwischen dem Pruth und dem Schwarzen Meer, einen Gränzstreif, dessen Verlust aber eine Abdrängung von der Donau war; der betreffende Landstrich fiel an die unter türkischer Oberhoheit stehende Moldau.

Gelöst war die türkische Frage damit nicht. Der „kranke Mann", wie Kaiser Nikolaus gleichnißweise das türkische Reich genannt hatte, war in der That krank, und er blieb es. Wenn ihm die letzte Stunde nahetritt, gleichviel wann, so wird weder das dazwischen liegende Stück Moldau, noch der Mangel einer stärkeren Kriegsflotte im Schwarzen Meere Rußland abhalten, sich im Einverständniß mit seinen Stamm- und Glaubensgenossen in der Türkei auf die offene Erbschaft zu stürzen. Was 1854 und 1855 den Westmächten als unthunlich erschien, nämlich Rußland abzusperren an seiner Gränze, Das wird alsdann, auch wenn die Krisis England und Frankreich einig findet, um Nichts thunlicher geworden seyn. Der „rumänische Staat", d. h. die Vereinigung der Moldau und Walachei, ist auch mit Aufgebot aller Kräfte, weil in der Front und im Rücken gleichmäßig isolirt, zwischen einem wuchtigen Anprall Rußlands und einem allgemeinen Christenaufstand in der Türkei nur eine schwache Zwischenmauer. Täusche man sich nicht: ein Zusammensturz des türkischen Reichs läßt voraussichtlich eine Verwirrung zurück, wie nach einem Erdbeben; mit den gewöhnlichen Aushilfsmitteln, wie man sie bisher angewendet, ist da Nichts gethan. Muthmaßlich käme zu dem russischen Einbruch von der einen Seite noch ein Vordrängen Griechenlands von der andern, zwischeninne noch ein Umsichgreifen Serbiens hinzu; möglicher Weise selbst ein Aufstand der unaufgeklärten-Muselmänner, welcher den „Beherrscher der Gläubigen" für ein Bündniß mit den „ungläubigen" Franken zur Verantwortung zöge. Eine französisch-englische Flotte mit Landungstruppen kann da vielleicht Konstantinopel schützen, auch etwa den oder jenen Küstenpunkt in Obhut nehmen; aber die

Digitized by Google

Provinzen eines so weitschichtigen Reiches zusammenhalten, zwangsweise, Das kann sie nicht. Was den 1856 an die Moldau gegebenen Landstrich in Bessarabien betrifft, so kommt er einem solchen Verhängniß gegenüber gar nicht in Rechnung; für Rußland ist er kein Hinderniß des Vordringens, sondern eher ein Anreiz dazu; mit einem halben Tagmarsch, da er auch keine militärische Gränze bildet, hätte es ihn wieder. Mehr hat der Vertrag vom 27. April 1856 nicht vorgekehrt.

Es gibt nur eine Lösung der türkischen Frage, und die hängt von Österreich ab. Es müßte das Donaudelta, es müßte auf dem rechten Ufer, welches das linke beherrscht, das Donauthal zwischen dem Gebirg und dem Strom in Besitz haben: alsdann wäre durch eine örtliche Zwischenmacht Rußland von der Türkei abgesperrt, und der „kranke Mann" könnte mit Tod abgehen, gleichviel wann, ohne daß darüber ganz Europa in Händel geriethe. Hier übernähme Österreich den Beruf, durch seine Zwischenstellung feindliche Gegensätze auseinanderzuhalten. Allerdings brächte es damit ein Opfer; denn es müßte sich nöthigenfalls gegenstemmen mit seiner ganzen Macht, und ein Menschenalter mindestens würde vorüber gehen, bis der besetzte Kriegsposten auch nur annähernd den für den Zweck unumgänglichen Kostenaufwand wieder einbrächte. Es müßte kolonisiren; es müßte, wie es nach den Türkenkriegen im 17. und 18. Jahrhundert gethan, das verödete Land durch eine deutsche Einwanderung neu bevölkern, zivilisiren, und blühend machen. Rußland hat in dieser Beziehung keinen Anspruch; es bedürfte eher noch bei sich daheim einer Einfuhr von Ansiedlern, als daß es nach der Türkei Ansiedler ausführen könnte. Die Türkei ihrerseits, wenn sie das betreffende Zwischenland hergibt, tritt damit nur ab, was sie auf die Länge hinaus offenbar nicht zu halten vermag, und gewinnt dafür eine unschätzbare Sicherheit gegen einen Feind, der ihr erfahrungsmäßig stets wieder von neuem den Fuß auf den Nacken setzt. So wäre er zu Land ihr vom Leibe gehalten, und zu Schiff wird Rußland die Türkei nicht erobern. Ob eventuell Österreich zu dem Opfer geneigt wäre, das ist eine Frage, die sich durch die Umstände bedingt. Im Interesse Europa's müßte man es darum angehen; die öffentliche Meinung müßte dringen darauf. Wäre 1855 die

Digitized by Google

Frage in dieſer Weiſe geſtellt worden, ſo hätte man daran einen Prüfſtein gehabt, ob es den Weſtmächten mit einer wirklichen Löſung Ernſt ſey; giengen ſie nicht darauf ein, ſo meinten ſie es auch nicht ehrlich mit der Sache. Öſterreich konnte ſich dann ferne halten, ruhig den Gang der Dinge abwartend, da mit der Verlängerung des Kriegs fortwährend der Werth ſeines Beiſtandes ſtieg; damit hätte es ſich ſchwere Opfer, und in der weitern Folge die trübe Erfahrung erſpart, alsbald nach ſeinem uneigennützigen Ritterdienſte Feind und Freund von damals gegen ſich geeinigt zu ſehen. Die türkiſche Frage aber löſte man nicht, man ließ ſie blos fallen; — eine Anweiſung auf die Zukunft, welche die ganze Verwicklung, auch die Donaufrage mit ihr, eben erneuert bringen, vielleicht ganz unverſehens auf eine Entſcheidung drängen wird.

Die Stellung Öſterreichs und Deutſchlands zu der Frage bleibt ſich mittlerweile gleich. Jede deutſche Betheiligung an der Art, wie ſich endgiltig das Loos der Türkei beſtimmt, muß naturgemäß die Donau im Auge haben, ſo wie auf der andern Seite jeder deutſche Krieg mit Frankreich, aus welchem Grund immer er entſpringen möge, thatſächlich ein Krieg um den Rhein, um die Wiederherſtellung der natürlichen Verhältniſſe ſeyn wird. In dieſem Sinne bilden Rhein und Donau eine Zuſammenfaſſung deutſcher Intereſſen erſten Ranges. Zugleich ſind damit zwei Richtungen vorgezeichnet, in denen Öſterreich, während es ein öſterreichiſches, und Preußen, während es ein preußiſches Intereſſe verfolgt, mit einem deutſchen Geſammtintereſſe zuſammentreffen; die beiderlei Richtungen kreuzen ſich nicht, ſondern beſtehen nebeneinander, tragen und ergänzen ſich wechſelſeitig, und bieten unter ſich keinen Anlaß zur Eiferſucht. Läßt Öſterreich Preußen im Stich an der Oſtſee oder am Rhein, ſo verfehlt es ſich eben ſo gegen ſeinen Vortheil, wie Dies Preußen gegen den ſeinigen thut, wenn es an der Donau oder am Schwarzen Meere Öſterreich ohne Unterſtützung läßt; der natürliche Beruf beider Mächte weiſt vielmehr auf gegenſeitige Anlehnung. Möglicher Weiſe, was den Rhein betrifft, gelangt Frankreich eines Tags zu der Erkenntniß, daß es nicht erſt deutſcher Volkstheile bedarf, um eine Großmacht zu ſeyn, und daß eine prinzipmäßige Beſchränkung auf Annexionen keltiſch-romaniſchen Stammes „franzöſiſcher“ wäre. Frankreich ſelbſt würde gewinnen

Digitized by Google

dabei. Einen Krieg gegen England z. B., wie er unzweifelhaft bei den Franzosen populär ist, manchen sogar für ein heiliges Vermächtniß Napoleons I. gilt, kann es mit voller Kraft gar nicht führen, so lange es ein mißtrauisches oder ein feindseliges Deutschland, ein Deutschland mit unausgeglichenen Ansprüchen in seinem Rücken hat. Im Grund ist es England allein, das aus den „Verträgen von 1815" wahrhaft bereichert hervorgieng; jedwede ungelöste Interessenverwickelung auf dem Festlande, jenem englischen Übergewicht gegenüber, hilft zu dessen Fortdauer.

Interessen solcher Art, den Strömen nachziehend in die See hinaus, werden es seyn, um welche die Kriege der Zukunft geführt werden. Nationale Größe oder politischer Zusammenhang mit einem mächtigen Ganzen ist heutzutage nicht nur ein Anspruch steigenden Selbstgefühls oder ein Ziel geistiger Erhebung, („es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken,") sondern auch ein Erforderniß materieller Wohlfahrt, für eine Masse von Einzelinteressen eine Bedingung des Gedeihens. Handels- und Verkehrsinteressen reichen überall über die Staatsgränzen hinaus; draußen nun, in der großen Weltkonkurrenz, bedürfen sie der Gleichstellung mit den Mitbewerbern, und zur Gleichstellung bedürfen sie des Schutzes, und zum Schutze bedürfen sie der Macht, und die Ermanglung der Macht greift störend bis in die Einzelinteressen zurück. Wäre die Macht da, und es fehlt nur an der Zusammenfassung, um sie zweckdienlich zu verwenden, so geht es nicht eindruckslos vorüber, wenn man daneben den durchgreifenden Schutz ansieht, dessen sich die Angehörigen eines Großstaats erfreuen. In diesem Falle denn befindet sich Deutschland: — es ist nicht eine Anwandlung von Uebermuth oder eine poetische Aufwallung der Phantasie, sondern eine nüchterne, prosaische, fast eine hausbackene Nothwendigkeit, die es zu einer stärkeren Einigung drängt. Man bedarf volkswirthschaftlich der Macht, um die Interessen der Nation zu pflegen, zu entwickeln, zu schützen; man bedarf ihrer nach außen, weil man sonst bei sich daheim nicht die Übervölkerung zu ernähren, nicht die darbende Armuth nutzbar zu beschäftigen, nicht die im Erwerb liegende Steuerkraft aufrecht zu halten, nicht die politischen Gefahren massenhafter Arbeitslosigkeit zu beschwören vermag. Wo sich der Staat hiefür als machtlos bekennt, sinkt

Digitized by Google

er im öffentlichen Ansehen und der gestellte Anspruch geht um eine Instanz weiter: er ruft nach einer stärkeren Einheit. Darum erhob sich aufstrebend der deutsche Zollverein; darum verlangt man, daß er kein Bruchstück bleibe; darum weisen Rhein und Donau bedeutsam auf eine Einigung deutscher Interessen in noch weiterem Sinn.

Was die deutsche Nation ernstlich will, weil sie es wollen muß, und wofür Österreich und Preußen vereinigt einstehen, das wird auf die Länge nicht hintertrieben werden. Nach dem Einzug in Paris, 1814, hätte man es in der Hand gehabt, die Verhältnisse des Rheins zu ordnen, auch eine ethnographische Ausgleichung mit Frankreich zu treffen, indem man ihm keltisch-romanische Gebietstheile, die eine ganz unnöthige Freigebigkeit nachher an die Schweiz und das neue Großholland wegwarf, lieber gelassen, und dafür ethnographisch deutsche zurückgenommen hätte; 1855, während der Spannung des Krimkrieges, wäre durch eine bedingte Zurückhaltung von Seiten Österreichs, und wenn ihm Preußen und das übrige Deutschland die Hand reichte, wie es den deutschen Interessen entsprach, auch an der untern Donau und dem Schwarzen Meer eine bessere Lösung erreichbar gewesen. Es kann lange dauern, bis für Donau und Rhein eine gleich gute Gelegenheit wiederkehrt; ganz ausbleiben wird sie nicht. Ein Bewußtseyn des Zieles aber muß am Anfange des Weges stehen, den man danach einschlägt.

Digitized by Google

1271267

Digitized by Google

Digitized by Google

1934
CHIVERS

Digitized by Google